Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

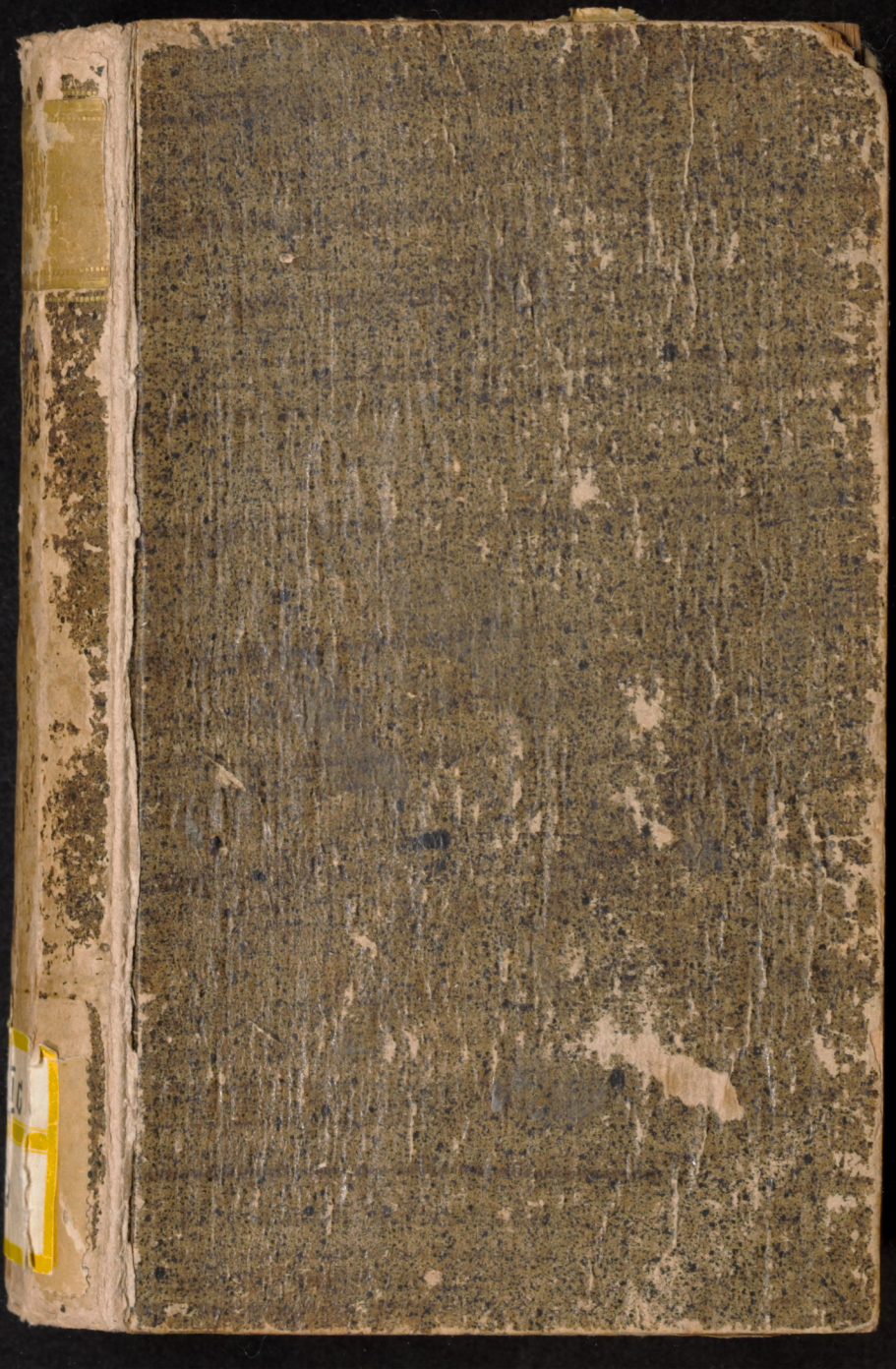
Monatschrift zum Nutzen und Vergnügen

1763, Erstes Stück-Fünftes und sechstes Stück

Hamburg: gedruckt und verlegt von Mich. Christ. Bock, 1763

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1823199186

Band (Zeitschrift) Freier Zugang



Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1823199186/phys_0001
DFG

. Af Ic
1270

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1823199186/phys_0002
DFG



Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1823199186/phys_0003
DFG

Monatschrift
zum
Nutzen und Vergnügen.

Erstes Stück,
im Heumonat.

Hamburg,
gedruckt und verlegt von Mich. Christ. Bock.
1763.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1823199186/phys_0005
DFG

Inhalt.

Gedanken eines Arztes von der Entvölkerung eines Landes — — S. 1
Die Seelenwanderung — 25
Von den Mücken — — 32
Vom Sonnenstich — — 44
Die eheliche Höflichkeit — — 50
Nachrichten vom Diogenes — — 57
Von den Höflichkeitsbezeigungen der Chineser, besonders bey ihren Gastmahlen — 68
Von der Zeichnung in der Mahlerey, und wie solche erlernet werden müsse — 83
Die Rose. An die junge Themire — 93
An die Fürsten — — 94

MECKLENB. LANDESBIBLIOTHEK SCHWERIN

Gedan-

Gedanken eines Arztes

von der

Entvölkerung eines Landes.

Die Vermehrung der Einwohner ist eines der vornehmsten Stücke, das die Staatsverständigen anitzt in Bewegung setzt. Der Nutzen, den ein Land von der Menge seiner Einwohner ziehet, und die allgemeine Abnahme der Menschen in Europa machen dieses nothwendig. Diese ist so augenscheinlich, daß beynahe in allen Ländern Klage darüber geführet, und ihre

Ursachen sorgfältig untersucht werden. Besonders ist sie auf dem Lande merklich. Es fehlet an hinlänglichen Arbeitern, das Feld zu bauen, und doch sind die Landleute die wahre Pflanzschule, und der Ackerbau der Erhalter des menschlichen Geschlechts. Die Städte könnten nicht bestehen, wenn nicht der jährlich merklich größere Verlust als Zuwachs ihrer Einwohner vom Lande ersetzt würde. Es sterben in denselben jederzeit ungleich mehr, als gebohren werden. Die Lebensart, das Wohlleben, die Ausschweifungen, die Nothwendigkeit, unvereheligt zu leben, wozu viele ihr Stand verbindet, verursachen Krankheiten, frühzeitiges Sterben, und verhindern die Fortpflanzung. Verschiedene solcher Ursachen können in den Städten nicht abgeschafft werden; es sind unvermeidliche Uebel. Die Ursachen, warum sich der Mangel der Leute anitzo auf dem Lande so merklich zu äußern anfängt, sind hauptsächlich unter zwo Classen zu bringen. Die erste ist, daß mehrere, als sonst, das Land und den Ackerbau verlassen; und die zwote ist, daß die Fortpflanzung sich um ein beträchtliches mindert.

Verschiedene Bewegungsgründe veranlassen den Landmann, sein Vaterland zu verlassen. Einige gehen weg, um zu Lande oder zu Wasser Dienste zu suchen, andere, um in den Städ-

Städten eine Handthierung zu ergreifen, eine Kunst zu erlernen, oder zu dienen.

Der Dienst zu Wasser und zu Lande ist der Bevölkerung auf verschiedene Art höchst nachtheilig. Der größte Theil derjenigen, welche entweder gutwillig, oder gezwungen diesen Stand ergreifen, gehen verlohren. Die Schlachten, die Gefahren, die Beschwerlichkeiten des Krieges, die schlechten Nahrungsmittel, das übermäßige Essen und Trinken, die Ausschweifungen, nebst den Krankheiten, die daraus folgen, die Veränderung der Luft, des Climas, der Lebensart, die langen Seereisen, die Krankheiten, so aus fremden Ländern, aus Ost- und Westindien mitgebracht worden, nehmen eine große Anzahl Menschen weg. Kommen auch welche zurück, so leidet doch ihr Vaterland darunter; sie bringen ihre besten Jahre zur Fortpflanzung anderwerts zu. Wenn sie zurück kommen, so haben sie entweder für Alter, oder durch Ausschweifungen und Kranckheiten das Vermögen dazu verlohren. Oefters verheyrathen sie sich gar nicht, aus Gewohnheit zu einem freyen und liederlichen Leben, und wenn es ja geschiehet, so zeugen sie Kinder, welche Schlachtopfer der unordentlichen Lebensart ihrer Väter werden, welche schwächlich, siechhaft, kränklich sind, jung sterben, oder wenn sie leben bleiben, der Gesellschaft nichts nützen. Obgleich dieses Uebel wichtig und bekannt genug

ist, so erfordert es jedoch unter allen übrigen die wenigste Aufmerksamkeit, weil die Anzahl ederjenigen, welche auf diese Art für das Vaterland verlohren gehen, eingeschränkt, gegen die übrigen Einwohner unbeträchtlich ist, ihm auf eine andere Art sehr viel Vortheil verschaffet, und da diese Auswanderung vielleicht zu einer Zeit nothwendig gewesen ist, und wieder werden könnte, wenn die übrigen Ursachen, so die Bevölkerung hindern, aufhören sollten.

Weit beträchtlicher ist der Verlust, welchen das Vaterland durch die Auswanderung derjenigen leidet, die ihr Glück auswärtig suchen wollen. Dieses Uebel hat weit schlimmere Folgen; und zum Unglück ist es eine ansteckende Seuche, die sich immer weiter ausbreitet. Die Ursach ist leicht einzusehen. Der glückliche Erfolg, den einer gehabt hat, reizet hundert andere, den nämlichen Versuch zu thun. Das Vortheilhafte fällt in die Augen, ohne daß die Gefahr dabey bemerkt wird. Man setze, daß vor ungefehr zehen Jahren hundert Personen ihr Glück zu suchen aus einer Provinz gegangen sind. In kurzer Zeit werden sie von jedermann, außer ihren nächsten Verwandten und Bekannten vergessen seyn. Einer von ihnen komt in diesem Jahre mit etwas Geld zurück, oder hat auswärtig einen Dienst erhalten, dabey er ohne viele Bemühung reichlich leben kann. Alle junge Leute, die dieses hören, wollen seinem

Bey-

Beyspiele folgen, ohne an die übrigen neun und neunzig zu gedenken, davon die Hälfte umgekommen ist, die übrigen kümmerlich leben, oder nach ihrem Vaterlande zurückkehren, nachdem sie untauglich geworden, daselbst mit ihrem vorigen Gewerbe Unterhalt zu finden. Das beste Mittel, dieses zu verhindern, wäre, daß in jeder Provinz ein Verzeichniß von denjenigen, welche in fremde Länder gehen, gehalten, und der Erfolg von ihrem Unternehmen öffentlich bekannt gemacht würde. Ihre Landsleute, die dadurch einsehen lernten, wie viel Gefahr und Ungewißheit hiemit verbunden ist, und wie sehr die Anzahl derer, die ihren Entzweck verfehlen, die andere übertrifft, würden die Lust verlieren, diesen Weg zu erwählen, und lieber durch ihren Fleiß sich und ihr Vaterland zu bereichern suchen. Die wahre Glückseligkeit eines Landvolks, so einen fruchtbaren Boden bewohnet, ist ihre Menge und ein mittelmäßiges Vermögen an baarem Gelde.

Es verlassen aber nicht allein mehrere das Landleben, und leidet die Bevölkerung darunter, sondern auch diejenigen, so zurückbleiben, vermehren sich nicht so stark als vorhin. Bey gleicher Anzahl Einwoner werden weniger verheyrathet, und dahero auch gebohren. Es ist unnöthig, dies zu beweisen; man darf nur die jährlichen Verzeichnisse davon nachsehen. Das

Wohlleben, der Aufwand, die Ausschweifungen sind Schuld daran.

Der Aufwand macht, daß derjenige, so nur mittelmäßige Einkünfte hat, und doch mit einem andern, der ihn wol am Vermögen, aber nicht am Stande übertrifft, gleich leben will, eine zahlreiche Familie befürchtet, deren Unterhaltung dasjenige, was er auf das äußere Ansehen wendet, wegnehmen würde. Daher sind die Heyrathen seltner, und entstehen aus diesen weniger Kinder. Zugleich giebt die weichliche Lebensart zu Unordnungen Gelegenheit, so die Gesundheit und den Körper schwächen, worunter die Nachkömmlinge nothwendig leiden müssen. Viele lassen ihre besten Jahre verstreichen, und zeugen nachhero in zunehmendem Alter schwächliche Kinder, die sie nicht Zeit zu erziehen haben. Unglücklicherweise hat sich diese Denkungsart auch in den Dörfern eingeschlichen. Der Landmann glaubt nicht, daß sein Reichthum in der Menge seiner Kinder bestehe.

Eine andere übele Folge des Wohllebens ist, daß die Reichen das Land verlassen um in den Städten zu leben. Sie vermehren die Anzahl ihrer Bedienten, nehmen sie mit sich vom Lande, und schaden dadurch sowol dem Ackerbau, als der Bevölkerung. Die Bedienten haben meistentheils nicht Beschäftigung genug, gewöhnen sich an ein müßiges leben, werden zur

Be-

Bearbeitung des Feldes, wozu sie gebohren waren, untüchtig, und verheyrathen sich nicht, weil sie auf diese Art hernach ihren Unterhalt nicht finden können. Oefters unterlassen sie es auch aus Liederlichkeit, oder weil wenige Herrschaften verheyrathete Leute in ihren Diensten haben wollen. Diejenigen, so noch am ordentlichsten leben, und etwas ersparen, scheuen sich die mühsame Feldarbeit wieder zu ergreifen, weil sie die Gemächlichkeiten des Stadtlebens allzu gewohnt worden sind. Sie fangen eine kleine Handlung oder Handthirung zu treiben an, wobey die Bevölkerung jederzeit verlieret. Von einer gleichen Anzahl Bauren und Bürger werden die ersten beständig mehr Kinder zeugen, der letzten ihre schwächlicher seyn, und eher sterben.

Ein gleicher Schade entsteht davon, wenn viele vom weiblichen Geschlecht in den Städten Dienste nehmen. Eine Magd, die zehen bis zwölf Jahre in der Stadt gedienet, kann niemals eine gute Bauerfrau werden. Sie ist der Landarbeit entwohnt, und muß unterliegen, wenn sie solche wieder ergreift. Siehet man eine solche Frau ein Jahr, nachdem sie die Stadt verlassen, so wird man bemerken, wie sehr sie von der veränderten Lebensart veraltet ist. Ihr erstes Wochenbett, wobey sie die Pflege, so ihre Verzärtelung erfordert, nicht haben kann, ist gemeiniglich der Anfang zu

Siechheit, Schwäche und Unvermögen; sie wird unfruchtbar, und macht ihren Mann zur Vermehrung des Geschlechts zugleich unnütz.

Es ist zu befürchten, daß dieses Uebel immer nachtheiliger werde, nachdem man anfängt, aus Mangel an Leuten und aus Sparsamkeit, Kinder in Dienst zu nehmen. Diese gerathen viel leichter in Ausschweifungen, und werden geschwinder durch sie aufgerieben und verdorben.

Die Verabsäumung des Ackerbaues, die hin und wieder einreißt, giebt noch mehr Gelegenheit zur Entvölkerung, als die vorhin angeführten Ursachen. Die Frohndienste, die Leibeigenschaft, die vielen Abgaben, die Furcht, zu Kriegsdiensten gezwungen zu werden, nöthigen den Bauer, den Pflug zu verlassen. Die Begierde nach Reichthum, Müßiggang und Ausschweifungen reizet ihn zum Stadtleben. Die zurückgebliebenen bauen, aus Mangel an Arbeitern, und Aufmunterung, nicht mehr an, als was sie zu ihrem Unterhalt nothwendig bedürfen. Die Nahrungsmittel werden seltener und kostbarer; der gemeine Mann kann sich weniger und später verheyrathen, aus Furcht seine Kinder nicht ernähren zu können. Der Ueberfluß an Lebensmitteln vermehret die Bevölkerung, und kann allein durch den Ackerbau erhalten werden. Ein einziges Beyspiel wird dieses deutlich machen können. Ein alter Römer, der jederzeit beflissen war, das Feld zu

bau-

bauen, wenn sein Vaterland keine Dienste von ihm forderte, lebte mit seiner Familie von einem Morgen Landes. Ein Wilder, der weder säet, noch pflüget, verzehret allein so viel Wildpret, als 50 Morgen Landes ernähren. Folglich konnte Tullus Hostilius, bey 1000 Morgen Landes, 5000 Unterthanen haben, da ein Haupt der Wilden, bey einem gleichen Striche Erdreichs, kaum 20 beherrschen wird.

Dies ist der erstaunende Unterschied, welchen der Ackerbau bey der Bevölkerung hervorbringet.

Außer diesen angeführten sind noch viele andere Ursachen, die, jedes Land insbesondere betrachtet, entvölkern können. Verschiedene sind dem Anschein nach wenig erheblich, und öfters unmerklich. Die Staatsverständigen geben sich die äußerste Mühe, alle mögliche zu entdecken, und denselben durch Vorschläge abzuhelfen. Sie übersehen vielleicht die wichtigsten, und denen am ersten vorgebeugt werden könnte, und halten sich bey solchen auf, die am meisten in die Augen fallen, und am wenigsten verhindert werden können. Ihre Vorschläge sind so häufig, daß ihre Menge und Verschiedenheit sie schon unbrauchbar machen. Die meisten darunter können wegen der itzigen Lebensart, Sitten, Verfassung der Reiche und dergleichen Ursachen, weder angewandt, noch ausgeführt werden.

Es wäre zu wünschen, daß die Menschen zu der vorigen Einfalt zurückkehrten, daß sie nicht durch Ueppigkeit, Ausschweifungen sich schwächten, und ihr Leben verkürzten, noch auch aus Liebe zum Aufwand ihre vornehmste Bestimmung, die Vermehrung ihres Geschlechts, verabsäumten. Kein Gesetz, keine Sittenlehre, nicht einmal die Religion, ist vermögend, dieses Uebel auszurotten, Man klage und schreibe, so viel man will, wider die Schädlichkeit des Krieges und die Schiffarth nach weit entlegenen Ländern; die großen Herren werden niemals aufhören, ihre Streitigkeiten mit dem Degen auszumachen; der Vorschlag des Abtes Saint-Pierre, einen allgemeinen Reichtstag aller Europäischen Mächte zu errichten, wird wol beständig als der Einfall eines gutherzigen Mannes angesehen werden. Das Frauenzimmer wird nicht aufhören, Thee zu trinken, und Zitze zu tragen, und die Kaufleute Schiffe nach Ostindien zu schicken. Man predige dem Bauer von der Gefahr und dem Unglück, in das er läuft, wenn er den Pflug verläßt. Ein Werber, ein Matrose wird ihm bey einem Glas Bier oder Brandwein, in der Schenke, von dem Gegentheil überreden.

Alle Aufmunterung zum Heyrathen wird vergebens seyn, so lange kein Ueberfluß an Lebensmitteln da ist, und dieser muß durch die Menge

Menge der Arbeiter erst erhalten werden. Das hereinziehen fremder Colonisten ist öfters ohne Nutzen; die Veränderung der Luft reibt sie leicht auf, oder schwächt sie wenigstens. Sie sind größtentheils die schlechteste Gattung Menschen, die ihr Vaterland mehr aus Hoffnung zu einem guten und gemächlichen Leben, als aus Begierde zu arbeiten verlassen.

Dergleichen Anstalten fallen in die Augen; sie scheinen den kürzesten Weg zur Bevölkerung zu zeigen. Man hintergehet sich, und läßt darüber eines der wesentlichsten, der wichtigsten Stücke aus der Acht, das ist, man wendet nicht genug, und fast gar keine Sorgfalt auf die Erhaltung des Gesundheitszustandes des gemeinen Volkes, Krankheiten und frühzeitiges Sterben reiben mehr Menschen auf, und sind der Bevölkerung hinderlicher, als alle vorhin erzehlte Ursachen.

Wenn in einem Jahre 50 eine Provinz verlassen, um auswärtig ihr Glück zu suchen, so sterben dagegen 500, nicht für Alter, nicht daß die Zeit, so die Natur ihnen bestimmt, verflossen ist, sondern von Krankheiten, die zu gleich 100 und vielleicht mehrere zur Arbeit und Fortpflanzung ihres Geschlechts untüchtig machen. Man untersuche die Verzeichnisse der Todten; die größte Anzahl derselben bestehet aus Kindern, jungen Leuten und solchen, die

noch

noch nicht das 50ste Jahr erreicht haben. Funfzig bis sechzig Jahr ist itzo beynahe das höchste Alter, da es doch, dem Laufe der Natur nach, das kürzeste seyn sollte. Man gehe die Dörfer durch, wie viel sieche, kranke, gelähmte Kinder, Männer und unfruchtbare Frauen wird man nicht finden?

Es werden diese Uebel meistentheils als unvermeidlich angesehen, denen es vergebens seyn würde, sich widersetzen zu wollen. Die Lebensart, die Ausschweifungen, die Wollüste, die sogar das gemeine Volk itzo angesteckt haben, sind freylich Schuld an den häufigen Krankheiten. Ehe man jene nicht abschaffen kann, werden diese beständig fortdauern. Ist es aber nicht möglich und besser, den übeln Folgen einer Sache vorzubeugen, wenn sie selbst nicht kann ausgerottet werden? Außerdem bleiben noch die epidemischen und endemischen Krankheiten übrig, die dem menschlichen Geschlechte gewiß gleich schädlich sind. Es ist nicht genug, den Abgang mit andern zu ersetzen, und zufrieden zu seyn, wenn nur so viel gebohren werden, als sterben. Ein neuer Ankömmling kann nicht den Verlust eines Bauers, der im 30sten Jahre seines Alters stirbt, ersetzen. Es ist zweifelhaft, ob jener so arbeitsam ist, als dieser, der mit seiner Hände-Arbeit seine Familie reichlich ernährte. Der Ankömmling hat nicht die Wissenschaft, die Kenntniß von der Art des

Lan-

Landes und des Ackerbaues, dabey der Verstorbene erzogen war. Des letzten hinterlassene Frau geräth in Armuth, und fällt dem Publico mit ihren Kindern, die sie nicht erziehen kann, zur Last. Der Staat gewinnet durch die Geburt dreyer Kinder nicht so viel, als er durch den Tod eines Menschen, der sein 25stes Jahr erreicht hat, verlieret. Warum sind zween Recruten nicht so gut, als ein exercirter Soldat, und warum wendet man bey den Armeen so viel Sorgfalt auf die Erhaltung des letzten bey seinen Krankheiten und Verwundungen?

So unstreitig es ist, daß die Krankheiten, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viel, als alle die andern Ursachen zusammen genommen, zur Entvölkerung eines Landes beytragen. Mit gleich starker Gewißheit kann behauptet werden, daß den meisten derselben vorgebeugt, und die größte Anzahl der Kranken gerettet werden könnte.

Die schlechte Pflege und Sorgfalt, die bey den Krankheiten des gemeinen Volks, sonderlich des Landmanns, angewandt wird, ist eine der vornehmsten Ursachen des häufigen Sterbens. Aerzte, die hierauf Acht geben, bemerken dieses öfters zu ihrem größten Leidwesen. Der Mangel der Geschäftigkeit der Umstehenden, der Anverwandten eines Kranken kann hierbey nicht angeklagt werden. Selten ist ein

Mensch

Mensch so unglücklich, daß er in seinem Elende verlassen werden sollte. Das Mitleiden, die Menschlichkeit, treiben jedweden an, einem bekannten Kranken beyzuspringen. Die Vorurtheile, die Einfalt, die falschen Begriffe aber machen diese Hülfe gemeiniglich schädlich, ja tödtlich. Ein gemeiner Mann bekommt einen Anstoß vom Fieber. Weil man bemerket hat, daß solcher öfters durch einen Schweiß gehoben wird, so muß der Kranke schwitzen. Er wird mit Betten überhäuft, die Vorhänge am Bette zugezogen, alle Fenster und Thüren vest verwahret. Man giebt ihm häufig heißes Getränk; und weil er matt ist, so sucht man ihn mit Wein und Fleischbrühen zu stärken. Anstatt ihn zu erleichtern, wird er gemartert; das Blut wird entzündet, und die Krankheit, so sonst ein Wechsel- oder ander leichtes Fieber geworden wäre, wird, durch dieses verkehrte Verfahren, eine hitzige und tödtliche Krankheit. Dergleichen und ähnliche Fälle sind unzählich: Sie werden nicht bemerkt, weil man den übeln Erfolg der Heftigkeit der Krankheit zuschreibt, da er doch bloß von dem widersinnigen Verfahren des Kranken, oder der Umstehenden abhängt.

Hierzu kommt, daß das gemeine Volk, vornehmlich die Landleute, der Hülfe und des Raths geschickter Aerzte fast gänzlich beraubet sind. Diese wenden ihre meiste Sorgfalt und Bemü-

hung

hung auf die Erhaltung des ansehnlichsten Theils des menschlichen Geschlechts, und lassen unterdessen den größten, und in verschiedener Betrachtung vielleicht nützlichern Haufen, geruhig umkommen. Der Eigennutz, und auch wol der Stolz der Aerzte, trägt hierzu so viel bey, als der Eigensinn und die Vorurtheile des gemeinen Volks. Die Aerzte beschäftigen sich meistentheils mit den Curen geringer Leute, nur um sich bekannt zu machen. So bald sie einigen Ruf erlanget haben, so glauben sie, daß es ihnen weder anständig, noch wichtig genug sey, sich ferner damit zu bemühen. Ein Arzt, der, wie man sagt, in Praxi stehet, wird ehe einen reichen Mann, der sich den Magen überladet hat, zwey und mehreremale des Tages besuchen, als sich entschließen, einen mit Elend und Krankheit überhäuften Armen einmal zu sehen. Die überhäuften Geschäfte sind seine Entschuldigung; der wahre Grund aber ist, daß ihm jener seine Besuche reichlich belohnet, dieser dagegen nichts, als einen unangenehmen Anblick darbietet. Wie selten sind die Aerzte, die in diesem Stück der Menschlichkeit Ehre machen. Jedoch, man muß gestehen, daß die unter dem gemeinen Mann eingerissene Vorurtheile und sein Eigensinn den uneigennützigsten Arzt ermüden können, wenn er siehet, daß er mit aller seiner Bemühung keinen Nutzen schaffet, und daher lieber unwirksam bleibt, als vergeblich

Landesbibliothek Schwerin

lich arbeiten will. Der Pöbel folgt selten dem besten Rath. Er verlangt etwas Außerordentliches und Wunderbares bey der Cur seiner Krankheiten, weil er dieses nicht bey einem wahren Arzt, der der Natur folgt, findet, so giebt er ihm wenig Beyfall; der Rath eines alten Weibes, eines Marktschreyers, eines Scharfrichters gefällt ihm besser. Will ein Arzt sich nicht unter dieses Gesindel, so die Arzeneywissenschaft verunehren, und die Abgötter des Pöbels sind, mischen; so muß er die gemeine Praxin völlig meiden. Des Morgens schickt ein Karnschieber seinen Urin zum Marktschreyer, des Mittags läßt er einen Doctor holen, und des Abends kommt ein unwissender Barbier, oder ein nichtswürdiger Laborant ungerufen, schimpft auf die geschehene Verordnungen, verwirft sie, und giebt dem Kranken ein von ihm selbst erfundenes und ausgearbeitetes Mittel, auf Leben oder Tod, wie er selbst saget. Der Kranke stirbt; wem wird die Schuld gegeben? Natürlicher weise dem Arzt: denn der Marktschreyer hatte aus dem Urin gesehen, daß Lunge und Leber angefressen; und der zuletzt gekommene bedauret, daß der Tod darunter vermischt gewesen, und der Kranke nicht Kräfte genug gehabt, die Wirkung seines Mittels zu ertragen. Des Arztes Verordnungen werden allein verdammt; er hat die Krankheit für zu leicht angesehen. Sie war es wirklich. Hätte

man

man nur die Natur, wie er rieth, ruhig wirken lassen. Kann man es wol einem geschickten, einem würdigen Arzte verdenken, wenn er den Pöbel bey seinen Krankheiten verläßt?

Diejenigen, so die Aufsicht über die Policey haben, können diese Hinderniß allein aus dem Wege räumen, und wahre Aerzte dadurch aufmuntern, den gemeinen Mann bey seinen Krankheiten beyzustehen. An den meisten Orten siehet man die Verbesserung des Medicinalwesens nicht für wichtig genug an, mit Ernst darauf aufmerksam zu seyn. Man verstattet, wo nicht öffentlich, doch durch Nachsicht, jedweden, dem es nur einfällt, einen Arzt vorzustellen. Auf der einen Seite ist man besorgt, die Länder zu bevölkern, die Einwohner zu erhalten, sie glücklich zu machen; und zugleich überläßt man das Leben und die Gesundheit dieser Einwohner der Wilkühr der einfältigsten, der unwissendsten Leute. Die Städte und Dörfer wimmeln von Pfuschern, so die Kranken, die in ihre Hände fallen, ungestraft tödten, lähmen, ungesund und zu Krüppeln machen. Verlaufene Priester, verdorbene Kaufleute, Schuster, Schneider, Schinderknechte, alte Weiber und dergleichen Gesindel, läßt man geruhig Aerzte vorstellen, Arzeneyen verkaufen, und das an Orten und in Ländern, die gesittet seyn, und die Wissenschaften empor bringen wollen. Ich kenne Städte, wo von jedem Handwerke und Stande ein ver-

dorbenes Mitglied sich mit der Arzneykunst beschäftiget. Viele darunter werden reich, da sie doch zu dumm waren, mit ihrer vorigen Handthierung, ihren Unterhalt zu finden.

Ist es nicht zu verwundern, daß die Größe, worauf die Wissenschaften anjetzt gestiegen sind, so wenigen Einfluß auf unsere Sitten hat? Was nützet es, zu wissen, wie man ein Land groß, reich und seine Bewohner glücklich machen kann, wenn man es nicht anwendet und ausführet?

Jedermann, der nur etwas Einsicht hat, ist überzeugt, daß es keine allgemeine, keine untrügliche Mittel wider alle Krankheiten, noch auch, unter allen Umständen, wieder einzelne giebt; sondern daß blos die geschickte Anwendung, die sich auf die Kenntniß der Krankheit und des Cörpers gründet, dieselben nützlich mache, und ihr Gebrauch ausserdem allezeit schädlich, wenigstens unsicher sey. Dem ohngeachtet sind alle Zeitungen mit Anpreisung dergleichen untrüglichen Mittel angefüllet, und auf dem Lande läuft eine Menge von Arzneykrämern herum. Die Zeitungsschreiber und der Verkäufer haben Vortheil davon. Man glaubt, unbillig zu seyn, wenn man ihnen diesen entziehn, und solches verbieten wollte. Der Pöbel ist das Opfer dieser Nachsicht; er kauft begierig die ihm angerühmten Mittel; er verlieret sein Geld, und öfters seine Gesundheit und Leben darüber. Ein Faullenzer, ein öffentlicher

licher Betrüger, der selbst heimlich über die Einfalt seiner Käufer lacht, ein Landstreicher wird auf Kosten und zum Schaden vieler tausend Elenden bereichert.

Vielleicht scheint dieses den Nachtheil, der hieraus entstehet, vergrößern. Eine genaue Beobachtung und die Erfahrung wird jeden, dessen Pflicht es ist, darauf Acht zu haben, davon überführen. Wahre Aerzte, die Menschenliebe besitzen, bemerken täglich mit Schmerzen den großen Schaden, den die Pfuscher und der Mißbrauch der Arzneyen anrichten, ohne ihn verhindern zu können. Ihre Klagen werden dem Eigennutz, und zuweilen, von Kurzsichtigen und Pöbelhaftdenkenden, einem Handwerksneid zugeschrieben. Ich getraue mir zu behaupten, daß, wenn man die Ursachen eines jeden Todesfalles untersuchen wollte, man finden würde, daß unter zehen Verstorbenen gewiß fünfe, wo nicht mehr, durch die Hülfe der Pfuscher und Mißbrauch der Arzneymittel getödtet worden sind. Wie viel kann dis nicht zur Entvölkerung eines Landes beytragen!

Die fast allgemeine Unwissenheit der Hebammen, und das Vorurtheil, so noch an den meisten Orten in Deutschland herrscht, keine Mannsperson bey der Geburtshülfe zu gebrauchen, verhindert die Vermehrung der Menschen mehr, als man glaubt. Wie viel Kinder und Frauen werden nicht durch die Ungeschicklichkeit

derselben in der Geburt umgebracht? Es ist mit der gefährlichste Zustand, darinn sich eine Frau befinden kann, wenn sie ihr Geschlecht vermehren soll, da er der Natur nach wol schmerzhaft, aber bey den wenigsten mit großer Gefahr und Arbeit verknüpft seyn sollte. Der Grund davon liegt allein darinn, daß man der Natur zu Hülfe kommen will, und sich dazu der dümmsten, der einfältigsten, der unbehülflichsten Weiber bedienet. Die Wilden und Frauens, die alles Beystandes bey der Geburt entbehren müssen, verrichten sie gewiß leichter, und sind weniger unglücklich dabey, als solche, die mit sechs alten Weibern, davon jede ihr Lieblingsmittel zum Treiben vorschlägt, und mit drey Hebammen umgeben sind, die durch ihr häufiges abgeschmacktes Zureden und quälende Wirksamkeit ihre Schmerzen zu erleichtern suchen. Glücklich sind Gebährende, wenn sie ihr Leben davon bringen, und noch glücklicher, wenn sie keine von denen Gebrechen bekommen, die bloß dem weiblichen Geschlechte und denjenigen, so die Noth sie zwingt, solche zu entdecken, bekannt werden! Diese wissen allein, wie häufig sie sind, und wie sehr sie der Fortpflanzung schaden. Eine Frau, die hierdurch unbrauchbar wird, macht ihren Mann mit zu einem unnützen Mitglied des Staats in dieser Absicht. Wie viel Kinder gehen nicht auf diese Art verloren, die außerdem würden erzeugt worden seyn? Die

Die abgeschmackte und verkehrte Art, die Kinder zu erziehen, so, nach dem Beyspiel der Reichern, auch unter den Geringern, und selbst unter den Landleuten eingerissen ist, schwächt das menschliche Geschlecht augenscheinlich. Die Zärtlichkeit, mit welcher sie gleich nach der Geburt in dicke warme Tücher eingewickelt, und mit Betten und Umhängen beynahe erstickt werden, die Sorgfalt, mit welcher man sie vor der Kälte, freyen Luft, rauher Witterung, und starker Bewegung bey zunehmenden Jahren in Acht nimmt; die weichlichen Speisen, die häufigen Suppen, das Theetrinken, womit sie ernähret werden, machen ihre Körper schwach. Sie können die Arbeit, die Beschwerlichkeiten, die ihnen ihr Beruf auflegt, und die Ausschweifungen, die Lüste, wozu sie das Wohlleben reizet, nicht ertragen, und müssen den Folgen derselben, den Krankheiten eher unterliegen, als wenn sie hart, und der Natur gemäß, erzogen wären. Sie werden frühzeitig alt, zeugen wenige und ungesunde Kinder, deren Nachkommen verhältnißweise immer schwächer werden müssen. Eine weichliche Nation wird im Kriege und von der Schiffahrt viel geschwinder aufgerieben, als eine andere. Die öffentliche Erziehung der Kinder, so auf Kosten des gemeinen Wesens erhalten werden müssen, ist eben so mangelhaft. Man siehet dabey bloß auf die

Sparsamkeit. Die schlechte Nahrung und Wartung, die man ihnen giebt, macht sie ungesund, öfters zu Krüppeln, und läßt viele umkommen. Eine große Anzahl derselben gehen aus Dürftigkeit und Elend verlohren, weil man ihnen gar nicht zu Hülfe kommt. Die Kosten, so dies erforderte, würden einem Staate durch die Zunahme der Einwohner gewiß reichlich ersetzet werden.

Die Krankheiten, so ein Land entvölkern, können mannigfaltig seyn; die solches in der hiesigen Gegend verursachen, sind hauptsächlich die Fieber, die Ruhr, die Masern, die Pocken und die Lustseuche.

Die Fieber entstehen von der Witterung, von einem feuchten, nassen, morastigen Boden, von stehenden Wassern, von dem häufigen Genuß der Fleisch- und Fischspeisen, von den Unreinigkeiten in den Strassen, Dörfern und Häusern, von der faulenden Luft in den für den Zugang der äußeren Luft verwahrten Wohnungen, von der engen und häufigen Bewohnung der Häuser in Städten, und den Auffenthalt der Menschen und des Viehes unter einem Dache auf dem Lande. Zuweilen werden sie durch die Ansteckung verbreitet; sie reißen jährlich eine Menge Menschen hinweg, und hinterlassen viele andere Krankheiten, als ihre Folgen. Der Grund davon liegt nicht daran, daß sie ihrer Natur nach überhaupt so gefährlich

lich sind. Der verkehrten Art, dem Vorurtheile, nach welchen fast allgemein bey ihrer Cur verfahren wird, ist die Schuld davon allein beyzumessen. Die Beobachtungen und Erfahrungen der größten Aerzte, und die Erfindung leichterer und sicherer Methoden, haben sie zu weniger gefährlichen, und mit geringerer Schwierigkeit zu heilenden Krankheiten, gemacht. Die Verzeichnisse der Todten und Wiedergenesenen in den Krankenhäusern, darinn diese Heilungsart beobachtet wird, beweisen solches augenscheinlich.

Ein gleiches kann man von der Ruhr, den Masern und Pocken sagen. Dem letztern Einflusse auf die Entvölkerung, kann noch ausserdem durch die Einpfropfung, wo nicht ganz, doch größtentheils vorgebeugt werden.

Die Lustseuche ist ein langsames und heimliches Gift, dadurch das menschliche Geschlecht ohnvermerkt entkräftet und vermindert wird. Sie ist ausgebreiteter, als man glaubt, und verbirgt sich öfters unter der Gestalt anderer Krankheiten, da sie bloß von scharfsichtigen und erfahrnen Aerzten entdecket, und geheilet werden kann. Die Menge unverheyratheter Personen, die Soldaten, die Seefahrer geben Gelegenheit dazu. Voltaire sagt, man könnte versichert seyn, daß, wenn eine Armee von 30000 Mann gegen eine gleichstarke stünde,

20000 von jeder Seite gewiß dies Uebel bey sich führten. Die Landleute bey großen Städten, oder wo Truppen liegen, sind nicht weniger von dieser Seuche angegriffen. Die Einwohner der Städte nehmen von ihnen Ammen, und lassen von ihren Kindern das Gift einsaugen. Kinder, die von angesteckten Eltern gezeugt worden, geben es hinwiederum den Ammen, die sie ernähren. Diese Krankheit tödtet wenigere, als sie zur Fortpflanzung untüchtig macht. Die Nachkommen empfinden die übeln Folgen derselben öfters stärker, als ihre Eltern, die solche auf sie fortgepflanzt haben. Suchte man dieses Uebel zu entkräften, so würde die Bevölkerung dadurch gar sehr befördert werden; allein ein Mädchen, das ein Kind gebiert, wird öfters härter bestraft, als eine liederliche Weibsperson, die sich jedermann preis giebt, und die Früchte ihrer Ausschweifungen austheilt. Die Schande, womit jene überhäuft wird, nöthiget sie nicht selten, dieser ihrem Beyspiele zu folgen.

Die

Die Seelenwanderung.

Die Schüler des Pythagoras nahmen das System einer beständigen Seelenwanderung an; die Seelen der Menschen und der Thiere, sagten sie, gehen nach dem Tode in einen andern Zustand, welcher entweder glücklicher, oder elender ist, je nachdem sie in ihrem vorigen Zustande gelebt haben.

Ich bin dieser Meynung jederzeit sehr zugethan gewesen; unter allen Irrthümern des menschlichen Verstandes ist dieses derjenige, welcher die meiste Nachsicht verdienet. Ich will über die Wahrscheinlichkeit dieser Lehre einige Betrachtungen anstellen, welche von der Gerechtigkeit, von dem Nutzen derselben und von dem Leiden ehrlicher Leute hergenommen sind, welche man einzig und allein durch diese Meynung rechtfertigen und erklären kann.

Erstlich ist kein System der Gerechtigkeit gemäßer, als dieses, weil das Wiedervergeltungsrecht in keinem andern so genau beobachtet wird. Durch diese Versetzung müssen die Menschen in einem zweiten Zustande dieselbigen Uebel ausstehen, die sie in ihrem vorigen Zustande andern zugefügt haben. Der grausame Tyrann zum Exempel, welcher mit seinen

Sclaven übel umgegangen ist, wird in die Gewalt eines eben so barbarischen Herrn gerathen, als er selbst war; der träge und ungerechte Richter wird, wenn ihn die Reihe trifft, ins Gefängniß spazieren müssen, vernrtheilt und bestraft werden. Der Theologe wird durch Scheiterhaufen und Strang genöthiget werden, an alle diejenigen Artikel selbst zu glauben, welche er zur Erbauung anderer erfunden hatte. Der Advocat, der ein Client geworden, wird durch Dilationen, Unkosten, Ungewißheit und Verluste von Processen gemartert werden; den Arzt, der sich seine Besuche allzutheuer bezahlen ließ, wird die Reihe treffen, daß er einen Arzt annehmen muß. Diejenigen, die unter dem Vorwande sich zu belustigen, Ursache an den Schmerzen und dem Tode unschuldiger Thiere gewesen sind, werden unter der Gestalt von Hasen und Rephünern erschreckt und getödtet werden; und alle diejenigen, welche unter dem Titel von Helden ihr Leben damit hingebracht haben, das menschliche Geschlecht auszurotten, werden einander als Hahnen oder Hunde, deren Gestalt sie angenommen, in Kämpfen zerfleischen. Was die Staatsklugen oder Ministers und alle solche hohe Personen betrifft, die ihr Leben in beständigen Verrichtungen zugebracht haben, so können solche, so großer Verbrechen sie sich auch schuldig gemacht, nicht gewisser und härter gezüchtiget werden, als

wenn

wenn sie genöthiget sind, denselben Stand wieder zu ergreifen, und von vornen wieder anzufangen.

Wenn man die Gerechtigkeit dieses Systems erwiesen hat, so hat man beynahe auch den Nutzen davon erwiesen. Gewiß, alle diejenige, welche der Gesellschaft schädlich gewesen, werden durch diese Versetzung der Seelen in andere Cörper dafür gezüchtiget werden, und ihre Züchtigung wird zum Vortheil der Gesellschaft ausschlagen; alle diejenigen, welche durch ihre Laster dem gemeinen Wesen nachtheilig gewesen sind, werden, durch die Strafen, die ihnen auferlegt werden, demselben Genugthuung dafür leisten müssen. So wird der Tyrann, welcher als Prinz sich seiner Gewalt bediente, die Gesellschaft, worein er gesetzt war, zu unterdrücken, sich als Sclave gezwungen sehen, derselben durch seine Arbeit nützlich zu seyn; der Straßenräuber, welcher die Wege unsicher machte und die Reisenden plünderte, wird gezwungen seyn, ihnen unter der Gestalt eines Postpferdes zu dienen. Die berühmten Eroberer, deren Schwerdt so viel Menschenblut vergossen, werden genöthiget werden, indem ihre Seelen in Cörper weiblichen Geschlechts versetzt werden, die Erde wieder zu bevölkern, neun Monat schwanger zu gehen, und mit Schmerzen Kinder zur Welt zu gebären.

Ich

Ich bin versichert, daß der König ... auf den Französischen Galeeren angeschmiedet ist; daß Hernando Cortez in den Bergwerken von Mexico und Peru Gold sucht, und daß der Räuber Türpin auf der Straße von London nach Epping gespornt wird. Eben so gewiß glaube ich, daß Alexander und Julius Cäsar jetzo in Geburtsschmerzen liegen; daß Carl der Zwölfte die Frau eines Dorfpriesters ist, eine zahlreiche Familie hat, und solche noch jährlich vermehret; und daß Kuli-Khan jetzo in Gestalt eines großen Bettelweibes, welche zwey Kinder neben- und drey Kinder hinter sich her laufen hat, von einem Kirchspiel zum andern gepeitscht wird.

Was endlich dieses Lehrgebäude am wahrscheinlichsten macht, ist dieses, daß sich die Schwierigkeiten, welche sich in Erklärung des unglückseligen Zustandes so vieler unschuldigen Geschöpfe äußern, anders nicht auflösen lassen, als wenn man dasselbige annimmt. Wir dürfen uns nur umsehen, um eine große und erstaunende Verschiedenheit von Gegenständen zu entdecken, welche zu diesen Schwierigkeiten Anlaß geben. Welch eine ungeheure Menge von Thieren, welche ihrer Natur nach unzählbaren Uebeln unterworfen sind, welche wir durch unsre Grausamkeit noch vermehren, und welche sie nicht verdienen, da sie unfähig sind, Verbrechen zu begehen. Zu einem unglücklichen

Daseyn

Daseyn berufen, bloß etwas zum Nutzen oder Vergnügen anderer Wesen beyzutragen, können sie niemals, eine Wiederersetzung ihrer Leiden hoffen, verdienen oder erhalten, wenn ihr ganzes Daseyn bloß auf den engen Cirkel ihres gegenwärtigen Lebens eingeschränkt ist. Allein, nach unserm System verschwinden alle diese Schwierigkeiten; und die Verschonung anderer, die der Gerechtigkeit so entgegen zu seyn scheint, reimet sich gar wol mit derselben; wir sehen, daß die Leiden dieser Thiere wohl verdiente und gerechte Züchtigungen einer übeln Aufführung in einem vorhergegangenen Zustande sind.

Dieses System lehret uns, daß jener Fuchs, welcher so hitzig verfolgt wird, wahrscheinlicherweise ein habsüchtiger und listiger Staatsminister gewesen ist, welcher durch unrechtmäßig erworbene Schätze in einer Sicherheit leben konnte, welche er jetzo, ohngeachtet seiner geschickten Drehungen und Wendungen, nicht finden kann; daß dieser Stier, welcher in Gegenwart so vieler Zuschauer kämpfet, die eben so ungeschlacht sind, als er, ehedem ein grausamer Tyrann gewesen ist, welcher jetzo alle Quaalen ausstehet, die er ehemals aufzulegen gewohnt war; daß jener Vogel, den man der Augen beraubt, und eingesperret hat, und der in einem Käfig beynahe Hungers stirbt, ein unbarmherziger Gläubiger gewesen; und daß diese klagende,

gende, schmachtende, und über den Verlust ihres Gatten betrübte Turteltaube, eine Wittwe nach der Mode gewesen, welche sich über den Tod ihres Mannes gefreut, den sie durch ihre üble Aufführung verursachet hatte. Ich esse niemals Hummers, ohne mir dabey die Quaal vorzustellen, in welcher sie ihr Leben geendiget haben; aber so bald ich denke, daß es wahrscheinlicherweise Spanier in Mexico, oder Inquisitoren zu Goa gewesen sind; so esse ich sie mit Appetit und ohne Beängstigung meines Gewissens; ich vergnüge mich vielmehr dabey, indem ich mir vorstelle, daß ich den Seelen so vieler Millionen geschlachteter Indianer, armer verbrannter Juden u. s. w. ein angenehmes Opfer bringe. Ich befinde mich niemals auf einem Postwagen, ohne die armen Thiere mit Wehmuth anzusehen, welche, zu meiner Bequemlichkeit und meinem Vergnügen gespornt, gepeitscht, gemartert werden; aber wenn ich bedenke, daß sie weiland Stockmeister zu Newgate waren, oder Mönche, die den Verfolgungsgeist hatten; so fahre ich weit vergnügter auf der Post, und bin sehr erfreut, daß, indem ich meine Reise zurück lege, ich zugleich die Urtheile der genauesten Gerechtigkeit ins Werk richte.

Ich weiß wohl, daß eine große Anzahl meiner Leser, das, was ich hier sage, als ungereimtes Zeug und Ausschweifungen einer unordent-

ordentlichen Einbildung ansehen werden; aber ich weiß auch, daß sie bloß aus einem übelgegründeten Hochmuthe, und aus einer Folge falscher Begriffe, die sie sich von der Würde der menschlichen Natur gemacht haben, also denken werde: mein System ist sehr wahrscheinlich; ich habe es erwiesen. Ich hoffe, daß es einigen Eindruck bey gewissen Leuten, von der großen Welt, machen wird, welche allzu viel Klugheit, Wissenschaft und Stärke des Geistes besitzen, als daß sie durch die Furcht vor der Hölle sollten im Zaum gehalten werden können; und ich ermahne unsre Damen von Stande, zu bedenken, wie bejammernswürdig ihr Zustand seyn würde, wenn sie, nach zwanzig oder dreissig Jahren, die sie mit Spiel, Festins und Maskeraden zugebracht haben, gezwungen wären, in den Stand ihrer Kutschpferde zu treten. Ich bitte auch unsre jungen schönen Herren, zu überlegen, wie ihnen zu Muthe seyn würde, wenn, nachdem sie ihr Vermögen, Gesundheit und Leben, in Ausschweiffungen, Faulheit und Liederlichkeit verschwendet, sie in der Person eines ihrer Gläubiger wieder aufleben sollten.

Von

Von den Mücken.

Die Mücken oder Schnacken sind ihres Stechens und Summens halber bekannt genug. Man empfindet diese beyden Unbequemlichkeiten sattsam, um neugierig zu seyn, die Ursache davon zu wissen; selbst die größten Naturforscher haben dieses Insect nicht aus der Acht gelassen. Es ist nur allzu häufig, und man unterscheidet unterschiedene Arten desselben von verschiedener Größe. Die größesten sind auf dem Hintertheile schwarz und weiß gesprenkelt, und auf dem Vordertheile braun oder schwarz und weiß oder grau geflammt; ihre Augen sind braun. Andere kleinere Mücken sind braun auf dem Leibe; die allerkleinsten (und das sind die gemeinesten) sind auf dem Vordertheile röthlich oder dunkelgelb, und auf dem Leibe weißlich; der Bauch ist grau, ausgenommen, daß auf jedem Reiffen ein brauner Fleck ist.

Ueberhaupt haben die Mücken einen länglichen, cylindrischen Leib, der aus acht Reiffen bestehet. Das Vordertheil ist kurz und dicke; an demselben sitzen die sechs Beine, die zwey Flügel und die beyden sehr langen und zarten Spieße oder Fühlhörner. Man nimmt auch vier Puncte an demselben wahr. Wenn sie

ruhen,

ruhen, so liegen die Flügel kreuzweis über einander; diese sind sehr dünne und durchsichtig. Man entdeckt auf denenselben, mit Hülfe des Vergrößerungsglases, einige Schildlein, als auf den Flügeln der Sommervögel. Diese Schildlein stehen gemeiniglich längs dem sehnichen Theile der Flügel, beynahe wie Blätter an dem Stamm einer Pflanze; eben dergleichen Schildlein sind auch auf dem Vordertheile und auf allen Reiffen des Hintertheiles. Man entdeckt gleichfalls lange und ungemein feine Haare auf denselben. Die Spieße oder Fühlhörner sind am Ende als Federbüsche gestaltet, und sind bey den Männchen stärker, als bey den Weibchen. Diese Insecten haben sehr große Augen, welche beynahe den ganzen Kopf einnehmen; bey einigen sind sie von einem schönen Grün, und scheinen roth, wenn man sie von einer andern Seite betrachtet. Bey einigen befinden sich zunächst an dem Rüssel zwey längliche rundzugehende Körper, als der Bart der Sommervögel.

Die Mücken stechen vermittelst eines Rüssels; dieser bestehet aus verschiedenen Stücken, welche in einer Scheide liegen, die beynahe in ihrer ganzen Länge eine cylindrische Gestalt hat, und mit Schilden bedeckt ist. Sie endiget sich mit einem spitzigen Knopfe, dessen äusserste Spitze offen ist. Bisweilen bemerkt man einen Stachel, welcher aus dieser Oeffnung

hervorraget; allein, wenn man das Insect an seinem Oberleibe nahe beym Kopfe zwischen den Fingern drückt, so siehet man, wie sich die Scheide des Rüssels oben, und bisweilen von einem Ende bis zum andern von einander giebt. Alsdenn tritt aus der Oeffnung der Scheide eine Art eines rothen und glänzenden Fadens hervor, welcher von Anfang bis zum Ende gebogen ist. Dieser Faden bestehet aus verschiedenen Fäserchen, die man von einander trennen kann, und welche unterweilen von selbst auseinander gehen.

Wenn das Insect sticht, so siehet man den Stachel aus der äußersten Oeffnung des Rüssels hervortreten. Es macht erstlich einige Versuche, und scheint den Ort zu suchen, wo es seinen Stachel einsetzen soll. Wenn man es alsdenn, zum Exempel, auf der Hand mit einem Vergrösserungsglase beobachtet; so wird man gewahr, daß, wenn der Stachel in das Fleisch eindringt, solcher durch den an der Spitze des Rüssels befindlichen Knopf hindurchgehet, dieser hingegen sich immer näher gegen den Kopf des Insects zurückziehet. Da die Scheide nicht so eingerichtet ist, daß sie sich in Falten legt, und dergestalt kürzer wird, so biegt sie sich in der Mitte, und hängt, indem der Knopf sich in die Höhe zieht, das mittlere Theil der Scheide aber sich herunter giebt, doppelt herab.

Diese

Diese Einrichtung ist dem Rüssel der Mücke eigen. Kraft derselben kann ein Stachel, der nur eine Linie lang ist, drey viertel Linien und noch tiefer in die Haut gehen, ohne sich um so viel zu verlängern, ohne daß sich die Scheide zusammenfalte oder runzele, und ohne daß der Knopf mit in die Oeffnung gehe, welche der Stachel gemacht hat.

Die Rüssel der unterschiedenen Arten von Mücken sind von verschiedener Gestalt. Man siehet bisweilen zwo Spitzen oder Wehren, welche von dem Rüssel seitwärts abgehen; bey andern hat der Stachel eine doppelte Scheide; die äußere bestehet aus zweyen Seitenstücken, welche sich von der zwoten Scheide trennen, und sich bis an den Kopf des Insects zurückziehen, ehe sich noch die zwote biegt, wenn der Stachel bereits sticht. Der Stachel einiger dieser Insecten ist stärker, als bey den gemeinen Arten; der äußerste Theil der Scheide ragt über den Stachel hervor, und dieser gehet folglich nicht durch den Knopf der Scheide, wenn er heraus tritt; das Insect stützet sich alsdenn auf das äußerste Ende der Scheide seines Rüssels, als auf ein Bein, welches dasselbige ein bis zwey Linien von der Stelle, wo der Stich geschiehet, aufsetzt.

Der Stachel bestehet bey allen Mücken aus vielen Stücken, welche aber so fein sind, daß die Beobachter, weder in Ansehung ihrer An-

zahl, noch ihrer Gestalt, einig sind; allein, es ist gewiß, daß diese Insecten vermittelst ihres Rüssels von dem Blut der Thiere und des Menschen einsaugen, und sich Magen und Gedärme damit anfüllen. Der Bauch, welcher flach, welk und grau ist, wenn er sich leer befindet, wird rund, angespannt und röthlich, wenn er mit Blut angefüllet worden. Man behauptet, daß, wenn er eine größere Menge davon in sich fasset, das Insect den noch bey sich verhaltenen Koth fortschaffe; allein der Verlust des Blutes ist so gering, daß dieses nichts zu bedeuten hat, wenn man nur nicht in dem Augenblick, da der Stich geschiehet, einen kleinen Schmerz empfände, und wenn auf diesen nicht ein heftiges Jucken, und ein starkes Aufschwellen erfolgte. An dem Ufer des Meeres und an morastigen Oertern, wo sich diese Insecten in größerer Menge, als anderwärts, befinden, sind ihre Stiche so häufig, daß Leuten die Arme und Beine dermassen davon geschwollen gewesen, und beschädigt worden sind, daß man befürchten mußte, man mögte genöthiget seyn, ihnen solche abzunehmen. Gewöhnlicherweise aber sind die Stiche der Mücken nicht so gefährlich, wol aber so unangenehm und verdrüßlich, daß man begierig wird, die Ursache davon zu wissen, und ein Mittel dagegen ausfindig zu machen.

Der

Der Stachel, welcher die Verletzung macht, ist so zart, daß man ihn kaum bemerken, und nicht begreifen kann, wie es möglich ist, daß er Schmerzen und Geschwulst in der Haut erregen kann? Man hat geglaubt, daß diese Zufälle von einer besondern Gestalt, die der Stachel hätte, herrührten; allein, man hat deswegen noch eine andre Meynung, nämlich, daß aus dem Rüssel ein Saft fließe, welcher die Wunde erhitzte. Man hat bey verschiedenen Gelegenheiten am Ende des Rüssels kleine Tropfen eines hellen Saftes gesehen. Vielleicht dienet dieses Wasser dazu, das Blut zu verdünnen, und es flüßig genug zu machen, daß es in den Rüssel gehen kann. Man hat diesen Saft mit dem Speichel verglichen, welcher die Speisen zur Verdauung zubereitet. Allein dem sey, wie ihm wolle, so wäre es besser gewesen, wenn man, anstatt die Ursachen der verdrüßlichen Folgen des Mückenstichs so sorgfältig zu untersuchen, lieber ein gutes Mittel dagegen ausfindig gemacht hätte. Man rathet den Saft, welchen das Insect in der Wunde gelassen, mit Wasser zu verdünnen, das heißt, man soll die Wunde, sobald man gestochen worden, waschen, und sogar kratzen, damit sie größer werde, und das Wasser besser hineindringen könne. Gemeiniglich kratzt man nur allzu viel, und die Geschwulst wird davon immer größer. Allein, ich bin fast versichert, daß das

Wasser, oder jedes andere erweichende und kühlende äußerliche Mittel, nicht nur das Jucken lindern, und der Geschwulst vorbeugen, sondern diese letztere gar vertreiben könne, wenn sie schon vorhanden ist. Mich dünkt, man sollte nicht unterlassen, die Stiche dieses Insects nach Regeln, und mit eben der Sorgfalt zu heilen, als andere Wunden, wenn auf einer Stelle mehrere sind. Uebrigens ist glaublich, daß das Blut nicht eben eine diesen Insecten unentbehrliche Nahrung sey, und daß die mehresten vom Safte der Pflanzen, und nicht von Blute, leben.

Die Mücken entstehen in stehenden Wassern. Man findet sie vom Maymonat an, bis zum Anfange des Winters unter der Gestalt von Wasserwürmern in den Lachen oder Pfützen. In regenhaften Jahren ist ihrer eine ungeheure Menge; allein man kann jederzeit mit leichter Mühe welche bekommen. Man darf nur ein Gefäß mit Wasser an die Luft setzen. Nach Verlauf einiger Wochen werden Mückenwürmer darinnen seyn. Diese Würmer können, wie die Mücken, nach ihren Arten verschieden seyn; allein, sie sind einander doch in den wesentlichen Theilen ähnlich. Diese Würmer haben weder Beine, noch Zähne; der Leib ist länglich, und der Kopf von dem ersten Reiffen desselben wohl abgesondert, mit welchen er durch etwas, das einem Hals ähnlich siehet, verbunden ist. Der Leib

bestehet

bestehet aus neun Reiffen; der erstere ist weit dicker und länger, als die andern; sie nehmen nach und nach in der dicke ab, bis auf den letzten, der der allerkleinste ist. An dem letzten sitzt eine Art von Röhre, welche gemeiniglich in einer schieffen Richtung seitwärts und in die Höhe stehet. Sie ist länger als die drey hintersten Reiffen zusammen genommen; durch diese hohlt der Wurm Athem. Die Oeffnung derselben, welche sich am äußersten Ende befindet, ist recht auf der Oberfläche des Wassers, so daß der Kopf des Insects hinunter hängt. So bald man das Wasser bewegt, so schießen diese Würmer hinunter, kommen aber bald wieder in die Höhe, woselbst man sie leichtlich sehen kann, ob sie wol sehr klein sind. An dem letzten Reiffe ist noch eine andre Röhre; sie ist eben so dick, aber kürzer, als die andre, und vertritt bey ihnen die Stelle des Hintern. Jeder Reif hat auf jeder Seite einen Busch Haare; der vorderste aber hat ihrer drey. Die Farbe der Reiffe ist grün- oder weißlich, wenn der Wurm erst entstanden ist; allein, sie verwandelt sich in eine Art von grau, wenn er der Zeit seiner Verwandlung näher kömmt. Der Kopf ist ein wenig brauner, als der übrige Theil des Insects; an der Stelle eines jeden Auges nimmt man einen dunkelbraunen Flecken, und um den Mund herum einige Zacken wahr, deren es sich bedienet, die im Wasser umherschwimmende

Lebensmittel zu erhaschen. Noch sind am Kopfe zwey Fühlhörner, welche von denen, die die geflügelten Insecten haben, verschieden sind; sie sind gebogen, und haben nur ein Gelenk, welches sich zunächst am Kopfe befindet.

Der Mückenwurm legt, innerhalb vierzehen Tagen oder drey Wochen, seine Haut dreymal ab. Ehe er sich zum viertenmale verändert, so verlieret er seine erste Gestalt ganz und gar; er wird kürzer und rund; der Leib wird so gebogen, daß das Hintertheil gegen das Untertheil des Kopfes zu liegen kommt, und daß alles zusammen die Gestalt einer Linse bekömmt. Der eine Theil wird dicker, als der andre; jener ist auf der Oberfläche des Wassers; dieser ist unter derselben. Auf dem ersteren bemerkt man zwey kleine Hörner, welche wie Eselsohren aussehen. Wenn das Insect schwimmet, so breitet es seinen Körper wieder aus. In diesem zweyten Zustande liegt es gleichsam in seiner Verwandlungshülse. Es nimmt keine Nahrung mehr zu sich, aber es athmet noch, eben wie vorher, obgleich die Gliedmassen ganz anders liegen. Die Luft gehet durch die zwey kleinen Hörner hinein, die auf dem Vordertheile des Leibes stehen, und auf der Oberfläche des Wassers sind. Die Dauer dieses Zustandes des Insects hängt von dem Grad der Wärme ab. Bisweilen geschiehet die zwote Verwandlung eilf oder zwölf Tage

nach

nach der Geburt des Wurms; bisweilen erst vier Wochen hernach.

Durch diese Verwandlung tritt das Insect in den Zustand eines geflügelten Insectes, in welchem wir demselben den Namen der Mücke geben. Um dazu zu gelangen, dehnet es das Hintertheil seines Leibes auf der Oberfläche des Wassers aus, über welchem das Vordertheil des Leibes erscheinet. Alsdenn theilet sich die äußere Hülse ziemlich nahe bey den beyden Hörnern, oder gar zwischen denselben. Das Vordertheil entblößt sich, die Oeffnung wird größer, und bald raget der Kopf der Mücke über die Ränder empor. Der Leib folget, und je nachdem das Insect aus seinem Balge herauskommt, richtet es sich auf, so daß endlich sein Leib mit dem Hintertheile auf der Mitte des Balges als ein Mast in einem Fahrzeuge stehet Der Balg dienet ihm wirklich zum Fahrzeuge; und wenn das Insect durch einen Zufall das Gleichgewicht verliert, so daß das Wasser in den Balg tritt, und die Stelle, welche ledig geworden, ausfüllet; so gehet das Fahrzeug unter, und das Insect ersäuft. Dieses wiederfähret einer großen Menge, wenn zur Zeit ihrer Verwandlung eben ein starker Wind wehet. Indessen erhält sich doch größtentheils das Fahrzeug, und in einer einzigen Minute ist das schwerste Manöuvre verrichtet. Die Mücke ziehet erstlich die beyden vordersten Beine aus dem Balge, hernach die beyden fol-

genden, und stemmet sie auf das Wasser, indem sie den Leib ein wenig krümmet. Endlich breitet sie die Flügel aus; diese sind im Augenblick trocken, und das Insect schwingt sich in die Luft.

Man weiß, weder wo, noch wenn sich diese Insecten paaren; aber das ist gewiß, daß sie sehr fruchtbar sind. Ein einziges Weibchen legt 200 bis 350 Eyer auf einmal; und wenn nur drey bis vier Wochen für jedes Geschlecht nöthig sind; so können in jedem Jahre sechs bis sieben Geschlechter entstehen, weil man, vom Maymonat an, bis zum Winter, Eyer in den Lachen findet. Wenn man auf vorbeschriebene Art in einem Gefäß mit Wasser Mücken aus den Bälgen hat entstehen sehen; so werden sich wenige Tage hernach in demselben Gefäß neue Eyer befinden, welche auf der Oberfläche des Wassers schwimmen. Sie sind länglich, und an einem Ende dicker, als an dem andern. Alle Eyer von einem Weibchen sind beysammen, und liegen alle dergestalt neben einander, daß der dickere Theil unten, der dünnere aber auf der Oberfläche des Wassers ist. Diese Eyer kleben an einander, und machen gleichsam eine Flöße oder flaches Boot aus, welches sich über dem Wasser erhält: denn sonst könnten sie niemals ausgebrütet werden. Wenn man sie durch das Glaß betrachtet, so siehet man, daß das dicke Theil am

Ende

Ende eine Art von Hals hat. Anfänglich sind sie weiß, bald hernach werden sie grün; und ehe noch ein halber Tag vergehet, bekommen sie eine Farbe, die ins graue fällt. Wenn die weibliche Mücke legt, so setzt sie sich mit den vier vordersten Beinen auf einen vesten Körper, und streckt ihren Leib auf der Oberfläche des Wassers aus, berühret solches aber bloß mit dem vorletzten Reife; der letzte Reif stehet in die Höhe, und der Hintere also dergestalt, daß, wenn das Ey von unten in die Höhe herausgehet, solches senkrecht ins Wasser fällt; und, weil ein jedes mit einer klebrichten Materie überzogen ist, so hängt es sich sogleich an die schon im Wasser befindlichen von der Seite vest an. Im Anfang des Legens hält das Insect die ersten Eyer mit den zwey hintersten Beinen auf, indem es dieselben kreuzweis von sich wegstrecket. Je nachdem der Haufe der Eyer sich vermehret, sperret es dieselben weiter von einander, ziehet sie aber nicht ehe wieder gänzlich an sich, als bis es alle seine Eyer gelegt hat. Ohne Zweifel sind diese Eyer schon im Leibe des Weibchen befruchtet worden. Das Männchen hat einen längern und dünnern Leib, als das Weibchen, welcher sich mit zweyen Häckchen endiget. Anstatt dieser Häckchen hat das Weibchen zwey ganz kleine Blätter oder Scheiben.

Vom

* * * * * * * * * * * *

Vom Sonnenstich.

Es ist bekannt, was für schädliche und plötzliche Folgen öfters von einem Sonnenstich, zumal in heißern Ländern, verursacht werden, daß es wol verdienet, von den Ursachen und Wirkungen dieses Uebels eine nähere Kenntniß zu bekommen.

Der Sonnenstich ist eine geschwinde und augenblickliche Wirkung der Sonnenstrahlen, die, durch natürliche Ursachen vereiniget, auf einen Körper fallen, der dadurch leicht zerstöhrt und vernichtet werden kann.

Die Sonnenstrahlen fallen in einer parallelen Richtung, das ist, in gerader Linie, gleich weit von einander entfernt, auf unsern Erdboden. Dies macht ihre Wirkung erträglich, außerdem, wenn viele sich in einen Punct vereinigen, und zusammen fallen, so verursachen sie eine viel größere Hitze, die nach Maasse des größern Zusammenflusses der Sonnenstrahlen unausstehlich wird, und die Körper, darauf sie fallen, zerstöhren und verbrennen. Die Kraft der Brennspiegel, die alle Körper, die ihrer Wirkung ausgesetzt werden, in Brand bringen, und selbst die Metalle schmelzen, und in Glaß verwandeln, macht dieses deutlich. Alle natürliche Ursachen, die im Stande sind, die Bewegung der Sonnen-

strahlen

strahlen auf einen gewissen Ort zu richten, bringen in demselben dadurch eine viel größere und öfters unerträgliche Hitze hervor. Dieses verursachen unterweilen die Wolken, beynahe auf eben die Art, wie die Gläser und Spiegel; und man sagt alsdenn, die Sonne sticht. Bey trüben, regnichten und wolkigten Himmel ist dies eine allgemeine und bekannte Erfahrung. Die Kräuter, die Bäume, oder Früchte, so einer solchen verstärkten Hitze ausgesetzt sind, werden davon vertrocknet, verbrannt, und wie geröstet. Die Menschen ertragen solches gleichfalls nicht ohne Schaden, wenn ein Theil des Körpers, sonderlich der Kopf, davon getroffen wird; die Caravanen, die Schnitter, und überhaupt alle Feldarbeiter, erfahren dieses öfters zu ihrem Unglück. Auch sind sie einer gleich nachtheiligen und heftigen Hitze ausgesetzt, wenn die Sonne, nachdem sie von Wolken verdunkelt gewesen, auf einmal hervorbricht, und ihre Strahlen, ohne daß sie durch einen andern Gegenstand gebrochen werden, mit Heftigkeit auf sie fallen.

Eine so plötzliche und heftige Hitze verursacht im menschlichen Körper die Auflösung der Säfte, die Schwächung und Ausdehnung der Gefäße. Das Gehirn wird dadurch ausgetrocknet, zusammengedrückt, dessen Gefäße zerrissen. Es erfolgt ein Schlagfluß, der Tod. Fällt die Sonne senkrecht auf den Hirnschedel, so

entste-

entstehen davon krampfhafte Bewegung in der harten Hirnhaut, die die heftigsten Kopfschmerzen und eine Betäubung, die gewöhnlichen Vorboten des Todes, veranlassen. Ist der Stich nicht so heftig, daß er plötzlich tödtet; so verursacht er hitzige Fieber, Hirnwuth, anhaltende Kopfschmerzen, Verrückung des Gehirns, Schwindel und dergleichen Zufälle. Weniger traurige Folgen desselben sind die Verbrennung der Haut, Verlust ihrer Feinheit und Zärtlichkeit, Sommersprossen und dergleichen; Folgen die dem schönen Geschlecht und unsern jungen Stutzern oft unangenehmer und quälender sind, als selbst der Verlust ihrer Gesundheit.

Das beste Mittel, wie von selbst folgt, diesen Uebeln zu entgehen, ist, daß man sich ihren Wirkungen nicht aussetze. Hauptsächlich muß man in den Mittagsstunden, und wenn der Himmel mit Wolken, doch so, daß das durchbrechen der Sonne und die Wirkung ihrer Strahlen nicht dadurch verhindert werden, umgeben ist, die freye Luft vermeiden, oder wenigstens die Sonnenstrahlen durch einen Zwischenkörper zu brechen, und von unserm Körper abzuhalten suchen. Diese Schutzmittel müssen aber die Theile unsers Körpers nicht unmittelbar berühren, sonst theilen sie ihnen die empfangene Hitze mit; daher sind die Sonnenschirme und Fächer den Hüten vorzuziehen, zumal

mal wenn die ersten von Wachsleinen oder anderm dichten, nicht aber von seidenen Zeuge verfertiget sind. Ich hoffe, durch diese Warnung, beym Frauenzimmer und jungen Stutzern, vielen Dank zu verdienen. Die letzten können solche zur Entschuldigung gebrauchen, daß sie einen Sonnenschirm dem kleinen Hut unter dem Arm beyfügen, da sie außerdem in Gefahr seyn würden, die Quelle ihres Verstandes, die sie ohnehin durch Tabackschnupfen, Lombrespielen und Complimentemachen erschöpfen, völlig zu vertrocknen. Vielen Frauenzimmern würde es vielleicht nicht schaden, daß ihre Köpfe der Wirkung der Sonne ausgesetzt würden, wenn es anders wahr ist, daß der Mangel der Lebhaftigkeit und feinern Empfindungen einen Ueberfluß der wäßrichten Feuchtigkeiten zum Grunde habe.

Zu der Cur der Unordnungen, die ein heftiger Sonnenstich im menschlichen Körper verursacht, ist erforderlich, daß die Gefäße ausgeleert, ihre Spannung und Ausdehnung gemindert, und die Entzündung des Bluts gehoben werde. Aderlassen, kühlende und erweichende Clystire, Bäder, Bähungen, säuerliches Getränk, der Dampf von warmen Wasser, die Ruhe des Körpers und Gemüths sind hierzu dienlich. Ueberhaupt wird dabey, wie mit einem hitzigen Entzündungsfieber verfahren.

Jedoch

Jedoch ist es meine Sache nicht, mich hierbey weiter aufzuhalten, weil ein solcher Fall, welcher doch in der hiesigen Himmelsgegend selten vorkommen wird, der Hülfe eines Arztes überlassen werden muß. Was mir noch wichtiger hinzuzufügen scheinet, und wodurch ich den Beyfall meiner Leserinnen zu verdienen hoffe, (wenn sich etwa einige Frauenzimmer überwinden sollten, eine andere Schrift, als einen Roman oder Comödie, zu lesen) ist die Auslöschung der traurigen Spuren, die zuweilen ein einziger Blick der Sonne in dem Gesicht eines Frauenzimmers hinterlassen kann; gewiß! ein grausamer, ein Tigerblick. Kann man es nun wol unsern Frauenzimmern verdenken, daß sie die Sonne hassen, und, um ihre Blicke zu vermeiden, des Tages schlafen, und bey Nacht ausspatziren, auf dem Wasser fahren, und schmausen? zumal, nachdem unter uns Mode geworden, die Schönheit eines Frauenzimmers bloß in der Weiße und Zartheit der Haut zu setzen, wenn sie auch außerdem eine Nase wie ein Affe, Augen wie eine Katze, einen Mund, der bey dem kleinsten Lächeln selbst den hintersten schwarzen Zahn zeiget, und die übrigen Glieder von gleicher Annehmlichkeit haben sollte. Auch unsere jungen Herren müssen Feinde der Sonne seyn, da sie ihnen die Reizung, wodurch sie allein dem Frauenzimmer gefallen, ihre weiße und feine Haut, raubt. Eine

Eigen-

Eigenschaft, die, wenn ich die Wahrheit sagen soll, bloß aus Vorsicht von aller übeln Nachrede wegen ihres Umgangs befreyt zu seyn, sie unserm Frauenzimmer anzupreisen scheinet, da jedermann weiß, daß diese zarten Geschöpfe ihnen weiter nichts nützen können, als die Wachspuppen, oder kleine Kinder.

Für die verbrannte Haut, braune Flecken und Hitze im Gesicht ist nichts heilsamer, als kühlende und erweichende Mittel, Zitronensaft entweder allein, oder mit halb so viel Rosenwasser vermischt, Buttermilch, Molken, Milch mit Wasser vermischt, Mandelmilch, Mandelkleyen in Wasser zerrührt, sind die vorzüglichsten. Ist der Brand stark, so muß der leidende Theil öfters damit gewaschen werden, sonst ist es hinlänglich, wenn es des Morgens und Abends geschiehet. Bey einem wichtigen und frischen Fall, wird das Aderlassen und eine kühlende Diät die Cur befördern. Das Waschen mit Brandtewein, oder aus Alaun, Bleyweiß und andern aus diesen Metall verfertigten Mitteln, aus aufgelößtem Silber, sublimirtem Queckſilber, und dergleichen zusammenziehenden Sachen bestehende Waschwasser sind höchst schädlich. Sie machen die Haut hart, runzlicht, spröde, und schaden sonst der Gesundheit. Eine Larve von Leinwand, die durch weiß Wachs, mit Wallrath vermischt, gezogen worden, und des Nachts über das Gesicht gelegt wird, ist wol mit etwas Beschwerlichkeit, aber

auch mit vielem Nutzen für die Haut verbunden. Zitronensaft ist eins der wirksamsten und nützlichsten äußerlichen Mittel, die Weiße der Haut zu erhalten, und ihren Verlust wieder zu ersetzen.

Die eheliche Höflichkeit.

Eine Erzehlung.

Es ist noch nicht sehr lange her, als die schöne Miß*** von ihren Vormündern dem glücklichen Lord*** zur Gemahlinn gegeben ward, welcher, nach dem Geständniß von ganz England, mit ihr alles dasjenige bekam, was ihm nur Liebe und Glück kostbares schenken konnten. Sie war in der Blüthe ihrer Jugend, und der Reiz ihres Verstandes kam mit der Schönheit ihrer Gestalt überein. Wie beneidenswürdig wäre er gewesen, wenn er mit mehrern Geschmack und einer andern Denkungsart, als die seinige war, dieses Glück hätte dauerhafter zu machen gewußt! Aber er war unglücklicherweise von der Zahl dererjenigen, in deren Augen das schöne Geschlecht nur einen Verdienst hat, die eine Gemahlinn nur als einen neuen Hausrath ansehen, welcher aufhört, ihnen zu gefallen, so bald er ihnen nicht mehr neu scheint. Nachdem der Lord in dem ersten Monat ihrer Vereinigung

einigung alle seine Entzückung erschöpft hatte; so blieb ihm für Milady nichts als Gleichgültigkeit übrig; und bald darauf ward er ihrer gar überdrüßig. Die Unruhe dieser liebenswürdigen Gemahlinn, ihre Bemühungen, ihn auf andre Gedanken zu bringen, ja ihre ganze Aufführung, mißfielen ihm anfänglich, und wurden ihm endlich gar unerträglich. Er hatte allzu viel Liebe gegen Milady blicken lassen; er sahe leicht ein, daß eine so schleunige Veränderung ihre Zärtlichkeit und Eigenliebe zugleich beleidigen würde. Er betrog sich nicht. Sie erzürnte sich darüber. Allein sie war allzu klug, als daß sie ihren Zorn über dieses Unglück hätte sollen ausbrechen lassen. Sie glaubte, die Denkungsart ihres Gemahls allzu gut zu kennen, als daß sie sich davon einige Hülfe hätte versprechen sollen. Sie verbarg ihren Gram, und brachte es nach und nach dahin, daß sie den Urheber desselben verachten lernte.

Da sie beyde mit einem durchdringenden Verstande begabt waren; so merkten sie fast zu gleicher Zeit, wie sehr sie sich haßten. Beyde waren indessen zu verschmitzt, als daß sie es einander hätten sollen merken lassen. Jedes war demnach für sich darauf bedacht, seine wahre Gesinnung, unter dem Schein einer äußerlichen Gefälligkeit und beständigen Aufmerksamkeit, zu verstecken.

Diese neue Art einer beyderseitigen Marter konnte nicht lange dauern. Der Lord erkannte, allein zu spät, die Fehler seines eigenen Herzens. Die seltnen Eigenschaften seiner Gemahlinn, die Erkenntlichkeit, die er ihr schuldig war, das Leere der Vergnügungen, die er umsonst anderwärts gesucht hatte, brachten ihn unvermerkt dahin, daß er seine äußerste Bemühung anwendete, in seinem Herzen die Liebe wieder hervor zu bringen, deren ihm seine Gemahlinn vor einigen Monaten so würdig geschienen hatte. Allein, die Liebe war an beyden Seiten erloschen; und wie selten ist die kalte Vernunft im Stande, dieses Feuer wieder anzufachen. Der Lord verzweifelte ganz über seinen Zustand. Er war es gänzlich überdrüßig, in einer Welt zu leben, deren Annehmlichkeiten und Zerstreuungen nichts Reizendes mehr für ihn hatten; und dennoch war er kein so guter Engländer, daß er seine Zuflucht zu demjenigen Hülfsmittel genommen hätte, welches seiner Nation so gewöhnlich. Er ergriff auf einmal den Entschluß, sich auf eins von seinen Gütern zu begeben, und in den Belustigungen auf dem Lande eine Linderung seines Verdrusses zu suchen.

Die Vorstellung dieser Lebensart gefiel ihm desto mehr, je neuer sie für ihn war; und wenn er zum voraus setzte, daß seine Gemahlinn die Gefälligkeit so weit trieb, daß sie ihn begleitete: so hoffte er, der Schmerz, London verlassen zu

haben,

haben, die Furcht nicht wieder dahin zurück zu kommen, und die unerträgliche Einförmigkeit des Landlebens, würden ihn bald zum Genuß der Annehmlichkeiten des Witwerstandes verhelfen, nach welchem er seufzte.

Er theilte der Milady sein Vorhaben mit. Sie nahm diesen Antrag als eine Person an, die allzu unglüklich und gleichgültig ist, als daß sie darüber Verdruß oder Vergnügen empfinden könnte.

Diese unverhofte Ergebung der Lady in seinen Willen rührte ihn wenigstens so, daß er beschloß, nicht nur seine Hochachtung gegen seine Gemahlinn zu verdoppeln, sondern auch die Bemühung aufzugeben, sie durch den Schein einer Leidenschaft, deren er sich nicht mehr fähig hielt, zu hintergehen. Einige Tage hernach begaben sie sich auf die Reise. Ihr ganzes Haus folgte ihnen. Milord und Milady saßen in einem Wagen; sie hatten kaum die Mauern von London aus dem Gesichte verlohren, als der Lord auf einmal seine Gemahlinn steif ansahe, und zu ihr sagte: "Gestehen Sie es, meine "Werthe, daß ich eben so einfältig aussehe, "indem ich Ihnen bekenne, daß ich Sie nicht "mehr liebe, als ich ohne Zweifel aussahe, da "ich Ihnen zum erstenmal meine Zärtlichkeit "gestund. Bekennen Sie eben so frey, als ich, "daß unsre einzige Hoffnung, indem wir so ein"gezogen auf dem Lande leben wollen, die einzige

"Hoffnung, die uns schmeichelt und uns glück-
"liche Tage verspricht, diese ist, daß ich Sie
"und Sie mich zu überleben gedenken. Das
"Verlangen stehet nicht in unsrer Gewalt. Sie
"flößen mir keines mehr ein. Es thut mir leid,
"ich versichere es Ihnen, und ich glaube, es ist
"Ihnen auch verdrüßlich —— Wir wollen
"uns einander redlich helfen, und darüber einig
"werden, wie wir es anfangen wollen, unsern
"Nachbarn die Augen zu verblenden, und uns
"innerlich mit aller Ehrbarkeit zu hassen."

"Milord, antwortete Milady, ohne über
"diese Anrede stutzig zu werden, Sie sind lange
"bey Hofe gewesen und Sie wissen, daß mir die-
"ser Aufenthalt nicht ganz unbekannt ist. Das
"Gute, welches man jemanden daselbst gönnet,
"wird mit vielem Eifer ausgedrückt; das Böse
"aber bedeckt man mit dem Mantel der Höflich-
"keit. Das Wohlwollen ist nicht weitläuftig,
"aber die demselben entgegengesetzte Gesinnung
"erschöpft die Höflichkeit. Also, mein Wer-
"ther, lassen Sie uns nicht aufhören, höflich zu
"seyn. Was brauchen diejenigen, die uns sehen,
"unsre geheime Gesinnungen zu wissen? Um
"Ihnen zu beweisen, daß dieses der beste Ent-
"schluß ist, den wir fassen können, und wie viel
"Sie meiner Aufführung zu danken haben, so
"müssen Sie wissen, mein Werther, daß, ohn-
"geachtet ich Sie schon seit drey Monaten eben
"so herzlich hasse, als ich Sie verachte, den-

"noch

"noch niemand das geringste davon gemerkt "hat. Und wer weiß, ob Sie nicht vielleicht "selbst so einfältig gewesen sind, daß Sie sich "eingebildet haben, als liebte ich Sie aufs "zärtlichste. Thun Sie sich also um meinet- "willen keinen Zwang an. Gehen Sie auf die "Jagd, spielen Sie, trinken Sie! Sie sollen "niemals Vorwürfe von mir zu befürchten "haben; Sollten Sie auch sogar, wenn es mög- "lich ist, durch die Uebung und den Rausch, so "vollständig verachtungswürdig werden, als "es Ihre und meine Ruhe erfordert."

Sie kamen nach Rutland und brachten daselbst einige Zeit in einem beyderseitigen geheimen Mißvergnügen zu. Endlich glaubte der Lord, er hätte das glückliche Mittel gefunden, der Sache eine andere Gestalt zu geben. Er kam zu Milady, welche eben bey ihrer Toilette war, und redete sie also an: "Ich habe "es überlegt, meine Werthe, und Sie werden "finden, daß ich Recht habe. Die allzu reine "Luft dieses Landes kann unsre Erwartung "noch lange verzögern. Anstatt meiner oder "Ihrer Gesundheit zu schaden, macht sie solche "täglich stärker. Unsre Seele allein schmach- "tet, und unser Körper trotzt ihr zum Verdruß "allen Uebeln. Wenn Sie Ihren Vorsatz "nicht geändert haben, wenn ihre Gesinnungen "eben so unverändert, als die meinigen, sind, "so glaube ich, das niedrige und morastige

"Land der Grafschaft Esser könnte uns einen "Aufenthalt verschaffen, der unserm Entwurfe "besser zu statten käme. — Wenn Ihnen der "Vorschlag gefällt, so können wir schon morgen "hinreisen; und Ihre Gefälligkeit zu belohnen, "will ich, so bald wir dort ankommen, Ihr Wit- "wengehalt mit allen Einkünften dieses Gutes "vermehren. „

Milady, die immer gefällig und höflich war, nahm, ohne sich lange zu bedenken, das Anerbieten ihres Gemahls an, und kam ein halbes Jahr hernach wieder nach London zurück, nachdem sie die Gebeine des Lords in das Grab seiner Väter hatte beysetzen sehen.

Nachrichten vom Diogenes.

Diogenes, ein Schüler des Antisthenes, eines cynischen Weltweisen, ward zu Sinope in Pontus im dritten Jahre der ein und neunzigsten Olympiade gebohren. In der Jugend war er liederlich. Er ward verbannt, weil er die Münzen beschnitten hatte. Diese widrige Begebenheit führte ihn nach Athen, wo es ihm leicht fiel, die Lehrsätze einer Weltweisheit anzunehmen, die ihm Ruhm versprach, und nichts von ihm verlangte, als den Reichthümern zu entsagen, davon er keine besaß. Antisthenes hatte wenig Lust, einen falschen Münzer zu seinen Schüler zu nehmen, und wies ihn ab. Die Hartnäckigkeit, mit welcher er ihm anhieng, brachte ihn so weit, daß er ihm mit dem Stock drohete. Diogenes sagte: "Schlag zu, du wirst keinen Stock finden, der „hart genug ist, um mich von dir zu entfernen, „so lange du redest.„ Der von Sinope vertriebene nahm, zum Verdruß des Antisthenes, den Stock, den Mantel, und den Quersack. Dies war die Uniform der Secte. Seine Bekehrung geschahe in einem Augenblick. Auf einmal bekam er den größten Abscheu vor dem Laster, und befliß sich der Mäßigkeit, und der äußersten Strenge. Als er einsmals sahe, daß

die Mäuse die Brocken, so von seinem Brod abfielen, auflasen; so rufte er aus: "Auch „ich kann mich mit dem begnügen, was von „anderer Tische fällt.„

Er hatte einige Zeit keinen gewissen Aufenthalt. Er lebte, ruhte, lehrte, sprach allerwärts, wo ihn der ohngefehre Zufall hinführte. Da man ihm eine Zelle zu bauen verzog, die er verlangte, so begab er sich, wie man erzehlt, in eine Tonne, welcher Art Wohnung sich die Bettler bedienten, lange vorher, ehe Diogenes sie unter seinen Schülern zum Gebrauch einführte. Die Strenge, mit welcher die ersten Mönche, ihr Fleisch zu kreuzigen, gegen sich selbst verfahren haben, ist nicht außerordentlicher, als diejenige, wodurch Diogenes und seine Nachfolger sich abzuhärten, und in der Weltweisheit zu bevestigen suchten. Diogenes wälzte sich im Sommer in dem brennend heißen Sande; im Winter umarmte er Bildsäulen von Schnee. Er ging mit bloßen Füßen auf dem Eiß. Unterweilen bestand seine Nahrung in bloßem Gras und Kräutern, die er wie das Vieh abfraß. Wer wird es ihm nach diesem wol verdenken, daß er bey den corinthischen Spielen sich mit eigener Hand gekrönt, und selbst zum Ueberwinder des furchtbarsten Feindes des menschlichen Geschlechts, der Wollust, ausgeruffen hat.

Seine

Seine natürliche Lebhaftigkeit widerstand seiner strengen Lebensart gar sehr. Er war lustig, aufgeräumt, sinnreich, beredt. Niemand hat witzigere Einfälle gehabt, als er. Er machte die Lasterhaften auf eine beißende und spöttische Art lächerlich. Die Cynicker kannten den Unterscheid nicht, womit die christliche Liebe das Laster von der Person absondert. Die Gefahr, welche er wegen der Menge seiner Feinde lief, welcher Antisthenes hingegen, wie es scheint, nie ausgesetzt gewesen ist, beweiset deutlich, daß das Lächerliche empfindlicher ist, als die Beschimpfungen. Hier beantwortete man seine Scherzreden mit Steinen, dort warf man ihn als einem Hunde Knochen zu. Bey allen blieb er gleichgültig. Bey der Ueberfath von Athen nach Aegina ward er aufgebracht, nach Krita geführt, und, nebst andern Sclaven, auf dem Markt zum Verkauf ausgestellet. Dem öffentlichen Ausrufer, der ihn frug, was er verstünde; antwortete er: " Die Menschen zu regiren; und „du darfst mich nur demjenigen verkaufen, der „einen Herrn nöthig hat.„ Ein Corinther, mit Namen Xeniades, ohne Zweifel ein Mann von Verstand, nahm ihn auf dies Wort, machte sich seine Lehren zu Nutz, und übergab ihm die Erziehung seiner Kinder. Diogenes machte so viel junge Cyniker, als ihrer waren, aus ihnen, und in kurzer Zeit lernten sie von ihm die Tugend ausüben, Zwiebeln essen, barfuß gehen,

nichts

nichts nöthig haben, und über alles spotten zu können. Zu dieser Zeit waren die Sitten der Griechen schon verdorben. Nachdem er von dem Amt eines Lehrmeisters befreyet worden, so bemühet er sich mit großem Eyfer die Corinther zu verbessern. Er ging daher öfters in ihre öffentlichen Versammlungen, und redete darinn mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit und Heftigkeit, und der Erfolg war so glücklich, daß er beynahe alle Lasterhafte daraus verbannte, wenn er sie auch nicht bessern konnte. Seine beißende Scherze wurden mehr gefürchtet, als die Gesetze. Niemanden ist seine Unterredung mit Alexander unbekannt. Was aber hierbey vornehmlich zu bemerken, ist, daß die hochmüthige Art, mit welcher Diogenes diesem Helde zu einer Zeit begegnete, da ganz Griechenland ihm zu Füßen kroch, weniger seine Geringschätzung für die eingebildete Größe dieses jungen Ehrgeizigen, als die Verachtung der Niederträchtigkeit seiner Landsleute anzeigte. Keiner hatte mehr Standhaftigkeit der Seele und Muth des Geistes, als dieser Weltweise, Er setzte sich über alle Zufälle hinweg, wußte von keiner Furcht noch Schrecken, und machte sich über alle Thorheiten ohne Unterscheid lustig. Kaum war die Verordnung bekannt gemacht worden, daß man Alexandern unter dem Namen des Bachus von Indien verehren sollte, als er verlangte, unter der Benen-

nennung des Serapis von Griechenland angebetet zu werden.

Jedoch blieben seine häufigen Spöttereyen nicht unvergolten. Man suchte ihn mit unzählichen Verläumdungen verhaßt zu machen, welche als die Bezahlung für seine witzigen Einfälle angesehn werden können. Er wurde bey seiner Lebenszeit der abscheulichsten Unflätigkeit beschuldiget, und solches auch auf die Nachwelt verbreitet. Seine Tonne stellt noch unsrer mit Vorurtheilen eingenommenen Einbildungskraft bis itzo die unanständigsten Bilder vor. Man getrauet sich nicht, in dem innersten davon Untersuchungen anzustellen. Allein Verständige, welche nicht zufrieden sind, dasjenige bloß zu wissen, was die Geschichte sagt, sondern das Wahre darinn zu entdecken suchen, werden finden, daß der Verdacht, den man wegen der Reinigkeit seiner Sitten zu erwecken bemüht gewesen, von seiner freyen Art zu denken allein entstanden ist. Die anstößige Geschichte mit der Lais wird durch hundert Umstände widerlegt; und Diogenes führte ein so mäßiges und arbeitsames Leben, daß er leicht dem weiblichen Geschlecht entsagen konnte, ohne zu einen verabscheuungswürdigen Hülfsmittel Zuflucht nehmen zu dürfen.

Dies ist man der Warheit und dem Andenken dieses unehrbahren, aber zugleich strengen und tugendhaften Weltweisen schuldig. Kleine

Gei-

Geister, welche durch eine niederträchtige Eyfersucht angetrieben werden, jede Tugend, die nicht aus den Grundsätzen ihrer Secte fliesset, zu verwerfen, lästern die Weisen des Alterthums ohnehin genug, so daß es unbillig seyn würde, ihnen hierinn beyzustehen. Es ist vielmehr zur Ehre der Weltweisheit und selbst der Menschlichkeit rühmlich, diesem elenden und blödsinnigen Geschrey zu widersprechen, und die Denkmaale zu erneuern, welche die Dankbarkeit und Ehrfurcht den alten Weisen errichtet, die Länge der Zeit aber vernichtet hat, und deren Andenken der Aberglaube in eine gänzliche Vergessenheit zu bringen suchet.

Diogenes starb in seinem 90sten Jahre. Man fand ihn ohne Leben in seinem Mantel eingewickelt Die Regierung veranstaltete sein Begräbniß. Er ward bey dem Thore von Corinth, das nach der Landenge führet, begraben. Auf seinem Grabe errichtete man eine Säule von Marmor mit einem Hunde, dem Bilde der Secte; und seine Mitbürger beeiferten sich um die Wette, ihren Schmerz zu verewigen, und erwarben sich selbst dadurch Ehre, indem sie dieses Denkmaal mit unzähligen Figuren von Erz zu vergrößern suchten. Diese leblosen und stummen Figuren sind es, welche den Verläumdern des Diogenes mit Nachdruck widersprechen. Man kann ihnen Glauben zustellen: denn sie haben keine Leidenschaften.

Di-

Diogenes hatte kein System in der Sittenlehre. Er folgte der Lehrart, die zu seiner Zeit unter den Weltweisen gebräuchlich war. Sie bestand darinn, daß sie ihre Lehren in eine kleine Anzahl Grundsätze zusammenzogen, die sie beständig im frischen Andenken hatten, welche ihre Aussprüche bestimmten, und wornach sie ihre Aufführung einrichteten. Die folgenden sind des Diogenes Lehrsätze:

"Es ist eine Uebung der Seele, und eine "andere dem Körper eigen. Die erste ist eine "reiche Quelle von erhabenen Bildern, die in "der Seele entstehen, sie anfeuern und empor "heben. Man muß die andere nicht verab"säumen, weil der Mensch nicht gesund ist, "wenn ein Theil von den beyden, woraus er be"steht, leidet.

"Alles erlangt man durch die Uebung, selbst "die Tugend ist nicht davon auszunehmen. „Aber die Menschen sind bemühet, sich selbst "unglücklich zu machen, indem sie Uebungen "erwählen, die ihrer Glückseligkeit zuwider "sind, weil sie nicht mit ihrer Natur überein"kommen.

"Durch die Gewohnheit werden, selbst bey "der Verachtung der Wollüste, angenehme "Empfindungen hervorgebracht.

"Die Natur ist stärker, als die Gesetze.

"Alles ist unter den Weisen und seinen "Freunden gemein. Er verhält sich gegen sie

„wie

"wie das wohlthätige und höchste Wesen gegen "seine Geschöpfe.

"Keine Gesellschaft kann ohne Gesetze beste"hen. Die Gesetze bevestigen des Bürgers Woh"nung in der Stadt und des Republicaners "Freyheit in der Republik. Sind die Gesetze "schlecht, so ist der Mensch unglücklicher und "lasterhafter in der Gesellschaft, als im natür"lichen Zustande.

"Was man den Ruhm nennt, ist die Rei"zung der Thorheit, und der Adel ist die Larve "davon.

"Eine wohleingerichtete Republik würde "das Ebenbild der alten Stadt, der Welt, "seyn.

"Was für eine wesentliche Uebereinstim"mung ist zwischen der Sternkunde, Musik, "Geometrie, und zwischen der Kenntniß seiner "Pflicht und der Liebe zur Tugend?

"Der Sieg über sich selbst ist die einzige "wahre Ausübung der ganzen Weltweisheit.

"Der Vorzug eines Weltweisen ist der, "daß er über keinen Zufall bestürzt wird.

"Nichts ist thörichter, als die Tugend zu "lehren, sie zu loben und nie in Ausübung zu "bringen.

"Es wäre zu wünschen, daß die Heyrathen "bloß in leeren Namen bestünden, und die "Weiber und Erziehung der Kinder gemein"schaftlich wären.

"Warum

"Warum ist es erlaubt, in der Natur zu "nehmen, was man nöthig hat, aber nicht im "Tempel?

"Die Liebe ist die Beschäftigung der Müs"siggänger.

"Ein blödsinniger Mensch gleicht einem "Thiere in seinem natürlichen Zustande.

"Der Verläumder ist das grausamste unter "den wilden Thieren, und der Schmeichler das "gefährlichste unter den zahmen.

"Durch Verachtung muß man dem Glück, "den Gesetzen durch die Natur, und den Leiden"schaften durch die Vernunft widerstehen.

"Mache dir die Tugendhaften zu Freunden, "damit sie dich zum Guten antreiben, und die "Lasterhaften zu Feinden, damit sie dich vom "Bösen zurück halten.

"Du verlangst von den Göttern, was dir "gut scheint, und sie würden dich vielleicht er"hören, wenn sie nicht mit deiner Schwachheit "Mitleiden hätten.

"Betrachte die Großen wie das Feuer, sey "ihnen nie zu nahe, noch entferne dich von "ihnen zu weit.

"Wenn ich die Weltweisheit und Arzeney"kunst betrachte, so scheint mir der Mensch das "klügste von allen Thieren zu seyn; sagt noch "ferner Diogenes: Richte ich aber meine Au"gen auf die Sterndeuterey und Wahrsager"kunst, so finde ich keinen größern Thoren."

Und er hätte mit Recht hinzufügen können, daß ihm der Aberglaube und die uneingeschränkte Herrschaft zu dem Elendesten gemacht hat.

"Das Glück des Räubers Harpalus (eines "Statthalters des Alexanders) zwinget mich, "beynahe zu glauben, entweder, daß keine "Götter sind, oder daß sie sich nicht um unsere "Umstände bekümmern."

Von seinen sinnreichen Einfällen wollen wir nur einige wenige anführen. Er schrieb an seine Landsleute: "Ihr habt mich aus eurer "Stadt vertrieben, und ich verbanne euch in "eure Häuser. Ihr bleibt zu Sinope, und ich "gehe nach Athen. Ich werde mich alle Tage "mit den artigsten Leuten unterhalten, unter"dessen, daß ihr in der schlechtesten Gesellschaft "seyn werdet. Man sagte ihm einsmals: "Diogenes, man hält sich über dich auf. Er antwortete: "Ich empfinde nichts davon." Er sagte zu jemand, der ihm rieth, sich dies Leben, das er ohnehin wenig achtete, lieber zu nehmen, als die Schmerzen, die er in einer Krankheit litte, auszustehen: "Diejenigen, "welche wissen, was sie in der Welt thun und "reden müssen, sind schuldig, darinn zu bleiben, "und es scheint deine Schuldigkeit zu seyn, "dieselbe zu verlassen, da du keins von beyden "verstehst." Er sagte von denen, die ihm gefangen

fangen genommen hatten: "Die Löwen sind "weniger Sclaven von denjenigen, die sie füt- "tern, als diese, die Diener von jenen sind." Als er gefragt ward, was man mit seinem Körper machen sollte, wenn er gestorben, so sagte er: "Man lasse ihn über der Erde." Als man ihm vorstellte, daß er den wilden Thieren und Raubvögeln zur Beute werden würde, so antwortete er: "Dies wird nicht "geschehen, man darf nur meinen Stock neben "mich legen." Wir übergehen die übrigen witzigen Einfälle, die schon bekannt genug sind.

Dieses wird hinlänglich beweisen, daß Diogenes einen lustigen und scherzhaften Charakter hatte, und daß sein Temperament an der ruhigen und aufgeräumten Unempfindlichkeit mehr Theil gehabt habe, als die Weltweisheit. Diese Gleichgültigkeit hat er so weit getrieben, als es der menschlichen Natur nach möglich ist.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Von den Höflichkeitsbezeigungen der Chineser, besonders bey ihren Gastmahlen.

Die Chineser, dieses berühmte Volk, welches schon seit vielen Jahrhunderten Gesetze und Sitten gehabt hatte, als wir noch Barbaren waren, sind so genau in Beobachtung der Höflichkeit, daß sie sogar Bücher haben, welche Regeln enthalten, die die Art und Weise der Grüße, der Besuche und der Gastereyen vest setzen. Das Ceremoniel ist in Ansehung der Personen von allen Ständen gegen einander bestimmt; vom Kayser an bis auf den Bauer ist ein jeder unterrichtet, welche Ehrfurcht, Höflichkeit oder Gefälligkeit er dem andern erzeigen müsse. Selbst die Prinzen vom Geblüte sind dem Urtheil des Ceremonienrathes unterworfen, vor welchen sie sich rechtfertigen müssen, wenn sie zugegeben, daß ihnen jemand demüthiger begegnet, als es ihnen nach den alten Gesetzen zukommt; auch die fremden Gesandten müssen sich gefallen lassen, daß man sie, ehe sie bey Hofe eingeführet werden, vierzig Tage lang in den Chinesischen Gebräuchen unterrichtet.

Sollte

Sollte man aber wohl glauben, daß die Höflichkeitsbezeugungen dieses klugen Volkes in nichts anders bestehen, als in einer Menge größtentheils pantomimischer Verbeugungen, in Niederknien und dergleichen?

Wenn zwey Mannspersonen einander grüssen, so geschiehet solches gemeiniglich, indem sie die Hände auf die Brust zusammen schlagen, sie auf eine besondre Art bewegen, das Haupt ein wenig neigen, und dabey einen höflichen Ausdruck brauchen, der keine bestimmte Bedeutung hat. Begegnet einer einem andern, dem er eine größre Ehrerbietung schuldig ist, so schlägt er die Hände zusammen, hebt sie in die Höhe, läßt sie sodann bis beynahe auf die Erde sinken, und beugt zugleich das Haupt sehr tief. Bekannte, die sich nach einer langen Trennung zum erstenmale wiedersehen, fallen beyde auf die Knie und beugen sich bis zur Erde. Alsdenn stehen sie auf, und wiederholen dieses einigemal.

Die Ausdrücke, deren sich die Chineser in ihren Complimenten bedienen, sind kurz, und man muß wenigstens zwey Drittel von demjenigen errathen, was sie sagen wollen. Will man einem eine Gefälligkeit erzeigen, so schreyet er: Pu kan, pu kan, pu kan; ich darf nicht, "ich darf nicht, ich darf nicht;" nämlich geschehen lassen, daß Sie sich meinetwegen so viel Mühe machen. Sagt man das geringste zu

seinem Lobe, so ist die Antwort: "Ki kan," das ist: "Wie kann ich," nämlich dasjenige glauben, was sie von mir sagen.

Unter gemeinen Leuten hat allemal der älteste die Oberstelle. Sind aber Fremde zugegen; so wird sie dem gelassen, der am weitsten nach Hause hat; es wäre denn, daß sein Rang oder Stand etwas anders erforderten. In einigen Provinzen von China hat die rechte, in andern die linke Hand den Vorzug.

Wenn zween große Herren, die einander im Range gleich sind, auf der Straße zusammen kommen; so grüßen sie, ohne aufzustehen, oder aus dem Tragsessel zu steigen, einander so, daß sie die Hände zusammen schlagen, sie sodann sinken lassen, und hernach wieder gegen den Kopf in die Höhe heben. Dieses wiederholen sie zu verschiedenenmalen, bis sie einander nicht mehr sehen können. Ist aber der eine von niedrigerm Range, so muß er mit seinem Tragsessel stille halten, oder, wenn er zu Pferde ist, absteigen, und eine tiefe Verbeugung machen. Aus dieser Ursache suchen die Niedrigern solche Zusammenkünfte zu vermeiden.

Ehedem war es den Weibern erlaubt, gegen Mannspersonen den höflichen Ausdruck zu gebrauchen: "Yan so," das ist: "Gutes Glück "sey auf Ihrer Seite." Allein, seitdem die Reinigkeit der Sitten in China angefangen hat, verderbt zu werden, hat man diese Höflichkeitsbezeigung

zeigung als unanständig verworfen. Die Kinder bezeigen ihre Ehrerbietung ihren Eltern dadurch, daß sie in ihrer Gegenwart beständig stehen, und sehr wenig reden. Beym Neuenjahr und andern Gelegenheiten wünschen sie ihnen auf den Knien Glück, und stossen dabey zu vielenmalen mit der Stirne auf den Boden.

Die Besuche sind ein Hauptstück der Chinesischen Höflichkeit; bey Geburtstagen, beym Anfang eines Neuenjahres, bey Geburt eines Sohnes, bey Verheyrathungen, bey Gelegenheit einer Reise, eines Todtenfalles und dergleichen, müssen die Niedern den Vornehmern ihre Aufwartung machen, welche jederzeit mit Geschenken begleitet wird. Alle diese Besuche, sogar die, welche vertraute Freunde bey einander ablegen, sind mit vielen Ceremonien verbunden.

Der Anfang zu einem Besuche muß damit gemacht werden, daß man dem Thürsteher einen Zettel einhändiget, welcher in einem rothen mit goldnen Blumen nachläßig gezierten Papier bestehet, das wie eine Spanische Wand zusammen gelegt ist. Auf einer Falte stehet der Name des Besuchenden, nebst einigen ehrerbietigen Ausdrücken; z. E. "Der zärtliche und aufrichtige "Freund Ew. Herrlichkeit, zeiget sich als ein "solcher, um seine unterthänige Schuldigkeit "durch eine Verbeugung bis zur Erde abzu"statten." Bey vertrauten Freunden, oder

Leuten von gemeinem Stande ist gemeines Papier gut genug; bey Trauerfällen aber muß es weiß seyn.

Bisweilen nimmt der Herr, der den Besuch bekommen sollte, nur den Zettel an, und läßt den Fremden bitten, sich nicht von seinem Tragsessel herunter zu bemühen. Dieses ist eben so gültig, als hätte er den Besuch wirklich angenommen, und er ist verbunden, denselben zu erwiedern.

Wenn ein vornehmer Herr einen andern besuchet, der einerley Rang mit ihm hat, so hat er die Freyheit, sich durch die beyden ersten Vorhöfe des Pallastes bis an den Vorsaal tragen zu lassen. In dem zweeten Vorhof, der Thüre des Vorsaals gegen über, stehen zween Bediente, deren einer einen Sonnenschirm, der andere einen großen Fächer, dergestalt gegen einander kehren, daß der Fremde weder den herannahenden Hausherrn sehen, noch von ihm gesehen werden kann. Sobald er vom Tragsessel abgestiegen, so gehen die Bediente beyseite. Der Fächer wird weggethan. Der Hausherr ist zwar noch in der Ferne, aber das hindert nicht, daß die Verbeugungen nicht schon ihren Anfang nehmen sollten.

Bey diesem Empfang muß eine gewisse Anzahl von Verbeugungen gemacht werden. Ausdrücke, Ehrenbenennungen, Kniebeugungen, sonderbare Wendungen zur Rechten oder Linken,

alles

alles ist durch Gesetze bestimmt, alles muß pünktlich in Acht genommen werden. Der Hausherr giebt öfters mit stillen Geberden zu verstehen, daß der Fremde hineingehen soll, dieser weigert sich eben so oft sehr wohlanständig; endlich gehet er doch hinein, und der Hausherr vergißt nicht dem Tragsessel des Fremden seine Ehrerbietung durch eine Verbeugung und Anrührung mit dem Saum seines Kleides zu bezeigen.

So bald man sich niedergesetzt hat, zeigt der Fremde auf eine anständige und ernsthafte Art die Ursache seines Besuchs an. Die Antwort darauf ist eben so ernsthaft, und die Verbeugungen werden nicht vergessen. Man sitzet in dem Seßel sehr aufgerichtet; und es würde für sehr unanständig gehalten werden, wenn man sich anlehnen wollte. Die Augen müssen sittsam niedergeschlagen werden, und es wäre das Merkmaal einer großen Frechheit, sie auf eine oder die andre Seite zu kehren. Die Hände liegen ausgestreckt auf dem Knie, und die Füße stehen gerade neben einander. Nach einer kurzen Unterredung werden so viele Tassen Thee gebracht, als Personen zugegen sind. Hierbey muß man abermals verschiedene Dinge sorgfältig in Acht nehmen, weil es nicht einerley ist, wie man die Tasse annimt, sie zum Munde bringt, und wieder an den Bedienten zurück giebt. Wenn der Besuch zu Ende ist, so führet der Hausherr den Fremden mit vielen Ceremo-

nien an seinen Tragsessel, und wenn er hineingestiegen ist, so gehet er etwas vorwärts. Wenn endlich die Träger aufgehoben haben, so geht es an ein Abschiedsnehmen, wobey die Verbeugungen von beyden Seiten nicht gespart werden.

Die chinesische Höflichkeit läßt sich aber vornehmlich bey ihren Gastereyen in ihrem größten Glanze sehen. Bey den größern und feyerlichern, welche auch natürlicher Weise mehrere Umstände erfordern, wird jeder Tisch mit vier und zwanzig Schüßeln besetzt. Die erste Einladung geschiehet einen Tag vor dem Gastmahle, die andere geschiehet am Tage des Gastmahls früh, und die dritte, wenn alles schon zubereitet ist, jedesmal durch einen Zettel. Der Saal, worinnen die Speisen aufgetragen werden, ist mit Porcellan und andern Zierrathen ausgeschmückt. Es werden so viel Tische gesetzt, als Personen eingeladen sind, es wäre denn, daß man durch die große Anzahl der Gäste genöthiget würde, zweene an einen Tisch zu setzen. Diese Tische stehen zu beiden Seiten des Saales in einer Reihe. Der vordere Theil des Tisches ist mit seidenen Zierrathen ausgeputzt, der Mangel der Tisch- und Tellertücher wird durch die artige Lackirung der Tische ersetzt; auf den Rändern eines jeden stehen große Schüsseln voll vorgeschnittener Speisen, die in Gestalt einer Spitzsäule aufgethürmt und oben mit Blumen oder Früchten gezieret sind: Allein,

diese

diese Spitzsäulen dienen bloß zum Zierrathe, und werden niemals angerühret.

Wenn Derjenige, welcher die Gasterey ausrichtet, seine Gäste in das Zimmer hineinführet, so bewillkommet er einen nach dem andern. Hierauf läßt er eine Schaale mit Wein bringen, diese ergreift er mit beiden Händen, neiget sich gegen alle seine Gäste, kehret sein Gesicht gegen den großen Hof des Hauses, und gehet etwas gegen den vordern Theil des Saales zu. Alsdenn hebt er die Augen und die Hände mit der Schaale in die Höhe, und gießt den Wein auf die Erde. Dadurch will er zu erkennen geben, daß alles, was er besitzt, ein Geschenk des Höchsten sey. Hernach läßt er Wein in eine Schaale von Silber oder Porcellan gießen, machet eine Verbeugung gegen seinen vornehmsten Gast, und setzet sie auf den Tisch, woran derselbe sitzen soll. Der Gast sucht diese Höflichkeit zu erwiedern, und ihn zu bewegen, daß er sich nicht so viel Mühe machen möge. Zu gleicher Zeit läßt er Wein in einer Schaale bringen, und geht ein paar Schritte vorwärts, als ob er dieselbe an den Ort tragen wollte, wo der Wirth seine Stelle hat, welches allemal die unterste ist. Dieser hingegen kömmt ihm mit den gemeinen höflichen Ausdrücken zuvor. Unmittelbar darauf bringt der Küchenmeister zweene kleine Griffel von Elfenbeine, die mit Gold oder Silber ausgelegt sind,

und

und anstatt der Gabeln dienen. Diese legt er auf den Tisch, woran der vornehmste Gast sitzen soll. Der Wirth, oder der Küchenmeister, führet hierauf den vornehmsten Gast an seinen Platz, macht eine tiefe Verbeugung, und bittet ihn, daß er sich niederlasse; der Gast aber läßet sich nicht anders, als nach einer großen Menge von Complimenten dazu bewegen, und entschuldigt sich, daß er eine so vornehme Stelle nicht annehmen könne. Hierauf thut der Wirth eben dasselbe bey allen seinen Gästen; allein, keiner will zugeben, daß er sich so viel Mühe mache.

Wenn endlich alle Gäste, ohngeachtet aller Ceremonien dennoch zu Tische sitzen, so treten einige Lustspieler in kostbarer Kleidung in den Saal, machen tiefe Verbeugungen, und stoßen einigemal mit der Stirne gegen den Boden. Hierauf überreicht einer von ihnen dem vornehmsten Gaste ein Buch, worinnen mit goldnen Buchstaben die Namen von funfzig bis sechszig Lustspielen stehen, die sie auswendig können, damit er eines davon auslesen möge; er aber weigert sich, dieses zu thun, überschickt es dem zweeten Gaste, und winket ihm höflich zu, daß er eines wählen solle. Der Zweete überschickt es auf eben die Art dem Dritten, und so weiter. Sie entschuldigen sich aber alle, und geben dem Vornehmsten das Buch wieder zurück. Dieser läßt sich endlich bewegen, durch-

läuft

läuft es geschwind, und zeiget auf das Lustspiel, von welchem er glaubt, daß es der Gesellschaft am besten gefallen werde. Dessen Name wird hierauf von dem Spieler herum gezeigt, und die Gäste bezeigen ihren Beyfall mit einem Kopfnicken.

Die Vorstellung fängt sich mit der Musik an, die sehr rauh ist, und niemanden, als einen Chineser, reizen kann. Die Spieler bedienen sich gewisser Zimmer am Erker, aus welchen sie hervor kommen, um ihre Rollen zu spielen. Alle Auszierungen bey einem solchen Schauspiele bestehen in einem Teppich, der auf der Erde ausgebreitet ist. Das Frauenzimmer, welches gern mit zu sehen will, hat seine Stelle außer dem Saale, den Spielern gegen über; daselbst ist ein Gegitter von Bambusrohre, wovor ein seidenes Netz gezogen ist, so daß sie alles, was vorgehet, sehen und hören können, ohne von jemanden gesehen zu werden.

Die Mahlzeit nimmt ihren Anfang damit, daß man unvermischten Wein trinkt. Der Küchenmeister giebt die Losung zum Trinken, indem er auf ein Knie niederkniet, und mit lauter Stimme den Gästen zuruft: "Tsing lau "ya, men kyu poy;" das ist: "Die Herren "werden gebeten, die Schaalen zu ergreifen." Hierauf ergreift ein jeder seine Schaale mit beyden Händen. Erstlich heben sie dieselbe über

das

das Haupt empor, hernach fahren sie damit unter dem Tisch hinunter, alsdenn setzen sie dieselbe alle zugleich an den Mund, und trinken drey bis viermal ganz wenig. Der Wirth nöthigt sie unterdessen ohne Unterlaß, daß sie seinem Beyspiele folgen, und die Schaale ausleeren sollen; zugleich stürzt er die seinige um, damit man sehen möge, daß sie leer ist. Wein wird zwey bis dreymal eingeschenkt. Unterdessen werden Schüsseln mit klein geschnittenem Fleische in einer Brühe mitten auf die Tische gesetzt. Der Küchenmeister oder Wirth ladet hierauf die Gäste ein, daß sie eben so essen sollen, wie er getrunken habe. Diesem nöthigen zufolge langen die Gäste mit ihren Griffeln von dem kleingeschnittenen Fleisch aus der Schüssel. So oft eine neue Schüssel aufgetragen wird, so oft werden die Gäste mit eben den Ceremonien zum Trinken und Essen genöthiget. Die Schüsseln werden niemals abgetragen, sondern bleiben auf dem Tische stehen, bis die Mahlzeit zu Ende ist. Auf jedes sechste oder achte Gericht folgt eine Suppe. Weil die Chineser kein anderes, als warmes Getränk, trinken, so wird ihnen auch bey Tische sowol Thee als Wein ganz heiß vorgesetzt, und die Bedienten tragen Sorge, den kaltgewordenen in andere Gefäße wieder auszugießen.

Die Aufwärter wissen es mit Auftragung der Speisen so einzurichten, daß die Mahlzeit mit

mit dem Lustspiel zugleich zu Ende gehet. Wein, Reiß und Thee schließen die Mahlzeit. Die Gäste stehen auf, gehen nach dem untern Ende des Saales, und bedanken sich ganz höflich bey dem Wirthe; dieser führet sie hierauf in den Garten, oder in einen andern Saal, wo sie ein wenig schwatzen und ausruhen, bis der Nachtisch aufgetragen ist.

Unterdessen nehmen die Lustspieler ihre Mahlzeit zu sich. Einige Bediente bringen den Gästen warmes Wasser, damit sie ihre Hände und Gesicht waschen können; andere tragen die Schüsseln ab, und bereiten den Nachtisch, welcher ebenfalls aus ohngefehr vier und zwanzig Schüsseln mit Zuckerwerk, Früchten, Eingemachten, Schinken, und dergleichen bestehet. Wenn alles fertig ist, so nähert sich ein Bedienter dem Hausherrn, kniet mit einem Knie auf die Erde, und giebt ihm mit leiser Stimme davon Nachricht. Hierauf stehet der Wirth auf, und bittet die Gäste aufs höflichste, in den Speisesaal zurück zu kehren. Daselbst versammeln sie sich an dem untern Ende, machen viele höfliche Umstände wegen der Stellen, lassen sich aber endlich doch überreden, diejenigen einzunehmen, die sie zuvor hatten. Nunmehr werden größre Schaalen herbey gebracht, und die Gäste nachdrücklich genöthiget, starke Züge zu thun. Bey dem Nachtisch wird entweder abermals ein Schauspiel aufgeführet, oder die Gäste

erwäh-

erwählen sich selbst Rollen, die sie vorstellen. Auf allen Tischen stehen ebenfalls Schaugerichte, als bey der ordentlichen Mahlzeit. Während des Nachtisches gehen die Bedienten, die den Gästen zugehören, ohne die geringsten Umstände in ein anderes Zimmer, und halten daselbst ihre Mahlzeit.

Bey dem Anfange des Nachtisches läßt ein jeder Gast von einem seiner Bedienten verschiedene kleine Paketchen von rothem Papiere herbeybringen, worinnen Geld für den Koch, die Hausbedienten, die Aufwärter und Comödianten enthalten ist. Wird aber kein Schauspiel aufgeführet, so geben sie nichts. Ein jeder Bedienter überbringt sodann dieses Geld dem Wirth. Dieser weigert sich sehr, solches anzunehmen; endlich aber läßt er es geschehen, und winket einem von seinen Bedienten, daß er solches zu sich nehmen solle, damit es hernach vertheilet werden könne.

Dergleichen Gastmahle dauern vier bis fünf Stunden; sie nehmen des Abends ihren Anfang, und endigen sich gegen Mitternacht. Die Gäste gehen mit eben so vielen Ceremonien aus einander, als sie zusammen gekommen sind, und ein jeder bedankt sich des andern Tages durch einen Zettel bey dem, der das Gastmahl ausgerichtet, für gute Bewirthung.

Ich

Ich habe vergessen, zu sagen, daß, wenn die Chineser in Gesellschaft Thee trinken, sie eine so tiefe Verbeugung gegen denjenigen machen, auf dessen Gesundheit, oder dem zu Ehren sie solche trinken, daß sie mit der Schaale den Boden berühren.

So sind ohngefehr die chinesischen Höflichkeiten beschaffen. Können ihre abgeschmackte Ceremonien uns besser gesitteten Deutschen anders, als höchst lächerlich vorkommen? Jene dunkeln Zeiten sind bey uns verschwunden, da man die schöne Lebensart in weitläuftigen Complimenten und unzähligen sehr tiefen Verbeugungen suchte. Unsre Schönen sind nicht mehr aus Wohlstand stumm; unsere Kinder werden dadurch zu einer edlen Freymüthigkeit gewöhnt, daß sie in unserer Gegenwart mehr, als Ja und Nein sagen dürfen. Einen Fremden, den man zu uns ins dritte Stockwerk bringt, führen wir nicht mehr stillschweigend bey der Hand alle Treppen wieder hinunter, um ihn an der Hausthüre zu bewillkommen, und führen ihn hernach wieder ins dritte Stockwerk hinauf. Wenn uns jemand, den wir besuchen, zu sitzen nöthiget, so sehen wir ihn nicht für so schelmisch an, daß er sein Wort wieder zurück nehmen sollte, und wir brauchen daher nicht, im Niedersitzen nochmals um Vergebung zu bitten. Bey unsern Gastereyen nöthigen wir einen Fremden nicht durch Winken und Verbeugungen, sich den Magen

zu verderben; der Gast weigert sich nicht, wenn er etwas anzunehmen gesonnen ist; er macht nicht hundert Krümmungen, um etwas zu verbitten, und nimmt es hernach dennoch an; derjenige, dem zuerst etwas präsentiret wird, läßt dem Teller nicht die Walfahrt machen, die die chinesischen Comödienbücher machen müssen. Wir trinken Gesundheiten bis zum Ekel, aber niemals stellen wir uns so närrisch dabey an, wie die Chineser; niemals hat mir ein Deutscher, den ich genöthiget, vor mir in ein Zimmer zu gehen, geantwortet: "Pu kan, "pu kan;" und ich glaube nicht, daß jemals einer unserer Landsleute, wenn er gelobt worden ist, gesagt hat: "Ki kan!" Es ist unstreitig, daß unsere Sitten weit feiner sind, als der Chineser ihre; die Chineser sind Barbaren gegen uns! Haben wir nicht Recht, aus vollem Halse über sie zu lachen?

Nutzen

Nutzen der Zeichnung in der Mahlerey, und wie solche erlernet werden müsse.

Die Zeichnung, oder die Kunst durch Züge die Gestalten der Gegenstände so vorzustellen, wie sie in unsere Augen fallen, ist unstreitig eines der wesentlichsten Stücke der Mahlerey. Man hat lange gestritten, (und man streitet noch darüber,) ob die Colorit der Zeichnung, oder diese jener vorzuziehen sey? Man siehet leicht ein, daß diejenigen, welche gegen die Schönheiten ausgemahlter Stücke empfindlicher, als gegen blosse Zeichnungen, oder Freunde eines Coloritmahlers sind, diesem prächtigen Theile der Mahlerey allezeit dem Vorzug geben; diejenigen aber, welche eine dieser entgegengesetzte Empfindung haben, oder glauben, daß die Ehre geschickter Zeichner darunter leide, das Gegentheil behaupten werden. Was kann aber hieraus entstehen? Nichts anders, als was gemeiniglich aus Streitigkeiten, die die Partheylichkeit zum Grunde haben, entstehet. Sie tragen weder zu der Vollkommenheit der Kunst, noch zu dem allgemeinen Besten etwas bey, welches doch der Zweck eines jeden, der einen Verstand zu gebrauchen weiß, seyn sollte.

Sie sind nichts anders, als ein Mißbrauch des Verstandes. Die Nachahmung der Natur ist der allgemeine Zweck der Mahlerey. Sie bestehet in der Nachahmung der Gestalt der Körper, und in der Nachahmung ihrer Farben. Wollte man entscheiden, welches von beyden, die Zeichnung oder die Farbe, das wesentlichste in der Mahlerey wäre; so wäre es eben, als wollte man bestimmen, welches von beyden, die Seele oder der Leib des Menschen, das meiste zu seinem Daseyn beytrüge.

Um dazu zu gelangen, daß man gut Zeichnen könne, muß man schon von Natur eine dazu nöthige Geschicklichkeit derer Gliedmaßen haben, die man dazu braucht; diese muß durch die Gewohnheit, durch öfters Zeichnen, vermehret werden.

Der Unterricht in den Geheimnissen der Mahlerkunst fängt bey der Zeichnung an. Diejenigen, welche sich derselben widmen, verwenden, um die Kenntniß derselben zu erlangen, dasjenige Alter darauf, in welchem die noch zarte und gelehrige Hand die Biegsamkeit, die Geschicklichkeit, die diese Art der Arbeit erfordert, annimt. Der Brauch hat gewissermassen eine Lehrart vorgeschrieben, welche zu wissen den Verehrern dieser Kunst nicht unangenehm seyn kann.

Die ersten Versuche schränken sich gemeiniglich darauf ein, daß die Lernenden nach allen möglichen

möglichen Richtungen Parallellinien ziehen, um den Gebrauch des Stiftes von Röthel, welcher in eine kupferne Röhre, die ohngefehr so dick, als eine starke Schreibfeder und sechs Zoll lang ist, gesteckt wird, zu lernen. Diese Röhre ist an beyden Enden anderthalb Zoll gespalten, damit sie sich für alle Rothsteine, so dick oder dünne sie seyn möge, passe. Zwey Ringe, so an derselben sind, und sich hin- und her schieben lassen, dienen dazu den Rothstein, der hinein gesteckt worden, so vest zu halten, als es nöthig ist. Der Rothstein wird zugespitzt, und beym Zeichnen wie eine Feder angefaßt, außer, daß man an diesen die Finger gegen die Mitte, an der Feder aber beynahe am Ende anlegt. Da überdies die Züge, welche man machen will, weit größer sind, als diejenigen, welche die Buchstaben ausmachen; so ist die Länge, welche ihnen die Ausdehnung der Gelenke in den Fingern mittheilen kann, indem die Faust stille liegt, nicht hinlänglich, sondern diese muß sich selbst in Bewegung setzen, und indem sie bald nach dieser, bald nach jener Seite fähret, den Zügen, die man entwirft, ihre gehörige Länge geben. Diese Art zu zeichnen ist um desto wesentlicher, je mehr man besorgt seyn muß, im Anfang solche Zeichnungen nachzumachen, an denen die Theile so groß sind, daß sie der Hand, in der Fertigkeit sich auszudehnen, Uebung verschaffen.

Alle verschiedene Mittel, deren man sich zum Zeichnen bedienet, sind gut, wenn man nur den Zweck, den man sich vorgesetzt hat, dadurch erreicht. Außer dem Rothstein, braucht man den Bleystift, die Reißkohle, chinesischen Tusch und die Feder. Zum Schattiren bedienet man sich des Pinsels und des zusammen gerollten Papiers. Man führt die Zeichnungen theils gänzlich aus; theils nur gewisse Theile davon, und läßt die übrigen unvollständig; man ertheilet ihnen nach Belieben mehr oder weniger Schönheiten; man wählet einen Grund, der einem am geschicktesten zu seinem Vorhaben scheinet. Man nimmt sogar trockne Mahlerkreide von verschiedenen Farben dazu, um die Stärke oder Schwäche, der an dem Gegenstande selbst bemerkten Colorit besser anzuzeigen.

Die ersten Zeichnungen, welche man nachzeichnet, sind gemeiniglich solche, die ein geschickter Meister selbst nach dem Leben entworfen hat. Ehe man ein Ganzes zeichnet; so zeichnet man erst jeden Theil des Körpers insbesondere, und zwar sehr groß, damit man eine desto genauere Kenntniß davon erlange. Nachdem man nun, zum Exempel, jeden Theil des Kopfes von allen möglichen Seiten recht genau hat kennen lernen; so weißt man jedem Theile seinen Platz an; man giebt jedem sein richtiges Verhältniß, indem man einen ganzen Kopf zeichnet. Diesen zeichnet man wiederum nach

ver-

verschiedenen Gesichtspunkten, um die Veränderungen, der Gestalten kennen zu lernen, welche entstehen, wenn man den Kopf gerade von vorn, ein wenig zur Seite gebogen, ganz von einer Seite, von oben, oder von unten betrachtet. Eben so studirt man alle andere Theile des Körpers. Die Füße und Hände (welche bisweilen im Anfange allzu sehr verabsäumt werden) verleihen einem Stücke viel Anmuth und Ausdruck, wenn man sie ungezwungen, zierlich und vor allen Dingen der Wahrheit, der Natur gemäß zeichnet. Hat man sich hinlänglich geübt, einzelne Theile zu zeichnen; so kann man sich an ganze Figuren wagen.

Es wäre zu wünschen, daß junge Leute bey diesem ersten Versuch, um einen genauern, richtigern und gründlichern Begriff von den Gestalten zu bekommen, die gesammten Knochen des menschlichen Körpers entweder nach den Lehrbüchern guter Zergliederer, oder, welches noch besser wäre, nach der Natur selbst zeichnen möchten. Die Knochen sind es, welche großentheils die äußerliche Gestalt bestimmen. Kennet man den Bau der Knochen, ihre Zusammensetzung, die Art, wie sie sich bewegen; so kann man weit sicherer seyn, daß man weder in ihrer Stellung, noch in ihrem Verhältnisse fehlen wird. Die Untersuchung der Mäuslein, die sie in Bewegung bringen, und von denen die meisten auswärts liegen, ist eine Folge dieser Wahrnehmung.

Es ist ein allzu großer Unterscheid dazwischen, etwas, das auf einer ebenen Fläche gezeichnet ist, auf einer ähnlichen Fläche nachzuzeichnen, und etwas, welches erhaben ist, einen Körper, mit blossen Zügen, so daß das Auge dabey betrogen wird, nachzumachen, als daß man auf einmal von der vorbeschriebenen Art zu Zeichnen zu der sollte schreiten können, da man etwas nach dem Leben zeichnet. Man hat ein Mittel gefunden, welches den Uebergang von dem einen zum andern erleichtert. Man nimmt irdene oder in Formen gegossene Muster, marmorne oder metallene Säulenbilder, oder solche die in Gyps geformt sind, oder auch Sachen mit erhabener Arbeit. Diese Dinge haben eben die Ründungen, als die natürlichen; allein sie haben keine Bewegung dabey. Behält also der Lernende nur beständig denselben Gesichtspunkt; so wird ihm allezeit seine Figur auf einerley Art in die Augen fallen; dahingegen die geringste ohngefehre, auch fast unmerkliche Bewegung eines lebendigen Musters einen jungen Künstler schon in Verwirrung setzen kann, indem ihm solche oft eine ganz neue Oberfläche, ganz verschiedene Wirkungen des Lichts darstellt.

Allein, man muß dieses Hülfsmittel nur sehr mäßig gebrauchen. Ein junger Mensch, welcher die damit verbundene Gefahr noch nicht kennet, würde leichtlich einen trocknen, frostigen Geschmack dadurch annehmen, der ihm zur Gewohnheit

heit werden könnte. Er würde einer Gefahr ausgesetzt seyn, die derjenigen ähnlich ist, welcher die, so ein Bild gut bekleiden lernen wollen, unterworfen sind, wenn sie sich des Gliedermannes allzu stark bedienen. Der Lehrling muß also, sobald möglich, zur Erlernung der Natur selbst angehalten werden. Dieses muß er abermals Stück vor Stück thun, wie bey Nachzeichnung der Risse. Er muß jeden Theil insbesondere nach dem Leben zeichnen; er muß seine Zeichnung mit seiner Meister ihrer, ja sogar mit obberührten körperlichen Bildern vergleichen, um die Vollkommenheit, die ihm die Natur vor Augen legt, besser zu bemerken. Er muß hernach einen ganzen Kopf zusammen setzen, ihn aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, ihn in allen Stellungen nachzeichnen. Er muß stufenweis weiter gehen, und sich bey jedem Theil gehörig aufhalten. Endlich wird er eine ganze Figur zeichnen können. Alsdann werden ihm die anatomischen Erfahrungen nothwendiger werden, und mehr zu statten kommen. Nun muß er das Zimmerwerk mit dem Gebäude selbst vergleichen. Er muß einen Knochen nach dem andern, und die Wirkung eines jeden in die äußere Gestalt betrachten. Er muß die Mäuslein entblößt, und ihre Wirkung, so wie sie auf den Mustern, bald in dieser, bald in jener Stellung erscheinen, in Erwegung ziehen. Diese in der Nähe betrachtete und zusammen verglichene

Bilder werden ihm ewig im Gedächtniß bleiben, und ein sicherer Boden seyn, auf welchen sich seine Zeichnungswissenschaft gründen wird.

Ist der Künstler so weit gekommen, daß er eine nackende Figur richtig zeichnen kann; so kann er solche zu bekleiden anfangen. Er kann hernach solche mit einer, oder mehreren andern, zusammen stellen. Allein, diese Uebung muß er lange Zeit fortsetzen, um Ruhm zu erhalten, und noch längere Zeit, um solchen nicht wieder zu verlieren. Die Gewohnheit, beständig die Natur zu schildern, ist es einzig und allein, welche einem Künstler jenen lebendigen und rührenden Geschmack, jenes Starke und Richtige mittheilet, welches auch Leute, die nicht im geringsten Kenner davon sind, ohne, daß sie einmal daran denken, einnimmt. Die Menge der Theile des menschlichen Körpers und die Verschiedenheit, welche sie durch die unterschiedlichen Bewegungen bekommen, sind allzu vielfach, als daß die Einbildungskraft, oder das Gedächtniß, sie insgesammt behalten, und sie alle wieder vorstellen könnte. Wäre es auch möglich, so würden die übrigen Theile der Mahlerey neue Schwierigkeiten verursachen. Die Theile dieser Kunst sind theils theoretisch, theils praktisch. Nachdenken und Ueberlegung dienen vornehmlich dazu, die erstern zu erlernen; aber eine oft wiederholte Uebung muß die letzteren beständig wieder erneuern.

Man

Man hat bisher die Zeichnung, in so ferne sie den Umfang und die Gestalten des menschlichen Körpers zum Gegenstande hat, betrachtet. In der That ist dieses der edelste, der schwerste unter den Gegenständen der Mahlerkunst. Derjenige, welcher sich hierinn eine Vollkommenheit verschafft hat, kann alle andere Gegenstände mit einer ungemeinen Leichtigkeit nachahmen. Allein, es sind einige unter diesen, welche eine besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Dahin gehören, zum Exempel, die Thiere, wenn man sie richtig, angenehm und mit der einem jeden eigenen Art zeichnen will. Es sind belebte Wesen; sie haben Leidenschaften; ihre Bewegungen sind unendlich mannichfaltig. Ihre Theile sind von den unsrigen in der Gestalt, in der Zusammensetzung, in den Biegungen unterschieden. Ein Mahler muß nothwendig die Thiere selbst, welche mit den gewöhnlichsten Handlungen der Menschen, oder mit einem jeden andern Gegenstande, den er entwerfen will, in einer nähern Verbindung stehen, genau kennen lernen. Wie oft sehen sich nicht Historienmahler genöthiget, Pferde zu mahlen? Und man findet in diesem Punkte öfters in den Werken der größten Meister manches auszusetzen. Es wäre daher zu wünschen, daß die jungen Künstler die Zergliederung der Thiere studirten. Das Nachdenken über die Bewegungsart der Glieder derselben würde ihnen zum wenigsten

so viel Licht geben, daß sie die Wahrscheinlichkeit nicht verletzen. Wie oft wird nicht einem sonst würdigen Stücke die Aufmerksamkeit, die es verdienet, durch einen geringen Grund zum Tadel entzogen?

Die Landschaften machen noch einem wesentlichen Theil der Zeichnungskunst aus. Die Freyheit, welche die unbestimmten Gestalten dem Künstler lassen, sollte einem überreden, daß in diesem Theile eine so sorgfältige Bemühung die Natur zu studiren nicht nöthig wäre. Allein, nichts ist leichter, als in einer Zeichnung oder in einem Gemählde eine Lage, die man aus der Natur selbst hergenommen, von einer solchen zu unterscheiden, welche die Einbildungskraft an die Hand gegeben hat. In jener ist eine Vollkommenheit, eine Wahrheit, welche rühret, welche in Erstaunen setzet. Ueberdies so mag ein Künstler eine so starke Einbildungskraft haben, als er will; so wird er doch Gefahr laufen, sich selbst zu wiederholen, wenn er nicht in der Natur, in dieser unerschöpflichen Quelle von Mannigfaltigkeit, schöpfet.

Die Bekleidungen, die Blumen, die Früchte, mit einem Worte, alles muß, so viel möglich, Natur seyn.

Die

Die Rose.
An die junge Themire.

Du zarte Frucht der Thränen der Aurore,
Du Schöne, die der Zephir küßt,
Du Königinn in dem Gebiet der Flore,
O, daß Dein Reiz sich noch verschließt! —

Eröffne Dich, bevor Dein Lenz veraltet;
Doch nein! — verschiebe diese Lust.
Der Augenblick, der Deinen Reiz entfaltet,
Ist der, in dem Du welken mußt.

Dem Ebenbild von Dir, geliebte Rose!
Ist ein Geschick mit Dir verliehn.
Themiren gleich blühst Du, Du junge Rose,
Themire wird, wie Du, verblühn.

Verlaß den Sitz der dornenreichen Blumen,
Wo kaum Dein Reiz zu merken ist;
Und werde dann die Glücklichste der Bluhmen,
Da Du die schönste Bluhme bist.

Stirb an der Brust Themirens voller Freuden,
Ihr Busen sey Dein Thron und Grab.
Den schönen Tod, sonst nichts, will ich beneiden
Vom Glück, das Dir Dein Schicksal gab.

Du wirst den Sitz der Zärtlichkeit entdecken,
Und trifft hier ihre Freystadt an;
Dich, Rose, wird ein Seufzer leicht erwecken,
Wofern Themire seufzen kann.

Es zeiget Dir der schlaue Gott der Musen
Die Stelle, die Du wählen mußt.
O schmücke nur Themirens schönen Busen:
Doch ganz verbirg nicht Ihre Brust.

Des Stutzers Hand wagt leichtlich ein Verbrechen,
Wenn ihn Themire nicht erhört:
O Rose! drum behalte, mich zu rächen,
Den Dorn, der solche Hand versehrt.

* * * * * * * * * * * * * * *

An die Fürsten.

Ihr heißt mit Recht die Götter unsrer Erde,
Denn ihr erschaft. — O schöne That!
Ihr sprecht nur ein allmächtig: Werde!
Schnell wird aus dem Laquay ein Rath.

Nachricht.

Der Verleger dieser Monatschrift wird, zur Bequemlichkeit der Liebhaber, jedesmal eine Anzahl geheftet Exemplare vorräthig haben, wovon das Stück 9 ß. kostet.

Monatschrift
zum
Nutzen und Vergnügen.

Zweytes Stück,
im Augustmonat.

Hamburg,
gedruckt und verlegt von Mich. Christ. Bock.
1763.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1823199186/phys_0101
DFG

Inhalt.

Er hatte Recht. Eine Erzehlung. S. 97
Nachricht von der Einführung der Mahlerkunst in England — — 111
Die Verschwiegenheit des Frauenzimmers 134
Der reichgewordne Narr — 134
Einfälle, zum Besten derer, die Liebhaber davon sind, und ich kenne welche. — 135
Der Fromme und der Trinker. Eine Erzehlung. 140
Von der neuen Methode, den Staar zu operiren — — — 141
Betrachtungen über das Aber — 153
Vergleichung — — 158
Von den Strömen im Meer — 159
Auf einen Verstorbenen — 165
Betrachtungen über einige Stücke des Acker- und Gartenbaues — — 166
Das Muster der Alten — 180
Etwas aus der alten Welt — 181
Ueber die Lebensart der Amerikaner — 182

Er hatte Recht.

Eine Erzehlung.

Azema war ein kluger Kopf. Er wollte sich nicht verheyrathen, weil er wußte, daß die Männer hintergangen werden, und verheyrathete sich doch. Man schlug ihm zwo Partheyen vor. Die eine war eine junge Schönheit, die er liebte, und die ihm getreu gewesen seyn würde: Die andere war eine Wittwe, gegen welche er nichts als Gleichgültigkeit bey sich empfand. Man zeigte ihm deutlich, daß sie nicht gegen jedermann gleichgültig wäre. Seine Wahl fiel dem ohngeacht auf diese letztere, und er hatte Recht. Dies wird vielen abgeschmakt vorkommen. Ich sehe wohl, daß ich mich zum Beweise verstehen muß.

Irene, die Mutter des Azema, ließ, da sie die Annäherung ihrer Todesstunde fühlete, ihren vertrauten Genius kommen, und hielt ihm folgende vernünftige Rede: „Tragen „Sie für die Erziehung meines Azema Sorge, „ich bitte Sie darum. Bemühen Sie sich, sei„nem Verstand die Richtigkeit, die Gabe alles „so zu sehen, wie es ist, mitzutheilen. Nichts „ist schwerer; er ist jung. Lassen Sie ihm „immer die Irrthümer seines Alters haben, da„mit er das Falsche davon einsehe. Er muß „mit Frauenzimmer umgehen. Die Annehm„lichkeiten der Frauen müssen seinen Verstand „bilden. Wenn er die Welt genug gesehen „hat, wenn er ihrer überdrüßig ist; so kann „er den Beschluß damit machen, daß er hey„rathet, damit er ein Haus habe, welches die „Zuflucht einer ausgesuchten Gesellschaft sey. „Das Glück eines jungen Menschen bestehet da„rinn, daß er immer mitten unter andern ist: „Das Glück eines vernünftigen Mannes aber „darinn, daß er oft mit sich selbst allein seyn „kann. Es ist weit angenehmer, seine Freunde „bey sich zu sehen, als seine Bekanntschaften zu „besuchen. Die Freundschaft ist die Wollust „des reifen Alters.

Irene starb, nachdem sie so viel schöne Sächelchen gesagt hatte. Sie konnte nicht besser thun. Wie würde es an ein Sterben gehen, wenn man zu Leben aufhörte,

so

so bald man nichts Gutes mehr zu sagen hätte!

Der Genius wartete, bis Azema funfzehn Jahr alt war. Alsdann sagte er zu ihm: „Man hat mir aufgetragen, Sie klug zu machen. „Dieses zu werden, müssen Sie Thorheiten „begehen. Sie sollten wol kaum glauben, „daß man dazu den Rath eines andern nöthig „hätte. Ich vermuthe indessen, daß Sie die„ser Hülfe eben nicht bedürfen werden. Ich „verlasse Sie, bis Sie sich selbst nicht mehr „zu rathen wissen. Ich verlasse Sie auf nicht „gar lange Zeit.“ Azema verwirrete sich in einfältigen und ungeschickten Danksagungen. „Ich habe Ihnen nicht gesagt, fiel ihm der „Genius ins Wort, daß Sie Thorheiten sa„gen sollen. Sie sollen welche begehen. Han„deln Sie, und so oft Sie reden wollen; so „seyn Sie hübsch auf Ihrer Hut, und „schweigen Sie lieber.

Nach diesen Worten verschwand er. Azema, sich selbst überlassen, that, als ob er auf die Fehler bedacht wäre, welche er vorzüglich begehen wollte. Mann kann nicht darunter wählen, ohne sie zu kennen; und man erlangt diese Art der Kenntniß nur auf eine ausübende Art. Ueberdies begeht ein junger Mensch, der mit guten Gaben ausgerüstet ist, niemals mehr Thorheiten, als wenn er solche zu vermeiden suchet. Azema hatte eine Einbildung

von sich selbst, welche viel versprach. Eine viel bedeutende Mine ist fast allezeit eine Anzeige des Gegentheils. Sein Eintritt in die große Welt war glänzend. Er stammte aus einem alten adelichen Hause her, ob er wol nicht sagen konnte: Ein Mann aus meinem Hause — . Er fand vielleicht nicht, daß ihm dieses Ehre machte. Er hielt die gemeinen und geringschätzigen Tugenden eines guten Edelmannes für sich zu gering. Er zog ihnen die schimmernden Laster eines großen Herrn vor. Er hatte eine vortrefliche Kuppel Windhunde, eine große Anzahl Pferde, viele Kutschen, Läufer, drey Köche, viele Maitressen und keine Freunde. Er brachte sein Leben damit hin, daß er Zeitvertreib suchte. Der, den er fand, war nicht besser als der Müßiggang selbst.

Sein Vermögen verschwand in kurzem. Er empfand, daß ein reicher Edelmann gemeiniglich nur eine arme Standesperson vorstellet. Er war zu Grunde gerichtet, ehe er nur das mindeste Vergnügen geschmeckt hatte. Er sahe, aber allzu spät, daß man das Glück erlangen, aber nicht erkaufen kann.

Von seinen Gläubigern geängstiget, von seinen Maitressen betrogen, von den Schmarotzern verlassen, rief er voller Verzweifelung aus: Nun weiß ich nicht mehr was ich anfangen soll! Eine unsichtbare Stimme rief ihm zu: Gewinne viel Bandschleifen!

Ein

Ein artiges Mittel! sagte Azema; ich hätte nicht gedacht, daß ich meine Zuflucht zu einer Putzmacherinn würde nehmen müssen, um meine Sachen wieder in Ordnung zu bringen! Dieser abgeschmackte Rath versetzte ihn in ein tiefes Nachdenken. Er gieng immer fort, ohne darauf Acht zu haben. Die Nacht überfiel ihn mitten in einem Walde. Er folgte dem ersten dem besten Wege; und dieser Weg führte ihn zu einen Pallast.

Er zeigte sich am Gegitter. Der Schulterriemen des Thürhüters, welcher dahinter stund, war über und über mit Bandblumen besetzt; und so ein Bauer er auch war, so hatte er dennoch auf allen Ecken seiner Liverey Bandschleifen sitzen. Dieser Staat verführte den Azema. „Mein Herr, sagte er zu ihm, ohne „Zweifel habe ich die Ehre mit dem Schutzgeist „unsrer Zeit zu reden —. Sie kennen sich „schlecht in Schutzgeistern; versetzte der Thür„hüter; ich stehe bey der Fee der Bandschleifen „in Diensten —. Ha! versetzte Azema ganz „hitzig, das ist eben die Frau —. Es kommt „nur darauf an, sagte der Thürhüter ganz kalt„sinnig, ob Sie auch eben der Mann sind —. „Ich werde Sie dem Hofmeister überliefern.“ Der Hofmeister besahe ihn von oben bis unten sehr ernsthaft, ohne ein Wort zu sagen. Endlich sagte er: Man muß ihn mit der Gnädigen Frau ihrer Elle messen. Er gieng

hin, kam mit einem großen spanischen Rohre zurück, maß den Azema, und sagte: Das könte wohl angehen! Hierauf verließ er ihn, kam einen Augenblick hernach wieder, führte den Azema in ein prächtiges Zimmer, und ließ ihn darinnen, nachdem er ihm wiederholt hatte: Gewinnen Sie fein viel Bandschleifen. Er war schon eine Viertelstunde da gewesen, und hatte sich immer eingebildet, er wäre allein. Endlich hörte er eine kleine Stimme, welche aus einem großen Bette heraus rief: Ruscha! Ruscha! Diese Ruscha erschien, und sagte: „Was beliebt Ihnen, „Gnädige Frau? — Der Fremde sagte, die „Fee. Ziehet die Vorhänge auf —. Aber „wahrhaftig der junge Mensch ist wohl gebil„det —. Gehet nur Ruscha; ich muß ihn in „einer Sache um Rath fragen —.“

Ruscha gieng fort, indem sie zu Azema sagte. Gewinnen Sie viel Bandschleifen. Als Azema die Fee im Bette aufgerichtet sahe; so ward er von Ehrfurcht eingenommen, und blieb wie eine Säule stehen. „Kommen „Sie doch näher, junger Mensch, sagte die „Fee.“ Der junge Mensch trat noch mehr zurück. „Was ist denn das, fuhr sie fort, wie „blöde ist doch das gute Kind! und wie wenig „macht es sich aus Bändern!“ Indem sie diese letzten Worte aussprach; so ließ sie dem Azema eine Fußdecke sehen, welche aus Bandschleifen,

schleifen, die mit Diamanten besetzt waren, bestand. „Ach! Gnädige Frau! schrie er, „welche niedliche Fußdecke! — Gefällt sie „Ihnen? meynen Sie, daß sie Ihnen warm „halten würde? versetzte die Fee. Ich will „sie Ihnen gern überlassen; aber stückweise. „So oft sie einen schönen Einfall haben, will „ich eine Schleife losmachen. So? kommt es „nur hierauf an? antwortete Azema; Klei„nigkeit! — so werde ich Sie um alle Ihre „Schleifen bringen. — Das soll mir lieb „seyn, erwiederte sie; aber ich muß Ihnen sa„gen, daß ich ein wenig schwer zu befriedigen „bin. — "

Das Abendessen ward vor dem Bette der Fee aufgetragen. Azema marterte sich, um sinnreich zu seyn. Kurze beissende Schmähreden, Wortspiele, freye Ausdrücke, geheime Nachrichten, nichts vergaß er; aber alles wandte er umsonst an. Er behauptete sogar der Noah wäre eine comische Opera und die Sündfluth ein heroisch-comisches Trauerspiel, ohne daß es der Fee einfiel, ihm nur das kleineste Bandschleifchen zu geben. Sie aß viel, ohne ein Wort dabey zu sprechen. Sie ließ abtragen, und sagte zu Azema: „Mein liebes Kind, heißt das bey euch sinnreich „seyn?" Ja! Ihro Gnaden, antwortete Azema. „Das thut mir leid, erwiederte sie; „Sie werden wol schwerlich eine einzige Band-

„schleife von mir bekommen.“ Azema schlug ihr eine Parthey im Brettspiel vor. Die Fee nahm sie an. Er spielte glücklich. Er gewann in der größten Geschwindigkeit sehr viel. Es bleibt doch ewig wahr, daß man sein Glück leichter durch das Spiel, als durch den Verstand macht. Aber auf einmal kehrte sich das Blatt. Er hätte alles wieder verlieren können. Die Fee hatte Mitleiden mit ihm. „Lassen „Sie uns aufhören, sagte Sie zu ihm. Ich „erwarte heute Abend jemanden, der nicht ein so „geschwindes, aber ein dauerhafteres Glück hat. „Folgen Sie mir, verlassen Sie diesen Pal„last. Machen Sie sich ihre Schleifen zu „nutze, und verlieren Sie solche nicht wieder, „wie Sie sie gewonnen haben.

Azema machte sich diesen guten Rath zu Nutz. Er verkaufte seine Edelgesteine, brachte seine Güter wieder an sich, erschien wieder in der großen Welt, und suchte gute Gesellschaft. Man mag dieses noch so lächerlich zu machen suchen; es bleibt doch wahr, daß man nirgends, als da, denken lernet. Er hatte sogar das Glück, in eine vernünftige Frau verliebt zu werden. Von dem Augenblick an schwur er allen seinen falschen Geberden ab, und suchte, Vollkommenheiten an ihre Stelle zu setzen. Er sahe, daß, wenn er glücklich seyn wolte, er sie rühren, nicht zur Uebergabe zwingen müsse. Eines ist schwerer als das andere. Eine klu-

ge

ge Frau ist immer wieder die Verführung auf ihrer Hut. Nur in die Hochachtung setzt sie kein Mißtrauen. Sie überläßt sich dem Reiz ihrer Einbildung, ohne die Folgen davon vorher zu sehen. Oft überläßt sie sich der Liebe, indem sie glaubt, daß sie der Vernunft folgt.

Dieses macht die wahre Liebe aus. Die Wollust entspringt aus einerley Quelle mit jener. Das Vergnügen, welches man empfindet, wenn man siehet, daß man nicht geirrt hat; macht sie dauerhaft.

Azema wünschte in seiner Trunkenheit, daß er auf ewig mit einem so schätzbaren Gegenstande vereinigt seyn mögte. Aber er besaß Zärtlichkeit gnug, es zu unterlassen. Aus Ehrfurcht vor der Liebe, muß man nicht an die Ehre gedenken. Die eine entdeckt die Geheimnisse der andern. Seine Geliebte war so überzeugt hiervon, daß sie ihm einsmals selbst verschiedene Partheyen vorschlug. Sie erwieß ihm, daß es in einem gewissen Alter dem Wohlstande gemäß wäre, sich zu verheyrathen, wenn man nur in seine Frau nicht verliebt wäre. Azema war klug, aber furchtsam. Gleich stark von der Langenweile, die einen alten ledigen Junggesellen umgiebt, und von der Gefahr, welcher ein alter Ehemann ausgesezt ist, in Schrecken gejagt, rief er: O mein Schutzgeist! werden Sie mich verlassen?— „Was wollen Sie? sagte der Genius, indem

er auf einmal erschien —. „Soll ich mich ver„heyrathen? — Ja freylich sollen Sie! — „Aber werde ich auch — Folgen Sie mir, „fiel ihm der Genius ins Wort; ich will sehen, „ob Sie fähig sind, einen gescheiten Entschluß zu fassen.“ Auf einmal versetzte er ihn in einen Pallast, der voller artigen Frauenzimmer war.

Die Munterkeit ihres Geistes theilte dem Reiz ihrer Schönheit einen neuen Glanz mit. Sie sprachen nicht seufzend von der Liebe; sie sprachen ihren Namen lächelnd aus. Der Gott der Freude empfing immer Blumen aus ihren Händen, von welchen er Ketten flocht, um ihre Liebhaber zu fesseln. Ob sie gleich verheyrathet waren; so sahen sie doch vergnügt aus. Mit den Männern hatte es eine ganz andere Beschaffenheit. Sie ließen das Haus bey seiner Weise, und kamen fast niemals darinn zum Vorschein. Man bat in ihrem Namen zu Gaste, aber sie selbst waren niemals gebeten. Fiel es ihnen ja ein, an dem Abendessen mit Theil zu nehmen; so spielten sie die traurigste Rolle dabey. Mitten unter Scherz und Lachen stunden ihnen die Thränen in den Augen. Sie waren den chinesischen Sclaven ähnlich, welche Trommeln auf dem Rücken tragen, auf welchen man zum Tanze schlägt, an welchem sie keinen Theil nehmen dürfen.

Azema fand diesen Ort bezaubernd. Es fand sich sogar eine Coquette, die ihm gern

mit

mit dem Titel ihres Mannes bekleidet hätte. Er verlangte Bedenkzeit, und zog den Genius zu rathe. „Ich sehe wol, was Sie fürchten, „sagte sein Beschützer zu ihm; allein ihre „Furcht ist ungegründet; Hier ist der Sitz der „Treue. Die Liebhaber haben nur den Titel, „niemals das Amt. Die Frauen sind tugend„haft, ob sie gleich unordentlich zu leben schei„nen. Die Männer sehen nur einfältig aus, „und sind es nicht wirklich — Also ist dieses „das Land der Verblendung — Ganz recht! „Das Land der Verblendung, erwiederte der „Genius. Allein, wir müssen noch ein an„deres besuchen.“

Er führte ihn in eine benachbarte Stadt, und stellte ihn in einem Hause vor, wo sich liebenswürdige Leute versammelten, welche denen, die sie nicht kennten, mit Gefälligkeit zuvorkamen, und diejenigen allein liebten, die ihre Hochachtung verdienten. Ein geselliger Geist, angenehme Sitten, ein gutes und empfindungsreiches Herz machten den Character der Wirthinn dieses Hauses aus. Sie war verliebt; aber niemals entfernte sie sich im geringsten von dem Wohlstand und der Ehrbarkeit. Sie war höflich gegen ihre Bekannten, munter gegen die ganze Gesellschaft, voller Vertraulichkeit, Hochachtung und Gefälligkeit gegen ihren Mann. Nicht sowol aus Schuldigkeit, als vielmehr aus Achtung gegen

sich

sich selbst, zog sie ihn in allem zu Rathe. Sie war besorgt, keine andre, als solche Personen zu sich zu nöthigen, von welchen sie wußte, daß sie ihm eben so angenehm, als ihr selbst, seyn würden. Sie wollte, daß, wenn ihm die Lust ankäme nach Hause zu kommen, er versichert seyn könte, als ein liebenswürdiger Freund, der unverhoft, aber erwünscht kömmt, aufgenommen zu werden. Sie war überzeugt, (und sie hatte Recht) daß, wenn eine Frau ihren Mann nicht hochschätzt, niemand mehr dabey verliert, als sie selbst; und daß man niemandem mehr Achtung schuldig ist, als demjenigen, mit welchem man seinen Stand theilet.

Azema war von der Lebensart dieses Hauses bezaubert. Er machte mit einer Wittwe Bekanntschaft, gegen welche er aber nichts, als Hochachtung, empfand.

Der Genius führte ihn in viele andre Gesellschaften von eben der Art, wie die erstere. „Ich bin versichert, sagte Azema zu ihm, daß „unter allen diesen Frauen keine einzige ist, „die ihrem Manne ungetreu wäre. — Sie „irren sich, versetzte der Genius es ist nicht „eine einzige unter ihnen, die nicht ihren wohl„eingerichteten Liebeshandel haben sollte. Es „ist leicht, einen Liebhaber glücklich zu machen, „ohne daß dadurch dem Glück des Gemals et„was entgehe. Alles beruhet hier auf der Ein„bildung.

„bildung. Eine Frau, welche nur verliebt zu „sein scheinet, thut dem guten Namen ihres „Mannes mehr Schaden, als eine Frau, die „wirklich zärtlich, aber dabey klug genug ist, „den Schein davon zu vermeiden.“

Azema verfiel in ein tiefes Nachdenken, indem er dieses hörte. Endlich fuhr er, als aus einem tiefen Schlafe auf. „Und ich soll „mich durchaus verheyrathen?“ sagte er. „Nicht anders, versetzte der Genius. Der „artigste ledige Mensch, muß, wenn er alt „wird, darauf bedacht seyn, sich die Zeit zu „vertreiben, und sich hüten, andern unerträg„lich zu fallen. Verheyrathet er sich; so er„füllt er beyde Endzwecke auf einmal. In ge„wissen Jahren wird man unvermögend, dem „Vergnügen nachzulaufen; aber man kann es „zu sich locken. Der Mensch, den man in „seiner Jugend noch so artig, lebhaft, unver„gleichlich in Gesellschaft fand, genießt seinen „Ruf nur eine kurze Zeit länger, als er ihn „verdienen kann. Man erträgt ihn, weil er „ehemals artig war. Endlich aber wird man „in seiner Gesellschaft traurig; die Munterkeit „der andern gefriert bey seinem frostigen We„sen. Hält er hingegen bey sich Gesellschaft; „so macht man sich eine Schuldigkeit daraus, „ihm seine Aufwartung zu machen; und ist „seine Frau liebenswürdig, so wird sie gleichsam „ein rosenrother Vorhang, welcher seine Mängel „verbirgt.

„Ich

„Ich habe mich entschlossen, rief Azema; „ich will mich verheyrathen; und vielleicht „wird Sie mein Entschluß in Erstaunen setzen. „Heyrathe ich die Coquette, welche ich im „Pallaste der Verblendung fand; so wird sie „mir getreu seyn; aber kein Mensch wird es „glauben, und ich werde das Mährchen der „Stadt werden. Oft wird ein Mann für „einen Tropf gehalten, nicht weil es ihm an „Verstande fehlt, sondern weil er die Rolle „eines Gecken spielt — Vermähle ich mich „mit der Wittwe, die ich hier habe kennen „lernen; so wird sie zwar einen Liebhaber ha„ben: Aber dieser Liebhaber wird ein artiger „Mensch seyn, der meine Freundschaft verdie„net. Er wird mich in Ehren halten, und „vielleicht werde ich mehr Vortheile von ihm „haben, als meine Frau.“

So sprach Azema. Er trug sich der Wittwe an, ward angenommen, und heyrathete sie. Er hatte recht.

Chlorinde.

Wie alt mag wohl Chlorinde seyn?
Ich frage nicht umsonst, man sagt ja, sie will freyn.
Chlorinde ist, ich weiß es auf ein Haar,
Seit dreißig Wintern zwanzig Jahr.

Nach-

Nachrichten von der Einführung der Mahlerkunst in England.

Einige setzen die Aufnahme der Mahlerkunst in England in die Zeiten des zu verehrenden Bede. Allein neuere und sichrere Zeugnisse beweisen, daß solche im Jahr 1229. im 12ten Jahr der Regierung Heinrich des Dritten geschehen ist. Von dieser Regierung an, bis auf Heinrich den 7ten, findet man keine Spuhr von dieser Kunst, noch daß dieser Prinz jemals einigen Aufwand geliebt habe, als den er an sein Grab gewendet hat, das er doch nicht geniessen können. Die Capelle, so seinen Nahmen führet, ist eigentlich nichts anders, als ein Grabmaal, das er für sich und seine Familie aufführen ließ, mit dem ausdrücklichen Verbote in seinem Testamente, daß jemand anders, wer es auch seyn möchte, darinn begraben werden solte.

Zwey Mahler von dieser Zeit sind uns nur bekannt. Der eine Mabuse, der in einer kleinen Stadt in Hennegau gebohren worden. Nachdem er daselbst einige Zeit seine Kunst ausgeübt hatte; so ging er nach Italien, wo er mit vielem Fleiß und Genauigkeit nackende Bilder mahlete, ohne doch Geschicklichkeit genug

nug zu haben, das Natürliche zu treffen. Zu der Zeit war Raphael selbst noch beschäftiget, die Natur auf eine gezwungene Art zu copiren, ohne seinen Gemählden das Lebhafte geben zu können. Sein Pinsel besaß noch nicht die bewundrungswürdige Fertigkeit im Ausdruck, die ihn nachher verewigte.

Mabuse war eben in den Diensten des Marquis von Veren, als unter andern prächtigen Zubereitungen zu der Aufnahme des Kayfers Carl des Fünften befohlen ward, daß alle seine Hausbediente in weissen Damast gekleidet werden sollten. Der Mahler, dem es allezeit an Gelde, niemals aber an Lust zum Weine fehlte, ließ sich von dem Schneider, da er ihm das Maaß nahm, den Stoff geben, unter dem Vorwande ihn auf eine neue und außerordentliche Art zu recht zu machen. Er verkaufte ihn, um zu trinken, und mahlete sich ein Kleid von Papier, welches dem Damast so ähnlich sahe, daß es niemand merckte, als ein Poet und ein Philosoph, die gleichfalls in Gehalt des Marquis standen, und zwischen welchen er bey dem Aufzuge gieng. Nach Endigung der Ceremonie wurde der Kayser gefragt, welches von den drey Kleidern ihm am besten gefiel: Er wies auf des Mabuse seines, welches er den beyden andern, sowol wegen der weißen Farbe, als Schönheit der Bluhmen, vorzog. Er merckte nicht eher den Betrug, als bis er

das

das Kleid angefühlet hatte, und lachte sehr darüber. Ob dieser Prinz gleich die Künste sehr liebte, so schien er doch nicht viel aus dem Mahuse zu machen, der, da er fortfuhr auszuschweifen, kurz darauf in Middelburg wegen Schulden ins Gefängniß kam, worinn er zu arbeiten fortfuhr. Eins von seinen Gemählden kaufte Henriette Luise, Gräfin von Pomfrett, für 200 Pfund. Dieses konnte die Gräfin von Oxford nachher nicht erhalten, ob sie gleich 500 dafür both. Dieses Stück stellet das Innere einer Kirche vor, wo man den Bischof von Imola dem Könige und der Königin die eheliche Einsegnung geben siehet, und dahinter eine Figur, die, wie man dafür hält, den heiligen Thomas vorstellt.

Die Thronbesteigung Heinrich des Achten, eines reichen Prinzen, der den Aufwand liebte, und so galant war, als die damaligen rauhen Sitten seines Landes und sein eigenes wildes Wesen ihn zulassen wolten, bahnte der Aufnahme der Künste in seinem Reiche den Weg. Obgleich diesem Herrn nicht zu vergeben ist, daß er die alten Denkmaale und gothischen Gebäude bey Aufhebung der Klöster zugleich mit zerstöhret; so haben jedoch die Künste unter seinem Schutz so vesten Fuß gefasset, daß die bürgerlichen Kriege selbst sie nicht wieder vertreiben können; ein Zeitpunct, den die Liebhaber der Alterthümer schmerzhaft beweinen.

Heinrich suchte Raphaeln und Titian zu bewegen, sich in England niederzulassen. Er ließ Künstler von Rom kommen; bey keinem aber war seine Freygebigkeit besser angewandt, als bey Johann Holbein.

Dieser vortrefliche Mann ward 1498 in Basel gebohren. Er lernete nicht allein von seinem Vater die Mahlerkunst, sondern legte sich zugleich auf das Kupferstechen und die Baukunst. Mit so vieler Geschicklichkeit und Geschmack lebte er einige Zeit in der äußersten Dürftigkeit. Seinen Verdienst verthat er mit dem Frauenzimmer, und seine Gaben ersäufte er im Wein. Zu dieser Zeit ging Erasmus, dessen Ruhm durch alle die Umstände, die er als die Ursachen seines Unglücks ansahe, sich ausgebreitet hat, nach Basel. Damals fiengen die Wissenschaften an unter der Barbarey hervorzukommen.

Erasmus und Amerbach, ein Mahler in der Stadt, nahmen Holbeinen unter ihren Schutz. Im Jahr 1526 entschloß er sich, nach England zu gehen, und sich an den Graf Arundel zu wenden, welcher seine Arbeit in Basel gesehen hatte. Vor seiner Abreise wolte er ein Probestück von seiner Geschicklichkeit hinterlassen, und mahlte deswegen auf die Stirn von dem Bilde eines seiner Meister so natürlich eine Fliege, daß man davon hintergangen wurde. Dieses machte großes Aufsehen,

sehen, und verursachte den Befehl, die Abreise dieses wunderbaren Künstlers zu verhindern. Allein Holbein war schon heimlich fortgegangen, und hatte sich mit Empfehlungsschreiben von Erasmus an Thomas Morus versehen.

Der Kanzler nahm ihn in seinem Hause zu Chelsea auf, wo er ihn beynahe drey Jahr lang die Gemählde seiner Anverwandten und Freunde verfertigen ließ. Da Heinrich der Achte einsmals diesen Herrn besuchte, und einige von diesen Gemählden sahe, so gefielen sie ihm gar sehr. Morus bot dem Könige diejenigen an, welche er am meisten vorzog; allein er frug nach den Mahler, welcher ihm sogleich vorgestellet wurde. Er nahm ihn alsobald in seine Dienste, und ließ ihm ein Zimmer im Schloß, nebst einen Gehalt, außer der Bezahlung für seine Arbeit, anweisen.

Cromwel trug Holbeinen auf, die Anna von Cleve zu mahlen. Er schmeichelte ihr in dem Gemählde so stark, daß er Cromwels seinen Untergang und der Prinzeßin ihr Unglück verursachte. Heinrich, welcher nach dem Gemählde von der Person urtheilte, entschloß sich, sie zu heyrathen; allein, da er sie sahe, fand er sie bey weiten nicht so schön, als man sie ihm vorgestellet hatte. Das Ungewitter, welches den Mahler hätte treffen sollen, fiel auf den Minister. Cromwel verlor den Kopf, weil er den König hintergangen hatte, und Holbein

blieb nichts desto weniger am Hofe, bis er 1554 in seinem 56sten Jahre an der Pest starb. Der Graf Thomas Arundel, dieser berühmte Sammler, unter der Regierung Carl des Ersten, wolte ihm ein Ehrengedächtniß errichten lassen; allein er ward genöthiget, von diesem Vorhaben abzustehen, weil er den Ort seines Begräbnißes nicht erfahren konnte. Nachher fand die Königinn Charlotte in einem Schreibtisch zu Kensington eine prächtige Sammlung Risse von diesem Mahler, nebst den Gemählden der vornehmsten Personen, von der Hofstat Heinrich des Achten. Sie wurden alle verkauft und nach Franckreich gebracht, von da sie der Herr von Liencour wieder mit nahm, und Carl dem Ersten zum Geschenk überreichte. Dieser Prinz gab sie an Wilhelm, Grafen von Pembrocke, für das Gemählde des heiligen Georg, welches von Raphael gemahlet war, und anizt in Paris ist. Die Risse und Gemählde sind neun und achzig an der Zahl, meistentheils Originale von außerordentlicher Schönheit, ob sie gleich nur mit Rothstift auf Papier blaß-roth, aber mit solcher Lebhaftigkeit gezeichnet sind, daß sie den vollkommensten Gemählden hierinn nichts nachgeben. Die Originale davon werden in Kensington in einem Zimmer aufgehoben, wo sie theils gegen das Licht, theils im Dunkeln, theils so hoch gestellet sind, daß man sie kaum mit den Augen erreichen kann. Der Lord

Ox-

Oxford, der Vater des Schatzmeisters, gleichen Namens, war genöthiget, in den Laden eines Goldschmiedts einzutreten, als er über die Londner Brücke ging und vom Regen überfallen ward. Er sahe daselbst ein Gemählde von Holbein, welcher mit seiner Familie in diesem Hause gewohnt hatte, und bot dafür hundert Pfund. Der Goldschmidt nahm es mit der Bedingung an, daß er das Gemählde vorher einigen Personen zeigen wolte. Kurz darauf entstand ein Brand, worinn dasselbe mit verlohren ging.

Holbein hat zwey Gemählde mit Wasserfarbe für die Niederlage der Niederländer in Stillgard geliefert. Eins stellte den Triumph des Reichthums, das andere die Armuth vor. Auf dem ersten sahe man Plutus in einem goldenen Wagen, der mit Münzen von gleichem Metal angefüllet und von vier weißen, aber blinden Pferden gezogen wurde, die eben so viel Frauens führten, deren Namen darunter geschrieben standen. Eine Menge Volks umgab den Wagen, und streckte die Hände aus, um das Geld zu empfangen, welches der Gott mit einem Korb, den er in der Hand hielt, schöpfte, und auf beyden Seiten auswarf. Der Ruf und das Glück begleiteten ihn, und Crösus, Midas, nebst andern Geizigen, beschlossen den Zug.

Das andere Gemählde schilderte die Armuth in einer alten, schmutzigen, mit Lumpen bekleideten

deten Frau, die auf einem so elenden und abgenutzten Wagen, als des Plutus seiner prächtig war, saß, und der mit Lappen, dem Sinnbilde der Dürftigkeit, umgeben war. Dieses Fuhrwerk ward von einem Esel und ganz ausgemergelten Ochsen gezogen. Die Hoffnung gieng voraus, und Bettler und Taglöhner folgten hinten nach. Diese beyden Stücke sind aus den Niederlanden nach Franckreich gebracht worden, nachdem die Niederlagen eingegangen sind.

Ein ander kleines Stück, welches für den Altar in einer Kapelle eingerichtet war, ist lange zu Venedig, in dem Pallast der Familie von Delfini, zum Verkauf ausgesetzt gewesen. Anfänglich wurden funfzehnhundert Pfund dafür gebothen, nachher fiel der Preis davon bis auf vierhundert, und ward für den itzt regirenden König in Pohlen gekauft.

Von der Bauart des Holbein ist nichts übrig, als der schöne Eingang in das Haus des Graf Pembrocke zu Wilton, nachdem das Thor nach Whitehall, ein erhabenes Denkmaal seines Genies, erst vor kurzem abgebrochen worden ist.

Man hat keine Probe, daß die Königinn Elisabeth vielen Geschmack an der Mahlerey gehabt habe. Sie liebte keine andere Gemählde als die ihrigen, welche ihr den Beweis von ihrer Schönheit gaben. Unterdessen muß man ihren Mahlern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß, anstatt ihre Gesichtszüge

ver-

verschönert abzubilden, sie derselben vielmehr weit weniger geschmeichelt haben, als ihre Hofleute. Alle ihre Bildnisse haben nichts, daß in die Augen fällt. Man erkennet in ihnen die Elisabeth an nichts, als an der gebogenen Nase, den langen Haupthaaren, die mit Kronen, Perlen und Edelgesteinen überhäuft sind, an einem starken und breiten Topet, einem Bouquet von Perlen mit Diamanten vermischt. Allein, so wenig diese Mahler gegen andre im Stande waren, eine Sache der Natur gemäß vorzustellen, noch auch ihr Pinsel das Schöne und Angenehme hatte; so muß man doch gestehen, daß sie der Nachwelt die Aehnlichkeit großer Männer, unter der damaligen Regierung, mit mehrerer Treue hinterlassen haben, als man von großen Künstlern hätte erwarten können, welche bey ihren Arbeiten, öfters mehr auf Kunst als Natur sehen. Unter andern Mahlern, die sich unter dieser Regirung hervorzuthun suchten, war **Cornelius Ketel.**

Er ward 1548 zu Guda gebohren, ging 1573 nach England. Er verließ es 1581, um sich in Amsterdam niederzulassen. Dieser Künstler bekam den Einfall, sich, durch eine ganz neue Art zu mahlen, bekannt zu machen. Er gebrauchte keinen Pinsel, sondern bediente sich bloß seiner Finger, und machte den Anfang damit, daß er sich selbst auf diese Art abmahlte. Dies son-

derbare Unternehmen glückte ihm. Er verfolgte seine Erfindung, und lieferte viele Stücke, die wegen der Farben vorzüglich schön waren. In der Folge schienen ihm seine Finger noch zu leichte Werkzeuge zu seyn, er unternahm, mit dem Fuße zu mahlen, wählte zu seiner Arbeit den Gott der Verschwiegenheit, und entschloß sich, seinen Versuch vor den Augen des gemeinen Volks zu machen. Dieses hatte die Einfalt seiner Thorheit Beyfall zu geben, in der Meynung, daß, je mehr ein Mahler Charlatan wäre, desto geschickter müsse er auch seyn.

Friedrich Zucchero, ein anderer Mahler unter der nämlichen Regirung, ward im Herzogthum Urbino 1550 gebohren. Unterdessen das er die Paulinische Kapelle im Vatican mahlte, so bekam er Verdrießlichkeiten mit einigen Hofbedienten, des Pabst Gregorius des 13ten. Indem er von Natur hitzig und lebhaft war, so rächte er sich durch Hülfe seiner Kunst, er mahlte die Gemählde seiner Feinde mit Eselsohren, und setzte sie über den Eingang der Kirche des heiligen Lucas öffentlich aus, an eben dem Tage, da das Fest dieses Heiligen, als des Beschützers der Mahler, gefeyert wurde. Dieses nöthigte ihn, Rom zuverlassen. Verrio übte beynahe dieselbe Rache an einer Aufseherinn über das Haus zu Windsor aus, mit welcher er einigen Streit gehabt hatte. Er mahlte sie mit allen dem, was eine

Furie

Furie Abscheuliches und Häßliches haben kann, nebst einer brennenden Fackel in der Hand. Dieß war eben derselbige, welcher sowol zu seiner eigenen Befriedigung, als auch dem Haß des Hofes zu schmeicheln, den Lord Schafftsbury unter den Teufeln der Unruhe, in dem Saal St. Georgs mit abschilderte. Was Zucchero betrift, so langte er im Jahr 1574 in England an. Das bekannte Gemählde zu Chiswick, machte ihn bey der Prinzeßinn Maria, Königin von Schottland, beliebt.

Heinrich Cornelius Vroon kam zu Harlem im Jahr 1566 zur Welt. Das Schiff, worauf er sich begeben, um nach Spanien zu gehn, scheiterte auf der Küste von Portugall. Da er in Lissabon angekommen war; so sprach er mit einem dasigen Mahler von der Gefahr die er ausgestanden. Dieser bewog ihn, einen Abriß von der Bewegung des Meeres, dem Zustand des Schiffes und des Sturms, so er beschrieb, zu geben. Vroon führte dieses so gut aus, daß sein Gemählde für eine ansehnliche Summe Geldes verkauft ward. Mit gleichem Erfolg und vielem Vortheil fuhr er fort, dergleichen Gemählde zu verfertigen, und beschäftigte sich, nachdem er in sein Vaterland zurück gekommen war, bloß mit Stücken von dieser Art, indem er darinn den größten Ruf erhalten hatte. Um diese Zeit bemühte sich der Graf von Nottingham, welcher durch die Zerstreuung der spani-

schen

schen Flotte, den Thron seiner Souveraininn bevestiget hatte, das Andenken dieses großen Vorfalls auf eben so viel Schildereyen, als besondere Umstände an den verschiedenen Tagen, ehe die Schlacht entschieden, vorgefallen wären, auf die Nachwelt fortzupflanzen. Vroon ward nach England berufen, dieses Werk auszuführen, und erhielt dabey allen Beyfall und Ruhm. Die Kammer der Pairs ward mit diesen großen Kriegeszeichen ausgeziert, in welcher sich damals der Ausschuß des Unterparlements zu versammlen pflegte.

Petruccio Ubaldini scheinet sich am meisten mit Ausmahlen, der Kupferstiche auf Pergament, beschäftiget zu haben. Ausser einigen andern von seinen Werken ist noch ein geschriebenes und ausgemahltes Buch von seiner Hand übrig, welches Sprüche aus der heiligen Schrift enthält, und womit die Gallerie zu Gorhambury, nicht weit von St. Alban, ausgezieret ist.

Die Mignatüremahlerey war unter Jacob dem Ersten in großem Ansehen, wozu Peter Oliver, ältester Sohn Isaacs, ein großer Meister, sehr vieles durch das außerordentliche Schöne und Feine, so er dieser Art Gemählden zu geben wußte, beytrug. Der größte Theil der Sammlung Königs Carls, worunter viele Stücke von Oliver waren, wurde bey den Unruhen zerstreut. Carl der Zweyte war

begierig, sie wieder zu haben, und ließ deswegen starke Nachsuchung thun, nach dem er den Thron bestiegen hatte. Zuletzt erfuhr er von einem gewissen Roger, daß der Vater und Sohn gestorben, dieses letztern Wittwe aber zu Isleworth noch lebe, und verschiedne Stücke von ihrem Schwiegervater und Mann besitze. Der König begab sich, in Begleitung des Rogers, unbekannter Weise zu ihr. Die Wittwe wies ihm eine Menge fertige und unvollständige Gemählde, worunter dem Könige verschiedene gefielen. Er frug sie, ob sie dieselben weggeben wolte. Sie antwortete, ihr Entschluß wäre, sie dem Könige vorher zu weisen, und wenn sie diesem nicht anstünden; so wolte sie Gelegenheit suchen, solche zu verkaufen. Der König gab sich hierauf zu erkennen, und alsbald brachte sie ihm andre Gemählde, welche sie insgeheim aufhob. Carl verlangte, daß sie den Preis bestimmen sollte, sie entschuldigte sich aber damit, daß sie dem Könige solchen nicht vorschreiben könnte, sondern es bloß seinem Willkühr überließ. Jedoch, fügte sie hinzu, wollte sie, wenn er es verlangte, in den Registern ihres Mannes nachsehen, was der verstorbene König für gewisse Stücke bezahlet hätte. Carl nahm diejenigen mit, so ihn gefielen, und überließ der Wittwe die Wahl zwischen tausend Pfund Sterling, oder einen jährlichen Gehalt von dreyhundert Pfund auf ihre Lebens-

benszeit. Sie erwählte das letzte. Einige Jahre darauf bekam die Maitresse des Königs, durch vieles Bitten, die meisten von diesen Gemählden. Die Wittwe erfuhr es, und verging sich so weit, daß sie sagte: Sie würde sich gehütet haben, solche dem Könige zu verkaufen, wenn sie vorhersehen können, daß er einer gemeinen und lüderlichen Weibsperson ein Geschenck damit machen würde. Dieses kam zu den Ohren des Königs, welcher deswegen den Gehalt einzog, und der armen Wittwe nie wieder auszahlen ließ.

Edward Norgate, ob er gleich zu einer geringern Classe in dieser Kunst gehört, verdienet jedoch, wegen einer gewissen Art Geschicklichkeit, angeführet zu werden, wovon er in einem Patente, das erst vor kurzem gefunden worden, Proben hinterlassen hat. Der Graf von Stirling erhielt von einem seiner Verwandten eine Kiste, die mit alten Schriften angefüllet war, worunter eine Commißion in Original lag, wodurch Alexander, Graf von Stirling, einer seiner Vorfahren von Carln dem Ersten, zum Oberbefehlshaber von Neuschottland ernannt wurde, nebst der Bestätigung in dieser Bedienung von Jacob dem Ersten. Die Anfangs-Buchstaben dieser Bestallung enthalten die Bildniße dieser beyden Prinzen, auf dem Thron sitzend, zu dessen Füssen der Graf die Bestallung kniend aus ihren Händen empfängt.

pfängt. Der Anfang stellet in Mignatüre die Sitten, die Jagd, Fischerey und Producte des Landes vor: Alles ist vortreflich ausgeführt und unbeschädigt geblieben. Norgate starb 1649.

Carl der Erste, führte, bey Besteigung des Throns, den Geschmack zu den Künsten ein. Die Königinn Elisabeth war auf eine prächtige Art geitzig, und Jacob der Erste, auf eine schlechte Art verschwendrisch. " Allein, Carl, sagt „Perinchief, hatte von allen Sachen eine voll„kommene Kenntniß, und wußte die Künste, so „zum Vergnügen, oder zum Nutzen des ge„meinen Wesens dienten, sehr wohl zu unter„scheiden. Es war ihm nichts unbekannt, auf„ser, was ihn zerstreuen konte, indem er wohl „einsahe, daß verschiedene Theile der Wissen„schaften, so einen Privat-Mann zieren, einem ge„krönten Haupte zu wissen überflüßig sind. Er „urtheilte, mit vieler Einsicht, von alten Mün„zen, weil er eine tiefe Kenntniß von Alterthü„mern besaß. Seine Bibliotheken und Cabinets „waren mit Sammlungen angefüllt, die wegen „ihres Alters sehr selten waren. Er besaß eine „so feine Einsicht von der Mahlerey, daß er „die Fehler der Mahler verbesserte, und den „Pinsel als ein Meister führte, ohne Erfah„rung noch Uebung darinn zu haben. Er ur„theilte sehr gut von der Bevestigung, und ver„stand sowol die Artillerie, als was zum Bau

der

„der Schiffe erforderlich ist, um ihnen nicht „allein die nöthige Stärke, sondern auch das „Leichte im segeln zu geben; sogar war er im „Tackelwerk nicht unwissend. Er machte, zu „seinem Vergnügen, Taschen- und Wand-Uh„ren, nicht weniger hatte er eine vollkommene „Kenntniß von der Buchdrucker-Kunst, über„haupt kam ihm niemand, in allen drey König„reichen, in der Weitläuftigkeit seiner Einsichten „gleich. Er munterte die Wissenschaften auf, „und machte sich ein Vergnügen daraus, sich „mit allerley Künstlern zu unterreden, wobey „er das Wessentliche ihrer Kunst so leicht faßte, „daß er sagte: wenn er genöthiget seyn sollte, „auf ein oder die andre Art seinen Unter„halt zu erwerben; so hoffe er, von seiner „Hände Arbeit leben zu können, die Ta„petenwirkerey ausgenommen, ob er gleich „viel davon verstand. Er war von dieser Kunst „so sehr eingenommen, daß er Tapetenwirker „aus fremden Ländern kommen ließ, um ihnen „in England Arbeit zu geben.“

Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung machte Carl den Anfang zu seiner Sammlung. Er kaufte für zwanzig tausend Pfund das ganze Cabinet des Herzogs von Mantua, welches man für das kostbarste in ganz Europa hielt. Er gab Abraham Vanderdort einem Holländer, die Aufsicht darüber. So arm dieser Mensch war, so viel Dankbarkeit und Ehrfurcht hegte

er

er für seinen Prinz. Der König hatte ihm anbefohlen, für ein Mignatur-Gemählde von Gibson besondre Sorge zu tragen. Vanderdort hob es an einem sichern Ort auf; allein, da der König es zu sehen verlangte, so konnte er es aus Vergessenheit nicht finden, und erhing sich daher aus Verzweiflung. Es wurde nach seinem Tode wiedergefunden, und dem Prinzen zugestellt.

Carl wünschte, etwas von des Bernini Arbeit zu sehen. Vandycke mahlte des Königs Gesicht von vorne und von beyden Seiten, welches Bernini zum Model diente, um des Königs Brustbild zu verfertigen, wofür er tausend römische Thaler bekam. Dieses Stück ging bey dem Brande zu Whitehall verloren. Bey dieser Gelegenheit sagte Bernini, wie bekannt ist, da er das Model sahe: Carl habe etwas Trauriges und Unglückliches in seiner Gesichtsbildung.

Die Zeichnungen von Raphael sind die vorzüglichsten Stücke, so dieser Prinz anschaffte. Sie werden anizt zu Hampton-Court aufbehalten. Sie waren in den Niederlanden geblieben, seitdem Leo der Zehnte dahin geschickt hatte, um Tapeten nach ihnen zu mahlen, deren Arbeit aber nie bezahlt worden ist. Rubens erwähnte dieser Zeichnungen gegen den König, welcher sie durch seine Vermittelung kauffte. In dem eilften Jahr seiner Regierung stiftete er eine Akademie unter dem Namen Mu-

sä-

säum Minervä, bloß zum Nutzen junger Leute von Stande, mit Ausschliessung aller übrigen. Sie wurden darinn erzogen, und in allen Künsten und Wissenschaften, in ausländischen Sprachen, der Mathematik, Mahlerey, Baukunst, im Reiten, in der Ingenieurkunst, in Alterthümern und Kenntniß der Münzen unterrichtet. Er ernannte Lehrer, bestimmte Franz Kingson zum Aufseher, und erwählte dessen Haus, so in Covent-Garden lag, zum Sitz der Akademie. Sie ging kurz nach ihrer Errichtung zu Grunde; und es hatte das Ansehen, als wenn die Verwüstung alle Unternehmungen und Anschläge dieses Prinzen vernichten sollte, und sie gleichsam, mit der damaligen Religion, gemeinschaftliche Sache gemacht habe, die Künste zu unterdrücken, weil sie vom Hofe beschützt wurden. Im Jahr 1645 fing das Parlement die Gemählde, welche in York House waren, zu verkaufen an; aber aus Furcht, daß der dringende Zustand der öffentlichen Angelegenheiten keine hinlängliche Entschuldigung scheinen mögte, so wurde dieser Verkauf mit einem scheinheiligen Vorwand bemäntelt, indem unter andern der folgende Entschluß den 23 Julii genommen wurde.

"Beschlossen, daß alle Mahlereyen und Bild-
„säulen zu York-House, welche nichts Aber-
„gläubisches vorstellen, zum Nutzen von Ir-
land

„land und des mitternächtlichen Theils von „England verkauft werden sollen.“

“Beschlossen, daß alle daselbst befindliche „Gemählde, so die andre Person in der göttli„chen Dreyeinigkeit abbilden, ins Feuer ge„worfen werden sollen.“

“Beschlossen, daß diejenigen Gemählde, „worauf die Jungfrau Maria vorgestellet wird, „gleichfalls verbrannt werden sollen.“

Thomas Howard, Graf von Arundel, war der erste Sammler von Meisterstücken in diesem Lande, und munterte hierdurch den König Heinrich den 8ten und Carl den 1sten, nebst dem Herzog von Bukingham, dazu auf. Er war gleichfalls einer der ersten, der die Geschicklichkeit des Inigo Jonas bemerkte. Als er Carln den alten Parr, der damals blind war, zuschickte, so sagte dieser Prinz zu ihm: ihr habt ungleich länger gelebt, als viele andre, was habt ihr mehr gethan, als sie? Ihro Majestät antwortete Parr, ich that Buße, als ich ein Alter von hundert Jahren erreicht hatte.

Beym Anfang der Unruhen begab sich der Graf Arundel mit seiner Sammlung nach Antwerpen. Kurz nachher starb er zu Pavia. Seine Güter würden unter seine Söhne, den Lord Heinrich Maltravers, und Wilhelm Howard, Vicomte von Stafford, getheilet. Der beste Theil, welcher auf die Herzoge von Norfolk, der ältesten Linie kam, fiel in die Hände der Herzoginn,

welche geschieden war. Sie verkaufte die Statüen an das Haus von Pomfrett, und die verwittwete Gräfinn schenkte sie, nebst den kostberen Denkmälern, welche die Marmor von Arundel genannt werden, an die Universität zu Oxford.

Rubens blieb nicht länger als ein Jahr in England. Er ist vielleicht der einzige Künstler, der sich einen allgemeinen Beyfall erworben hat. Im 23sten Jahr seines Alters reisete er von Antwerpen nach Italien, und ging in die Dienste des Herzogs Vincent Gonzague von Mantua. Einsmals, da er beschäftigt war die Geschichte von Turnus und Aeneas zu mahlen, so wiederholte er verschiedenemal mit einer Entzückung, die seine Einbildungskraft zu erhitzen im Stande war, die Stelle aus dem Virgil.

Ille etiam patriis agmen ciet &c.

Der Herzog wunderte sich, diese Worte aus dem Munde eines Mahlers zu hören, ging deswegen zu ihm in das Zimmer, und erstaunte noch mehr über seine Gelehrsamkeit, da er sich mit ihn unterredet hatte. Er ernannte ihm zu seinen Gesandten am spanischen Hofe. Die wichtigen Dinge, so er in den Niederlanden auszuführen die Geschicklichkeit hatte, zogen ihm viele Feinde zu. Abraham Jansens forderte ihn zu einem Wettstreit in der Kunst auf; allein, er antwortete ihm, daß er diese Aufforderung annehmen würde, wenn ihm Janssens bewies, daß er verdiene, sein Mitbuhler genannt

zu

zu werden. Er verwarf auf eine eben so witzige Art eine viel verbindlichere Anerbietung. Ein Chimist wollte sein Laboratorium und die Schätze, so er durch Erfindung des Steins der Weisen, zu erlangen hoffte, mit ihm theilen. Rubens sagte ihm, daß sein Erbieten um zwanzig Jahr zu spät geschähe, weil er seit dieser Zeit das Geheimniß gefunden, mit seinem Farbenbret und Pinsel Gold zu machen. Dieser Mahler hatte so große Gaben, daß ihm aufgetragen wurde, einen Vergleich zwischen Spanien und England zu Stande zu bringen.

Weder der König Carl der Erste, noch Rubens, bemerkten den Künstler in der Person des Abgesandten. Dieser Monarch trug ihm auf, die Decke in dem Saal, wo die Feyerlichkeiten angestellt wurden, zu mahlen, und bezahlte ihm 3000 Pfund Sterling, für die Auszierung dieses Theils eines Gemachs von einem Gebäude, das nur 17000 Pfund zu errichten gekostet hatte. Rubens starb im Jahre 1640, in einem Alter von drey und sechzig Jahren an der Gicht. Die Herzoginn von Marlborough kaufte seine Gemählde zu allen Preisen, wie sie sie bekommen konte. Zu Blenheim sind sechzig Stücke von diesem großen Meister, welche, ob sie gleich durch Nachläßigkeit verdorben worden, doch diesem Hause die größte Zierde geben.

Vandyke wurde von dem König Carl nach England berufen, und ihm, nebst andern Hof-

künstlern, zu Blackfryars eine Wohnung angewiesen, wohin sich dieser Prinz öfters zu Wasser begab, um ihn zu sehn, und seine Arbeit in Augenschein zu nehmen. Er begnadigte ihn mit einer Pension von zwey hundert Pfund. Vandyke bekam für ein Gemählde von mittler Größe vierzig, und für ein großes sechzig Pfund; ein billiger Verhältniß, als das man bey der Bezahlung der heutigen Mahler beobachtet, denen man einen gleichen Preis setzt, wenn gleich die Größe der Stücke merklich unterschieden ist. Dieser Mahler, der sehr gastfrey war, behielt öfters den einen und den andern zum Essen, um ihren Anstand zu bemerken, und dasjenige nach Mittag auszumahlen, was er des Morgens entworffen hatte. Er ließ dem Könige durch Kenelm Digby vorschlagen, die Historie und den Aufzug von den Orden des Hosenbandes, auf die Wände des Saales, worinn die Feyerlichkeiten gehalten wurden, zu mahlen. Dieser Vorschlag gefiel dem Könige sehr wohl, aber er konnte sich nicht, wie man sagt, wegen des hohen Preises von achtzig tausend Pfund, dazu entschließen. Vandyke starb im Jahre 1641 in einem Alter von zwey und vierzig Jahren.

Wilhelm Dobson ward im Jahr 1610, im Kirchspiel St. Andreas zu Holborn, gebohren. Ein Gemählde von seiner Hand, das er an einem Fenster in Snow-Hill ausgestellet hatte, setzte Vandyke, der von ohngefehr vorbey

bey ging, in Verwunderung. Er erkundigte sich nach der Wohnung des Mahlers, und da er ihn auf einen elenden Boden arbeitend fand, so nahm er ihn da weg, und empfahl ihn dem König, Dobson starb den 28ten October 1646 im 36sten Jahre seines Alters.

Wersop, ein glücklicher Nachahmer des Vandyke, kam 1641 nach England, und verließ es wieder 1649, indem er nicht länger, wie er sagte, in einem Lande leben wollte, wo die Unterthanen ihrem Oberhaupt den Kopf abgeschlagen hätten, und nicht einmal über diese Handlung errötheten. Er hätte sagen können (welches viel schicklicher für ihn gewesen wäre) daß er nicht länger in einem Lande wohnen wollte, wo man einem König den Kopf abgeschlagen, der die Mahler belohnet, und wo man deren Sammlung beschädiget und verkauft habe.

Robert Walter war der vornehmste Mahler Cromwells, von welchem er viele Bildniße verfertigte. Der Großherzog war begierig, eines davon zu besehen, und trug seinem Agenten auf, es ihn zu verschaffen. Dieser fand nachhero Mittel, durch eine Anverwandtinn des Protectors diesen Auftrag auszurichten. Nachdem sie ihm einigemal sein Begehren abgeschlagen; so setzte sie endlich, um dem Agenten abzuschrecken, den Preis des Bildes auf fünf hundert Pfund; allein, dieser nahm sie bey dem

Wort, und bezahlte ihr gleich die Summe. Walter hatte einige Zeit seine Wohnung in dem Hause Arundel, und starb kurze Zeit vor der Wiedereinsetzung Carl des 2ten.

Die Verschwiegenheit des Frauenzimmers.

Ein kluger Mann
Trau seinem Weib nie was geheimes an:
Denn hat ers ihr vertrauen müssen,
So mach' er den gewissen Schluß:
Es wird die ganze Stadt in wenig Stunden wissen,
Daß es verschwiegen bleiben muß.

* * *

Der reichgewordene Narr.

Philet, der sonst zerlumpt durch kleine Strassen schlich,
Und, wenn ihn jemand sah, scheu und beschämt entwich;
Philet, der, kurz und gut, dem Irus völlig glich,
Ist itzt so reich und groß, daß man ihn nicht mehr kennt,
Und ihn gar Ihro Gnaden nennt.
Welch glänzendes Gefolg umgiebt ihn nicht!
Wie edel ist sein Gang! wie vornehm sein Gesicht!
Wie stolz tritt er einher!
Was Wunder, daß man ihn bey dieser Pracht verkennt?
Er selbst kennt sich nicht mehr!

Ein

***

* * *

Ein eitler und in seiner Einbildung wichtiger Mensch ist eben dasjenige in der Gesellschaft, was ein Wind im menschlichen Körper ist. Er drückt, er ängstiget, und man wollte, daß man ihn los wäre.

* * *

Derjenige, der nur einen mittelmäßigen Verstand besitzet, nimmt selten einen klugen Kopf, dessen Einsicht ihn verdunkelt, oder demüthiget, zu seinem Vertrauten. Er behilft sich lieber mit einem Menschen von seiner Stärke. Diesem entdeckt er seine Geheimnisse, diesen fragt er um Rath, und ernennet ihn zum Vollbringer seines letzten Willens.

* * *

Einem eingebildeten Menschen, der sich mit Geschäften abgiebt, die er nicht verstehet, gehet es beynahe als einem, der es wagt, wenn er zu purgieren eingenommen hat, einen Wind streichen zu lassen.

* * *

Die meisten Mahler, Poeten, Musici, und fast alle Künstler, sind sehr vergnügt, wenn sie nur einen einzigen Thaler besitzen; sie denken kaum daran, daß außer diesem noch mehrere in der Welt sind, und wirthschaften so damit, als ob sie ihn niemals verzehren könnten. Die Armen sind weit freygebiger, und haben lange nicht so viel Nahrungssorgen, als die Rei:

Reichen. Warum? Sie haben weder Zeit, noch Mittel, mit dem Gelde recht bekannt zu werden.

* * *

Wäre eine Frau in der Welt, welche nicht nöthig hätte, den erniedrigenden Nothwendigkeiten der Natur ein Genüge zu leisten; so würde sie unausstehlich seyn; sie würde sich für eine Göttinn halten, und das ganze menschliche Geschlecht im höchsten Grade verachten.

* * *

Es gehöret viel Verstand und Klugheit dazu, 20000 Thaler jährliche Einkünfte zu verzehren, ohne getadelt und lächerlich gemacht zu werden.

* * *

Wir sind von Natur so neugierig, daß uns die Zeit lange währet, so lange gewisse Leute am Leben sind, und das aus blosser Neubegierde zu wissen, was nach ihrem Tode geschehen wird.

* * *

Eine vornehme Frau braucht, nach dem neuesten Fuß, für 30000 Thaler Juwelen, für 10000 Thaler Anzug, für 5000 Thaler Spitzen und für 10 bis 15 Thaler Hemden.

* * *

Der Hintere ist der nützlichste und zugleich der verachteste Theil des menschlichen Leibes. Der Bauer wird, ungerechter Weise, als dieselbe

selbige Sache im Staatskörper betrachtet; man siehet ihn nicht, er dienet zu unserer Nothdurft, und er muß die größte Last tragen.

* * *

Unter den öffentlichen Bedienungen sind einige, bey denen diejenigen, die sie verwalten, so vielen Versuchungen unterworfen sind, daß zu wünschen wäre, sie mögten von Engeln, die noch dazu keine Flügel hätten, bekleidet werden.

* * *

Man hält öfters einen Menschen für stolz, der doch nur unhöflich, grob, läppisch oder dumm ist.

* * *

Die Gesundheit, und sogar das Leben des gesundesten und behutsamsten Menschen, hängt oft von einem Zug- oder innerlichen Winde ab.

* * *

Eine reiche Parthie thun, heißt ein Mädgen heirathen, welche für 20000 Thaler Juwelen, für ohngefehr eben soviel Kleidung und Hausrath, und 1200 Thaler baar Geld zur Aussteuer bekommt. Für diese letztern giebt man ein Festin, und schaft eine Equipage an, welche man mit den zwey erstern Posten 5 bis 6 Jahr ganz bequem unterhalten kan. Nach Verlauf dieser Zeit findet man aus guten Ursachen den Wagen altfränkisch, die Pferde von schlechter Farbe; der Kutscher liebt den Trunk, und

der

der Diener ist ein Flegel. Man schafft alles ab, um sich alles modern, schön und artig wieder anzuschaffen. Dieses aber erfordert Zeit und Credit. Unterdessen lernt man wieder gehen, und die Equipage entbehren.

* * *

Wie viel Frauen bringen dreyßig Jahr ihres Lebens mit Lustbarkeiten, Besuchen, Schwatzen, Schmähen, mit dem verdrüßlichen Kindergebären, und an dem liebenswürdigen Spieltische zu. Ehe sie es sich versehen, sind sie in der Klasse der Invaliden, das heißt: ihre Reitzungen sind verblüht; sie müssen entweder Betschwestern, oder schöne Geister werden.

* * *

Freundschaftlich und gesellig mit einander leben, heißt, einander zweymal im Jahre wechselsweise zu Gaste bitten, und mit der größten Verschwendung tractiren, die ganze übrige Zeit aber mit einer Sparsamkeit, die der Kargheit sehr ähnlich ist, leben, sein Haus wohl verschlossen halten, und niemanden sehen, den man nicht drey Wochen vorher eingeladen hat.

* * *

Die römischen Generals pflegten sich zu schminken, wenn sie in Triumph in Rom einzogen; sollte vielleicht jeder Tag ein Tag des Triumphs für manche artige Frau seyn?

Ein

* * *

Ein Gelehrter, der nichts, als die Metaphysik, Logik und Matheſin puram weiß, iſt in ſeinem ſechzigſten Jahre ein Knabe, der buchſtabiren, aber nicht leſen kann.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Fromme und der Trinker.

Eine Erzehlung.

Ein frommer Mann ſprach jüngſt den Trinker an,
Der juſt die Gläſer überſann,
Die er zum Frühſtück trinken wollte.
Mein lieber Freund (ſo ſprach der fromme Mann
Mit finſtrer Stirn, die überzeugen ſollte,
Und die auf jedes Wort drey Falten mehr gebahr)
Mein Freund nimm deiner Seelen wahr;
Du ſtürzeſt ſie ins ewige Verderben.
Ich will dir zwar nichts Böſes prophezeyn;
Doch, im Vertraun geſagt, es kann nicht anders ſeyn;
Du mußt einmal im Rauſche ſterben.
Ach! hub der Trinker zitternd an,
Und ſchien für Angſt faſt zu verzagen;
Wohlan! es iſt darum gethan,
Ich will, ein Wort ein Mann, ich will dem Trunk entſagen,
Und ſo wie du, fromm, mäßig, nüchtern ſeyn.
Wie wahr, o Freund! ſind deine Lehren!
Komm, ſetze dich. Bey einer Flaſche Wein
Will ich dich mit Bedachte hören;
Du ſollſt es ſehn, nun will ich mich bekehren.
Geſagt, gethan; indem der Rheinwein winkt,
Lehrt jener mit bedacht und trinkt,
Und dieſer hört in andachtsvoller Ruh
Ihm und dem Wein bedächtlich zu:
Kurz! Beyde fromme Seelen trinken,
Bis ſie berauſcht zu Boden ſinken.

Von

Von der neuen Methode den Staar zu operiren.

Das Staarstechen hat mit dem Zahnausziehen beynahe einerley Schicksal. Es ist in den Händen der Quacksalber, der Marktschreyer, der Donquirotes der Arzeneykunst, die ihre Geschicklichkeit in den öffentlichen Blättern selbst anpreisen, weil ihnen außerdem niemand solche zutrauen und sie loben würde. Die Schwierigkeiten, die überhaupt mit den Krankheiten der Augen verbunden sind, ihr zarter Bau, der ungewisse Ausgang und die, den wenigsten zu erreichen mögliche, Fertigkeit der Hand, die diese Operation erfordert, haben öfters die größten, die geschicktesten Aerzte abgeschreckt solche zu unternehmen. Die Wichtigkeit der Sache hat jedoch verschiedene große Männer in diesem Jahrhundert aufgemuntert, ihre Einsichten und Geschicklichkeit zu Heilung des Staars anzuwenden; und es verdienet dieses Uebel gewiß alle Aufmerksamkeit, da es den Menschen des besten Theils seiner sinnlichen Glückseligkeit, des Gesichts, beraubt.

Die ältern Aerzte hatten vom Staar ganz verkehrte Begriffe. Die anatomische Kenntniß des Auges fehlte ihnen, daher beurtheilten sie diese

diese Krankheit bloß nach Muthmassungen und nach demjenigen, was ihnen äußerlich in die Augen fiel. Sie glaubten, der Staar sey eine Haut, die von der Verdickung der wässrichten Feuchtigkeiten des Auges entstünde, und das Sehen verhinderte. Jetzt weiß man, daß derselbe in der Undurchsichtigkeit des linsenförmigen Krystalls, welcher in der zwoten Kammer, hinter der Sehe oder dem Stern, in der gläsernen Feuchtigkeit des Auges liegt, besteht. Die Alten waren zuweilen glücklich in der Cur dieser Krankheit, ohne ihre Theorie zu besitzen. Sie erfanden runde, schneidende, spitzige Nadeln die Haut darum zu wickeln, ihre Fasern zu zerschneiden, sie abzulösen und niederzudrücken. Ohne ihr Wissen brachten sie den verdunkelten Krystall aus seinem Sitz, und waren glücklich in ihrem Unternehmen. Einer erfand gar eine mit einer Feder versehene und in einer Spitze sich endigende Zange, mit welcher er die Staarhaut aus dem Auge herausziehen zu können glaubte.

Die Oculisten geben verschiedene Arten des Staars an, als den häutigten, den zäsrichten, den wankenden, den milchigten u. d. g. Ihren Unterschied hier zu zeigen, ist überflüßig. Nach der deutschen Mundart unterscheidet man ihn in den grauen und schwarzen Staar. Von jenen ist hier allein die Rede, da dieser eine Blindheit ist, wobey keine Verletzung des

Au-

Auges äußerlich bemerkt und solcher durch keine Operation gehoben werden kann. Beyde können unterweilen zusammen verbunden seyn.

Der graue Staar wird leicht erkannt, wenn das Schwarze im Stern grau- weißlich wird, und die Gegenstände nicht so darstellt, als ein gesundes Auge. Bis itzt ist noch keine Arzeney bekannt, deren Gebrauch ihn mit Gewißheit heben könnte, und es ist zweifelhaft, ob man ihm vorbeugen kann. Ist eines unter den bekannten Mitteln, von dem man es hoffen darf, so ist es das Queckſilber.

Die Operation ist in den meisten Fällen das einzige Mittel diese Krankheit zu heilen. Bisher ist sie geschehen, indem man mit einer an der Spitze zweyschneidigen runden Nadel eine Linie weit von der durchsichtigen Hornhaut, nach dem äußern Augenwinkel zu, die Haut des Auges durchbohret, sie von hinten zu, mit der einem geschickten Operateur nothwendig bekannten Vorsicht, über den Krystall bringt und ihn nach unten zu, oder welches besser ist, seitwerts etwas nach hinten zu niederdrückt, und die Nadel so lange darüber hält, bis die glashafte Feuchtigkeit den entstandenen leeren Raum eingenommen hat, und nicht zu befürchten ist, daß der Staar wieder in die Höhe steige. Diese Handlung kann nicht eher mit Nutzen vorgenommen werden, als bis der Staar, wie man sagt, zur Reife gekommen, das ist, er muß eine

gewisse

gewisse Härte erlangt haben. Die Zeichen, dies zu erkennen, sind ungewiß, und der Erfolg der Operation also auch unsicher. Ist die Materie des Staars flüßig, milchicht; so wird das ganze Auge trübe, verdorben, ungestalt, indem die Haut zerrissen wird, die ihren Ausfluß und Vermischung mit der wässrichten Feuchtigkeit in der vordern Kammer verhindert hatte. Die Ungeschicklichkeit des Operateurs, eine unvorsichtige Bewegung des Kranken und zuweilen unvermeidliche Zufälle bey der Operation können eine Verletzung am Bau des Auges verursachen, die durch keine Kunst wieder zu ersetzen ist. Nachher giebt öfters ein unvermutheter Zufall, ein Versehen des Kranken, im Körper verborgen liegende Ursachen Gelegenheit zu einer Entzündung des Auges, die nicht allein eine unheilbare Blindheit hinterläßt, sondern wegen der Nähe des Gehirns gefährlich und tödtlich werden kann. Nimmt man alle Fälle zusammen, auch die nicht ausgenommen, wobey die Schuld am Operateur gelegen, so werden kaum zehn gegen hundert seyn, deren Erfolg glücklich ist.

Die Ungewißheit der Zeit und der Kennzeichen, wenn der Staar reif, oder vest genug ist, um ihn niederzudrücken, das Wiederaufsteigen desselben kurz oder lang nach der Operation; das Vorfallen des Krystals ganz oder stückweise in die vordre Kammer, die mehr

oder

oder weniger, nachtheilige und zuweilen unvermeidliche, Zerreissung der Zellen der gläsernen Feuchtigkeit haben bey den Aerzten den Wunsch erregt, den undurchsichtigen Körper, die Ursache des Staars, völlig aus dem Auge heraus nehmen zu können. Die ältern Aerzte scheinen schon einigen Begriff von dieser Methode gehabt zu haben, unter andern die arabischen Schriftsteller Avicenna und Spasis. Unter den neuern erwähnen Freytag und Heister zuerst etwas davon. Jener wollte, seinen falschen Begriffen zufolge, den häutigen Staar ausziehen, und ist von Heistern widerlegt worden. Dieser aber sagt im zweeten Theile seiner Chirurgie, daß der Okulist Taylor sich berühmt habe, den hinten an der traubenförmigen Haut angewachsenen Staar durch eine an der Hornhaut gemachte Wunde herauszuziehen. Heister hält dies für Prahlerey. Auch Blankhard hat vorgeschlagen, das Auge an seinem obern Theile zu öffnen, und mit Hülfe einer feinen Zange den Staar herauszunehmen. Saint Yves machte mit einer Lanzette eine Oeffnung in die Hornhaut, um dem in die vordere Kammer gefallenen Krystall einen Ausgang zu verschaffen. Zu gleichem Ende bediente sich Petit einer geraden Nadel, die mit einer Rinne versehen war, auf welcher er mit der Spitze einer Lanzette den Schnitt unter der Sehe in die Hornhaut machte. Der französische Wundarzt

Mery hat zuerst die deutlichsten und besten Vorschläge zur Herausziehung des verdunkelten Krystalls durch eine in der Hornhaut gemachte Eröffnung gegeben; und Hr. Daviel hat diese Operation zuerst in Ausübung gebracht. Seine ersten Versuche glückten ihm, und viele andere Aerzte, die die Vortreflichkeit dieser Erfindung einsahen, folgten seinem Beyspiel.

Des Herrn Daviels Methode war weitläuftig, und die Menge von Werkzeugen, deren er sich dabey bediente, machte sie langweilig und beschwerlich. Mit einer etwas gekrümmten Nadel, deren Spitze einer Lanzette glich, durchstach er unter dem Regenbogen die Hornhaut, und führte das Werkzeug durch die vordre Kammer, bis dessen Spitze über die Sehe zu stehen kam. Nachdem er diese Nadel herausgezogen, so erweiterte er auf beyden Seiten den Schnitt mit einer andern vorne zugerundeten und zweyschneidigen Nadel, und, um endlich der Oeffnung die erforderliche Weite zu geben, war er genöthiget, zwo nach entgegen gesetzten Richtungen gekrümmte Scheeren zu gebrauchen, weil er, wegen des Ausflusses und Zusammenfallen der Hornhaut mit den Nadeln allein dieses nicht vollenden konnte. Die Oeffnung muß über die Hälfte des Regenbogen-Cirkels betragen, wenn sie groß genug seyn soll. Die ausgeschnittene Scheibe der Hornhaut hob Herr Daviel mit einem goldnen, silbernen, oder stählernen

lernen Spatel, in der Gestalt eines Ohrlöffels, in die Höhe, und eröffnete mit einer schmahlen, spitzigen, schneidenden Nadel die Haut, worinn der Krystall bevestiget ist, und schnitt solche, im Fall sie verdicket war, in der Ründung ab, um sie mit einer zarten Zange herausnehmen zu können. Endlich drückte er gelinde mit einem oder zween Fingern den Untertheil des Augapfels, bis der Krystall die Sehe erweitert hatte, und durch die vordre Kammer heraus gefallen war.

Diese Methode mißfiel den Aerzten wegen ihrer Weitläuftigkeit. Die Menge der Werkzeuge, die dabey gebraucht wurden, mußte sie langsam, schwer und den Kranken schmerzhaft machen. Die französischen Wundärzte **Poyet**, **la Faye**, und die engländischen **Sharp** und **Jung**, suchten diese Operation einfach zu machen, und die Anzahl der Werkzeuge dabey zu vermindern. **Herr Poyet** erfand eine, wie eine Schlangenzunge gestalltete Klinge, zwey Zoll lang, mit einem Heft von gleicher Länge, die vorne zweyschneidig war, und in der Spitze ein Loch hatte, wodurch ein Faden gehet, um mit demselben die Hornhaut in die Höhe zu halten, nachdem er dies Instrument von dem äußern nach dem innern Augenwinkel durch die Hornhaut über den Regenbogen hinweggebracht, und den Faden mit einem Hacken losgemacht hatte. Auf diese Art hoffte er, den halbenmondförmigen Ausschnitt in der Hornhaut sicher und leichter

machen zu können. Desselben Instruments bediente er sich auch, die Haut des Krystalls zu durchschneiden, indem er die Hornhaut mit dem Faden in die Höhe hielt. Hr. la Faye bediente sich, den Ausschnitt in der Hornhaut zu machen, eines feinen Messers in Gestalt eines in seinem Heft feststehenden Bistouris, dessen Klinge sehr dünne, in der Länge 20 bis 21 Linien, und, in der größten Breite 2. hat, die eine Fläche bauchrund erhoben, und nur auf einer Seite, außer an der Spitzen an beyden schneidend ist. Zur Eröffnung des Krystallhäutgens gebraucht er ein kleines zweyschneidiges Messer, das in einer Scheide verborgen liegt, herausgestossen werden kann, und von selbst vermittelst einer Feder sich wieder zurück ziehet und verbirget. Hierdurch wird der Gefahr, den Stern zu verletzen, vorgebeugt. Des Hrn. Sharp und Jung Messer, womit sie die Hornhaut durchschneiden, kommen mit des Hrn. la Faye seinem überein, außer daß ihre Fläche nicht erhaben, die Schneide hingegen in etwas krumm gebogen ist. Hr. Jung eröffnet das Krystallhäutgen mit einer gewöhnlichen Staarnadel, und hebt die Hornhaut mit einem Instrument, so wie ein Ohrlöffel aussiehet, in die Höhe.

Des Hrn. Poyets Methode ist bey der Ausübung zu künstlich, und der Faden hinderlich gefunden worden. Die neuern Wundärzte folgen dem Hrn. la Faye und den engländischen

Aerzten,

Aerzten, und bedienen sich zu Durchschneidung der Hornhaut nur eines Instruments, das jeder nach Gutdünken und seiner Erfahrung ändern kann. Eine gemeine Staarnadel oder des Hrn. la Faye verborgenes Messer ist zur Zerschneidung des Krystallhäutgens hinlänglich, welches jedoch in den wenigsten Fällen nöthig ist, weil der Krystall durch gelindes Drücken auf den untern Augapfel gemeiniglich von selbst herausgehet.

So viel Vorzüge die neue Methode, den Staar zu operiren, für den vorhin gebräuchlichen auch hat; so wenig kann jedoch ein glücklicher Erfolg derselben mit derjenigen Gewißheit jederzeit versichert werden, als die herumirrenden Okulisten dem Publico einbilden wollen. Verschiedene Ursachen können sie unnütz machen, und alle die übeln Folgen, das Wiederaufsteigen des Krystalls ausgenommen, nach sich ziehen, welche auf die alte Art zu folgen pflegten. In einigen Fällen ist diese jener selbst vorzuziehen. Platte, kleine und tiefliegende Augen sind nicht geschickt dazu; sie müssen groß, rund und erhaben seyn, wenn die Operation ohne Schwierigkeiten verrichtet werden soll.

Ist der Stern im Auge unbeweglich und sehr erweitert, so ist das Herausnehmen des Staars sowol, als das Niederdrücken desselben unnütz. Dieser Art Blindheit kann durch keine Operation abgeholfen werden. Der Krystall kann

beym Herausfallen den Stern verletzen, und seine runde Figur verändern, entweder weil er zu groß ist, oder durch starkes Drücken auf den Augapfel zu geschwind ausgepreßt wird. Ist der Ausschnitt in der Hornhaut nicht groß genug; so verursachet die Gewalt, mit welcher der Krystall durchdringen muß, auch hier üble Folgen. In beyden Fällen entstehen leicht Entzündungen und Schwärungen der Augen.

Die Ungeschicklichkeit des Operateurs, eine unvermuthete Bewegung des Auges, das Husten oder Niesen des Kranken unter der Operation können die Verletzung und das Zerreissen des Regenbogens verursachen. Wird das Drücken auf den Augapfel, um den Krystall heraus zu bringen, nicht gemäßiget; so kann ein Theil der gläßernen Feuchtigkeit zugleich ausgepreßt werden. Das augbranförmige Band wird leicht verletzt, wenn die Hornhaut zu weit nach hinten durchschnitten wird, und geschiehet dies zu weit nach vorne, so macht die Narbe, so davon entstehet, eine Hinderniß im Sehen.

Die Vorzüge dieser neuen Methode für der bisher gebräuchlichen sind, erstlich, daß sie zu jederzeit unternommen werden kann, ohne auf die Reife des Staars warten zu dürfen. Oefters fließt er als eine eytrichte und milchigte Materie heraus, und erfolget eine völlige Heilung. Zweytens, ist nicht zu befürchten, daß der Staar wieder in die Höhe steiget, jedoch kann eine

andere

andere Art desselben entstehen, wenn das Häutgen, darinn der Krystall enthalten, oder auch dasjenige, so die gläserne Feuchtigkeit umschließt, durch eine auf die Operation folgende Entzündung verdickt und undurchsichtig gemacht wird. Eine besondere Art Staar, die ohne dem Krystall entstehen kann. Drittens ist die Verletzung der innern Theile des Auges nicht so leicht vom Durchschneiden der Hornhaut, als beym Niederdrücken des Staars zu befürchten. Bey diesem muß die Nadel in die hintere Kammer eindringen, die Zellen der gläsernen Feuchtigkeit zerreißen, und den vestsitzenden Krystall mit Gewalt los machen, worauf Entzündungen folgen, die nicht so leicht bey jener zu entstehen pflegen, weil das Instrument dabey in die vordere Kammer gebracht wird, und bloß die wenig empfindliche Hornhaut verletzt. Viertens ist man nicht den unangenehmen Folgen ausgesetzt, die beym Niederdrücken unterweilen zu erfolgen pflegen, wenn der Krystall in Stücken gehet, und ganz oder stückweis in die vordre Kammer fällt, welche zugleich nicht selten mit Blut angefüllt wird. Alsdenn bleibt doch kein ander Mittel übrig, als die Eröffnung der Hornhaut. Die Schmerzen sind in beyden Operationen gleich empfindlich.

Ein Arzt, so der neuen Art folgen will, muß nicht allein eine geschickte, leichte, behende und durch öftere Uebung fertige Hand haben, sondern

auch eine genaue Kenntniß von dem Bau, und den Krankheiten des Auges, ihren Ursachen und ihrer Verschiedenheit besitzen. Eigenschaften, die man nur selten und vielleicht nie bey herumreisenden Augenärzten findet. Diese setzen ihre Geschicklichkeit bloß in der Fertigkeit und Geschwindigkeit, mit welcher sie die Operation verrichten. Sie bekümmern sich wenig um die Folgen derselben. Sie unternehmen sie bey jeder Gelegenheit und allen Arten Blindheit, wenn ihnen nur ihre Mühe bezahlt wird. Für etliche dutzend Ducaten würden die meisten von ihnen das gesundeste Auge operiren, wenn sich nur jemand findet, der einfältig genug ist, zu glauben, daß er den Staar habe. Sie würden sich so wenig ein Gewissen daraus machen, als ein Zahnarzt, der die gesundesten Zähne ausziehet, wenn er dafür bezahlet wird. Dergleichen Charlatans setzen ihren Ruhm bloß in der Menge ihrer Operationen. Da sie die wahren Anzeigen, die den Nutzen dieser Operation bestimmen, nicht wissen; so wird ihre Hand bloß von ungewissen Muthmassungen und ihrer Dreistigkeit geleitet. Es ist nothwendig, daß unter der Menge ihrer Unternehmungen, einige durch einen ohngefehren Zufall glücklich ausfallen. Ein Ordensband von ausgenomenen Krystallen würde nach dem Beyspiele der Marktschreyer, die solches von ausgerissenen Zähnen tragen, sich nicht übel für sie schicken.

Betrach-

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Betrachtungen über das Aber.

Der unsterbliche Gottsched nennt das Aber ein zuwiderlaufendes Bindewort. Wie recht hat Herr Gottsched! Wie zuwiderlaufend, wie widerwärtig, wie hassenswürdig ist das Aber!

Die Schmähsucht bedienet sich desselbigen, und setzet es immer nachtheiligen Ausnahmen vor. Glauben Sie mir, Gnädiger Herr, der Doctor *** ist ein rechtschaffener Mann; ich bin sein wahrer Freund; er hat mir und meinem Hause redlich gedienet; ich liebe und verehre ihn: Aber — Uranie hat Verdienste, Verstand; sie ist gefällig, tugendhaft; sie ist alles in der größten Vollkommenheit: Aber — Der Pastor *** ist ein guter Prediger, ein liebenswürdiger Ehemann, ein vortrefflicher Vater: Aber — Aber woher kommt es denn, daß ich endlich auch einmal Aber sage, woher kommt es denn, daß das Gute, was man von dem Nächsten sagt, das Ohr nur leicht berühret, und daß bey dem ersten Aber alles die Ohren spitzt?

Aber ist auch das Bindewort des Einwurfs, das Schrecken der Trägheit und des Hochmuths. Da dieser letzte untrüglich zu seyn vermeynet; so muß er nothwendigerweise

dem Aber öfters Schlachten liefern. Hat das Aber recht; so wird der Hochmuth wüthend, verliert die Fassung, gebärdet sich abscheulich, schimpft in dem Ton eines Homerischen Helden, und überläßt endlich dem Aber, zum Vergnügen der Zuschauer, die gemeiniglich gute Freunde des Abers sind, den Wahlplatz. Entfährt dem Faulen von ohngefehr ein Wort; gleich zwingt ihn das Aber, noch einmal zu reden. Eine Marter, die ihm weit unerträglicher ist, als die, welche der Hochmuth auszustehen hat, welcher sich den Sieg über das Aber verspricht. Da hingegen der Faule sich lieber vor dem Aber zurückziehet, um den Sturm zu vermeiden.

Das Aber ist ferner das Bindewort des Widerspruches. Dieser ist von dem Einwuf unterschieden. Der Einwurf bahnet den Weg zu einem Zank in bester Form; der Widerspruch belebt die Unterredung, und wird oft die Geißel derselben. Palemon hat unendlich viel Verdienste; er hat sehr viel Verstand. Sein Umgang würde liebenswürdig seyn, wenn er nicht immer zum Widerspruch bereit wäre, wenn das Aber nicht immer auf seinen Lippen schwebte. Nichts ist für einen Sanftmüthigen furchtbarer. Der Einwurf und der Widerspruch haben dieses zusammen gemein, daß beyde dem Hochmuth und der Faulheit wehe thun. Ist der Hochmüthige klug; so ist er nicht zu beklagen;

gen; wenn er nur nicht faul dabey ist. Der Widerspruch schmeichelt ihm vielmehr; er ist gleichsam die Antwort auf sein: Wer da! Allein für den Trägen ist der Widerspruch ein Tod. Er läßt sich widersprechen, ohne zu antworten; er nimmt lieber mit einem Stoße verlieb, als daß er solchen abpariren, oder gar erwiedern sollte.

Aber ist das Bindewort der Verweigerung. Ich wollte Ihnen diese Summe mit Vergnügen leihen; Aber ich habe sie selbst nöthig. Man stelle sich einen Menschen vor, welcher unendlich reicher, nicht nur als Privatpersonen, sondern sogar als Prinzen und Monarchen ist. Mich dünkt, ich höre ihn sagen: Ach! warum habe ich nicht die Schätze des Crösus! Welch Vergnügen, Künste und Wissenschaften in einen blühenden Zustand zu setzen, den Nothwendigkeiten des Vaterlandes zuvor zu kommen, milde Stiftungen zu thun, niemand an dem Orte, wo man wohnet, und sogar niemanden in entfernten Weltgegenden in Noth zu lassen! Aber— Und kein einziges Aber hat so viel Gründe in Bereitschaft, als dieses. Wie oft ist das Aber das Bindewort des Geitzes, der Zaum der Großmuth und des Mitleidens.

Aber ist auch ein Bindewort, welches dem Ehrgeiz und der Eitelkeit, diesen unerschöpflichen Quellen von Wünschen, höchst nachtheilig ist.

ist. Es schneidet gemeiniglich alle: ich wollte, auf einmal ab. Wollte man das Innere der Menschen untersuchen; so würden sich wenige finden, welche nicht gerne Standespersonen, Prinzen, Könige wären. Untersuchte man gar die Aufführung der Großen gegen ihre Untere, und ihren Verdruß bey unglücklichen Erfolgen etwas genau; so würde man wahrnehmen, daß ein wenig Gottheit ihnen nicht beschwerlich fallen würde: Aber — Das verdrüßliche Aber macht sogar öfters durch die Bequemlichkeiten, ja selbst durch die Nothwendigkeiten des Lebens einen Querstrich. Ich wollte wol gerne eine Kutsche haben; Aber — Ich möchte gerne diesen Winter Holz haben, mich zu wärmen, und ein Kleid mich zu bedecken; Aber — Es sollte eigentlich ein solches Aber, wird man sagen, aus allen Ländern, wo Menschen wohnen, verbannt seyn. Man hat Recht: Aber —

Das Aber ist das Lieblingsbindewort des großen Feindes alles Guten, das traurige Werkzeug der Streitigkeiten, mit einem Wort, die größte Geißel der Gesellschaft und der Religion. Als der Fürst des Lebens auf die Welt kam, das menschliche Geschlecht zu vereinigen; so fand er keinen größern Gegner, als das Aber. Die Apostel wollten die Lehre des Heils in der ganzen Welt ausbreiten. Kaum aber waren sie von Jerusalem bis nach Antiochia gekommen, als

als sie das Aber zwang, wiederum umzukehren, den Widersprüchen Einhalt zu thun. Umsonst. Das Aber hat immer die Oberhand behalten. Kaum war der Federkrieg zu Ende; als es sich mit dem Schwerdte bewaffnete; kurz, es hat aus der Welt einen Schauplatz von tausend blutigen Auftritten gemacht. Das Aber ist mit einem Worte die Hinderniß aller Annehmlichkeiten, aller Glückseligkeiten.

Allein, es giebt Gelegenheiten, in welchen das Aber noch ziemlich liebenswürdig ist. Wie gerne höret man es aus dem Munde eines Ueberläſtigen! Ich wollte Sie gerne noch länger unterhalten: Aber — Aus dem Munde eines langweiligen Predigers! Ich sollte nun zum zweeten Theile meiner Rede schreiten: Aber — Wie froh ist man, wenn ein glückliches Aber einem einen beschwerlichen Besuch erspart! Wie erfreut habe ich manchmal Othem geholt, wenn der mit einer mehr als menschlichen Lunge begabte, ganze Stunden hinter einander von weniger als nichts redende, und sich in einem lebhaften und blühenden Style mit einer immer zu stolpern geschickten Zunge ausdrückende Herr*** endlich mit einem: Aber erfahren Sie, was ich erfahren habe, schloß.

Hielt bisweilen nicht ein Aber die Wirkungen des Zornes im Zaum, welche Unglücksfälle! Neptun wollte schon mit seinem Dreyzack

zack gegen Aeolen ausfallen. Aber —
Quos ego —
Sed motos præstat componere fluctus.
" Beym Teufel „ — er redete nicht aus: Denn er war zu gutherzig.

Sollte endlich das Aber beständig nur als eine Verhinderung des Unangenehmen, des Bösen, des Verbrechens gebraucht werden; so wollte ich mich völlig mit demselben wieder aussöhnen.

* * *

Vergleichung.

Dem Bischof, der, zur Linderung der Noth,
Viel Ablaß, reichen Segen both,
Rief ein gesegnet Volk entgegen:
Ach heil'ger Vater! Keinen Seegen!
Nein, gieb uns Brodt!
Und wir, auf die, süßduftend vor der Welt,
Viel Hofnungsthau von Fürsten Gnade fällt,
Wir, stark Besprengte, schreyn, doch nach verschiednem Grade:
Ach milde Fürsten! Keine Gnade!
Es regne Geld!

Von

Von den Strömen im Meer.

Man trifft hin und wieder im Meere Ströme, oder solche Stellen an, wo sich eine Menge Wasser nach dieser oder jener Gegend bewegt. Es mag nun seyn, daß das Wasser an diesen Stellen eben derselben Richtung bis auf den Grund des Meeres, oder nur auf eine gewisse Tiefe folge; so kann solches die Geschwindigkeit eines Schiffes entweder beschleunigen, oder aufhalten, je nachdem entweder der Lauf des Schiffes mit der Richtung des Stromes einerley, oder derselben entgegen ist.

Die Ströme im Meer sind entweder natürlich und allgemein, wenn sie von einer beständigen und gleichförmigen Ursache herrühren; oder zufällige und besondere, wenn sie von Gewässern herrühren, welche an Vorgebürgen abprallen, oder in Meerbusen und Meerengen getrieben werden, da sie wieder zurückgehen müssen, weil sie nicht Platz genug in denselben finden, sich auszubreiten, und hierdurch die Ebbe und Fluth unterbrechen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß es mit den Strömen eben so beschaffen ist, als mit den Winden, welche, außer unzähligen zufälligen Ursachen, auch einige gewöhnliche haben. Die starken Ströme, welche man auf dem offenen

Meere

Meere wahrnimmt, können vielleicht der Wirkung der Sonne und des Mondes zugeschrieben werden. Wäre die Erde ganz mit dem Ocean überschwemmet; so würde die Wirkung der Sonne und des Mondes, welche die regelmässigen Ostwinde unter dem dürren Himmelstriche hervorbringt, dem Wasser des Meeres unter der Linie eine beständige Richtung von Osten nach Westen, oder, nach Maßgebung der größern oder geringern Tiefe der Gewässer, von Westen nach Osten geben. Die verschiedenen ordentlichen und beständigen Ströme, welche die Seefahrende wahrnehmen, können aus den unterschiedenen Tiefen der Gewässer, und aus der Lage der Küsten erkläret werden; und die horizontale Hin- und Herbewegung des offenen Meeres bey Ebbe und Fluth kann ihren Grund in vielen einander zuwiderlaufenden Strömen haben. Der Hr. von Büffon schreibt besonders die Ströme dem unebnen Boden unten im Meere zu. Einige werden, nach seiner Meynung, von den Winden, andere von der Ebbe und Fluth, mit vorgedachten Unebenheiten zusammen genommen, verursacht.

Die Ströme sind, was ihre Geschwindigkeit und ihre Richtung, ihre Stärke, ihre Breite, ihre Strecke betrifft, unendlich von einander unterschieden. Diejenigen, welche von Winden verursacht werden, ändern mit ihnen zugleich ihre Richtung, ohne etwas von ihrer Geschwindigkeit und Strecke zu verlieren. Die

Die vornehmsten Ströme, in Ansehung ihrer Breite und Schnelligkeit, sind: 1) Einer nahe bey Guinea, welcher sich von dem grünen Vorgebürge an, bis an die Bay von Fernandopo erstrecket, von Westen nach Osten läuft, und die Schiffe in zween Tagen 150 Meilen forttreibt. 2) Der bey Sumatra, der von Süden gegen Norden gehet. 3) Der Strom zwischen Java und der Magellanischen Küste. 4) Der zwischen dem Vorgebürge der guten Hoffnung und der Insel Madagascar. 5) Einer zwischen demselben Vorgebürge und Nattal. 6) Einer an der Peruvianischen Küste in der Südsee, der sich von Süden gegen Norden bewegt. 7) Der Strom nicht weit von den maldivischen Eilanden, welcher 6 Monat von Osten nach Westen, und 6 Monat von Westen nach Osten, läuft.

Die Ströme sind unter der Linie so heftig, daß sie die Schiffe in größter Geschwindigkeit von Afrika nach Amerika bringen; aber dahingegen machen sie es ihnen unmöglich, durch denselben Weg wieder zurück zu kommen, so daß, um nach Europa zurück zu segeln, sie genöthiget sind, den 50sten Grad der Breite zu suchen.

In der Meerenge bey Gibraltar treiben die Ströme die Schiffe fast allezeit gegen Osten, und bringen sie in das Mittelländische Meer. Man findet auch, daß sie sich anderwärts nach

derselben Richtung bewegen. Daß das Meer in der Magellanischen Enge so ungestüm, und die Schiffahrt darinn so gefährlich ist, wird zween Strömen zugeschrieben, die einander gerade entgegen laufen, deren einer aus dem Nord- der andere aus dem Südmeere kommt.

Die Beobachtung und Kenntniß der Ströme ist ein Hauptpunkt in der Seefahrt. Ihre Richtung und ihre Stärke muß sorgfältig in Acht genommen werden. Um solche zu bestimmen, untersuchen einige, wenn sie im Gesicht des Ufers sind, die Bewegungen des Wassers, und die Heftigkeit, mit welcher der Schaum fortgetrieben wird. Allein, nach Chambers Meynung ist die leichteste und gewöhnlichste Methode diese: Man hält erstlich das Schiff, so gut man kann, auf diese oder jene Art, an, und läßt sich dasselbe, als ob es vor Anker läge, hin und her bewegen. Wenn dieses geschehen ist, wirft man das Senkbley aus, und beobachtet, indem man das Thau schießen läßt, die Geschwindigkeit und Richtung desselben. Auf diese Art erfähret man, ob Ströme da sind, oder nicht, und ihre Richtung und Stärke, wenn welche vorhanden. Jedennoch muß man in Acht nehmen, daß man zu der Geschwindigkeit des Senkbleyes etwas hinzusetzen müsse, um die Geschwindigkeit des Schiffes herauszubekommen. Denn ob gleich das Schiff still zu stehen scheinet, so ist es dennoch wirklich in

Bewe-

Bewegung. Schießt das Thau bis auf 60 Klaftern weg; so thut man den 3ten Theil der Geschwindigkeit hinzu; schießt es 80 weg, den 4ten Theil, und den 5ten Theil, wenn es 100 Klaftern wegschießt. Segelt das Schif nach der Richtung des Stromes, so ist klar, daß die Geschwindigkeit des Stromes zu der Geschwindigkeit des Schiffes hinzugethan, und wenn es wider denselben ansegelt, davon abgezogen werden muß; kreuzet die Richtung des Schiffes die Richtung des Stromes, so wird die Bewegung des Schiffes aus seiner eigenen, und des Stromes Bewegung bestehen, und seine Geschwindigkeit wird nach Maßgebung des Winkels, den die beyden Richtungen mit einander machen, entweder dadurch vermehret, oder gemindert werden.

Was die genaue Bestimmung der Ströme am schwierigsten macht, ist der Mangel eines vesten Punktes. Das Schiff kann dafür nicht angenommen werden: denn es wird selbst durch den Strom bewegt, so daß die Geschwindigkeit des Schiffes sich mit der Schnelligkeit des Stromes verbindet, und also die letztere nicht genau gefunden werden kann.

Herr Halley hält es für sehr wahrscheinlich, daß es in den Dünen, in der Meerenge von Gibraltar u. s. w. Ströme giebt, welche man nicht auf der Oberfläche des Wassers wahrnehmen kann, und in welchen das Wasser mit eben

der Heftigkeit strömet, als in denen, die auf der Oberfläche zu sehen sind. Herr Halley bestärkt diese Meynung mit der Beobachtung, die er auf der hohen See zwischen der nordlichen und südlichen Spitze von Foreland gemacht hat, nemlich, daß Fluth und Ebbe in diesem Theile der Dünen 3 Stunden eher entstehe, als in dem offenen Meere; welches, wie er dafür hält, erweiset, daß, mittlerweile die Fluth oben anfängt, die Ebbe unten, als woselbst das Wasser enger eingeschlossen ist, noch fortdaure; und umgekehrt, daß die Fluth unten noch fortdaure, wenn die Ebbe oben bereits ihren Anfang nimmt. Folglich, schließt er, sind in diesen Meerengen, zwey einander entgegen laufende Ströme, einer oben, der andere unten.

Herr Halley bestärkt seine Meynung noch durch eine Erfahrung, die man auf der Ostsee gemacht hat, und welche ihm von einem geschickten Manne, der selbst ein Augenzeuge davon gewesen ist, erzehlet worden. Dieser Mann war auf einer königlichen Fregatte. Diese gerieth auf einmal in einen Strom, und ward mit vieler Heftigkeit fortgetrieben. Alsobald ließ man einen Korb, in welchem eine große Kanonenkugel war, ins Meer. So bald der Korb auf eine gewisse Tiefe herunter gelassen war, so wurde die Bewegung des Schiffes aufgehalten; allein, als er noch tiefer eingesenkt

wurde,

wurde; so ward das Schiff wider den Wind und wider den oberen Strom, der nur bis auf eine Tiefe von 4 oder 5 Klaftern gieng, angetrieben. Hr. Halley fügt, zufolge dem Bericht des vorgedachten Mannes, noch hinzu, daß je tiefer man den Korb gesenkt, um desto heftiger hätte man den untern Strom befunden.

Nach diesem Satze ist es, nach Hrn. Halleys Meynung, leicht zu erklären, wie es zugehe, daß durch die Meerenge bey Gibraltar, die doch nur 20 Meilen breit ist, beständig eine so große Menge Wassers aus dem Atlantischen Meere in das Mittelländische durch die Ströme übergehen kann, ohne daß jedoch das Wasser an den Küsten der Barbarey merklich anschwelle, noch daß es das Land, welches längs dieser Küste sehr niedrig ist, überschwemme. Hr. Halley scheint demnach zum voraus zu setzen, daß in der Gibraltarschen Meerenge ein oberer und ein unterer Strom vorhanden sind, deren einer ost- der andere westlich laufe. Es kann seyn; aber es ist ein wenig schwer zu begreifen.

* * *

Auf einen Verstorbenen.

Claus wurde krank, und starb, und ward zur Gruft getragen.
Was Teufel soll ich mehr von ihm, von Clausen, sagen?
Dis, Nachwelt! ist der Ruhm, den sich Herr Claus erwarb:
Claus lebte, nahm ein Weib, aß, trank, und schlief, und starb.

Betrachtungen über einige Stücke des Acker- und Gartenbaues.

Der Garten- und Ackerbau sind zwey der vornehmsten Stücke der Oekonomie. Außer denen wesentlichen Vortheilen, welche sie uns verschaffen, bietet uns, besonders der erstere Annehmlichkeiten dar, welche, aus mehr als einem Gesichtspunkte betrachtet, vor unzähligen andern den Vorzug verdienen. Was den Ackerbau betrifft; so fehlet ihm der größte Theil dieser Annehmlichkeiten; was ihn also angehet, würde höchstens nur denen, die sich mit demselben beschäftigen, interessant und angenehm seyn. Allein, der Geschmack unsrer Zeit, da man das größte Vergnügen darinn suchet, seine Kenntniß zu vermehren, (ein Geschmack, der der Menschheit Ehre macht,) versichert uns des Gegentheils. Wir tragen daher nicht das geringste Bedenken, unsern Lesern folgende Gedanken mitzutheilen:

* * *

Von dem verschiedenen Dünger, welchen man dem Lande geben muß.

Man kann sich, sowol im Acker- als Gartenbau, unmöglich einen glücklichen Erfolg versprechen, wenn man nicht das Erdreich, welches

welches man gebrauchen will, kennet. Auf diese Kenntniß gründet sich die Wahl des Düngers, der sich dafür schicket.

Ein jeder Dünger schicket sich nicht für ein jedes Land. Eines ist ungemein feucht, ein anderes außerordentlich trocken. Jenes ist gemeiniglich sehr kalt und schwer; dieses hingegen allzu leicht und hitzig. Diese beyden Fehler können anders nicht, als durch denselben entgegengesetzte Mittel gehoben werden. Diese Mittel sind nirgends anders, als in der Verschiedenheit des Düngers, zu suchen, den man ihnen giebt. Der Pferde- Schaaf- Tauben- und Schweinemist z. E. ist hitzig und trocken. Er schickt sich also für schweres, fettes und feuchtes Land. Der Kuhmist hingegen ist ungemein fett und kühlend. Man kann ihn also bey magern, trockenen und leichten Erdreich gebrauchen.

Der ausgegrabene Mist aus den Mistbetten ist ein vortrefflicher Dünger für Gärten. Er bestehet gemeiniglich gänzlich, oder doch größtentheils, aus Pferdemist. Dieser Mist muß allein und ohne alle Vermischung mit andern gebraucht werden. Alsdann schickt er sich besonders zu einem feuchten Erdreich. Die gewöhnlichste und dienlichste Art, sich dessen zu bedienen, ist, daß man ihn auf dem Lande auseinander streue, und ihn, wenn es umgegraben wird, mit eingrabe. Dieses muß

immer im Anfange des Winters geschehen.

Bey sehr fettem Lande kann man die Laugasche mit vielem Nutzen anwenden. Es sind Salze darinnen, welche vortrefflich sind, die Säfte der Erde wirksam zu machen. Die Erde ist von Natur mit Salzen vermischt, welche ihre Fruchtbarkeit ausmachen. Allein, indem sie Früchte trägt, wird diese erschöpft, wann man ihr nicht zu rechter Zeit mit Düngung zu Hülfe kommt, und ihren Verlust durch diese belebende Salze, die den Grund des Wachsthums in sich enthalten, ersetzet.

Man kann dem Erdreich auch mit Menschen- und jedem andern Koth, mit Rasen, der an den Landstraßen ausgestochen ist, mit Blut vom Vieh, mit dessen Horn, mit Aas, mit Weinbeerhülsen, mit gebrauchter Gerberlohe, mit Ruß aus den Schorsteinen, mit allen Arten von Asche zu Hülfe kommen. Alles dieses muß unter einander vermischt, aufgehäufet werden, und zwey bis drey Jahr unter freyem Himmel liegen bleiben. Der Regen, welcher darauf fällt, die Sonne, welche ihre Strahlen darauf wirft, der Schnee, welcher es im Winter bedeckt, werden nach und nach dasjenige daran verbessern, was noch mangelhaft ist. Braucht man es hernach allein, oder mit anderm Dünger vermischt; so wird es dem Lande eine ungemeine Fruchtbarkeit mittheilen.

Die

Die beste Zeit zum Düngen gehet mit Anfang des Novembers an, und dauert bis in die Mitte des Merzmonats. Die häufigen Regen, welche im Herbst und Winter fallen, vollenden die Fäulung und Auflösung des Mistes, und die wohlthuenden Salze verbreiten sich durch alle Stellen, aus welchen die Pflanze ihre Nahrung ziehen soll. Gemeiniglich geschiehet die Düngung so, daß man den Mist über das Land aus einander streuet. Durch das erste Umpflügen oder Umgraben wird er in die Erde versteckt; jedoch ist wohl dahin zu sehen, daß er nicht allzu tief zu liegen komme: Denn dieses würde ihn ganz unnützlich machen. Die Feuchtigkeit würde die aufgelößten Salze so tief hinunter bringen, daß die Wurzeln der Pflanzen solche nicht erreichen könnten.

* * *

Welches Erdreich zu einem Obstgarten am besten sey?

Wenn man nach seinem Gefallen einen Platz zum Anbau eines Obst- oder Baumgartens aussuchen kann; so muß man vor allen Dingen dahin sehen, daß der Boden so gut, als möglich sey. Die Erde muß keinen übeln Geruch oder Geschmack haben. Sie muß zum allerwenigsten drey Fuß tief von einerley Güte und gut zu bearbeiten, und weder allzu trocken, noch allzu feuchte seyn. Ein Erdreich, welches allzu

viel Feuchtigkeiten bey sich führet, ist von Natur kalt und schwer. Es wird fleischigte Früchte tragen; aber diese Früchte werden unschmackhaft seyn. Ein Land hingegen, welches allzu trocken ist, wird zugleich allzu hitzig und leicht seyn. Es besitzet nicht genug Säfte, welche den Pflanzen das Leben geben, und erhalten. Es bringt nur kleine und magere Früchte.

Eine vortheilhafte Lage ist ein wesentliches Stück bey einem Garten. Die allerbeste ist ohne Zweifel diejenige, bey welcher die Pflanzen die Wärme der Sonne vom Morgen bis auf den Abend haben. Allein das gehet nicht immer an. Unter den übrigen Lagen ziehen geschickte Gärtner die gegen Mittag vor. Sie trägt mehr als alle andere zum Wachsthum der Pflanzen bey, und giebt schönere und schmackhaftere Früchte. Nächst dieser ist die bequemste die gegen Morgen. Die gegen Abend ist weder gut noch schlimm; aber die gegen Mitternacht taugt gar nichts. Man kann sie nicht sorgfältig genug vermeiden.

Soll der Garten mit einer Mauer umzogen werden; so muß solche wenigstens neun Fuß hoch seyn. Die Gewächse werden desto besser gegen den Wind und die erste Kälte geschützet. Macht man sie zu niedrig; so kann man keine rechtschaffene Spaliere daran aufrichten. Die Früchte leiden darunter, und werden nicht so

schön.

schön. Es würde auch schwer werden, in allen Jahreszeiten zeitige und späte Früchte zu haben. Zu diesem Ende kann man bey Anordnung eines Spaliers nicht Sorgfalt genug gebrauchen.

Die Trockenheit ist den Gewächsen zu jederzeit höchst nachtheilig; vornehmlich aber frischgepflanzten Bäumen. Der Regen ist bey den trockenen Winden im Frühjahr und bey der brennenden Hitze im Sommer nicht hinreichend für solche. Bey der Wahl eines Gartenplatzes muß man demnach Acht haben, daß solcher nicht weit von einem Wasser entfernt sey, welches die öftere Benetzung desselben erleichtere. Außerdem muß der Garten so angeleget werden, daß man den nöthigen Dünger bequem hinein schaffen könne.

* * *

Von Einrichtung einer Baumschule.

Eine Baumschule oder ein Zuchtgarten ist ein solches Stück Landes, auf welchem man eine große Anzahl junger Bäume ziehet, mit welchen man die in dem Fruchtgarten durch Länge der Zeit entstandene Lücken wieder besetzen kann.

Man wählt zu einer solchen Baumschule nicht selten die Lage gegen Morgen. Allein, man findet auch welche, die in offenem Felde angelegt sind, auf keiner Seite Schutz gegen den

den Wind haben, und doch gut fortkommen. So viel ist gewiß, daß diese Lage doch immer besser ist, als eine solche, die so eingeschlossen ist, daß die Sonne kaum hintreffen kann, und wo folglich die Setzbäume allezeit gering bleiben.

Allein, die Lage sey wie sie wolle; so muß ein solcher Zuchtgarten dennoch auf einen so guten Grund angeleget seyn, als man ihn nur hat finden können. Ein vortrefflicher Boden ist im Garten- und Ackerbau unschätzbar.

Die Erde sey indessen von so vortrefflicher Beschaffenheit, als man sich nur erinnern kann; so lehret die Erfahrung, daß man dem ohngeacht, ehe man eine Baumschule daraus macht, solche aufgraben und umwerfen müsse. Um solches in der Ordnung und mit gutem Erfolg zu thun, muß man in dem dazu ausgesuchten Lande eine Grube, die wenigstens zwey bis drey Fuß oder auch, wenn die Erde immer gleich gut bleibt, noch tiefer ist, graben lassen. Ob sie breit, oder nicht breit sey, darauf kommt nichts an; um aber dem Arbeiter seine Arbeit nicht ohne Noth schwerer zu machen, kann solche sechs Fuß lang, und viere breit seyn. Diese erste Grube kann mit der Erde, die aus der zwoten kommt, angefüllet werden. Die zwote mit der Erde der dritten, und so fort. Mit dieser Arbeit wird so lange fortgefahren, bis das ganze Stück Landes umgewühlet ist.

Am

Am Ende wird eine ledige Grube übrig bleiben; diese muß man mit der Erde aus der allererſten füllen laſſen.

Das Erdreich in einer Baumſchule muß immer ſehr eben ſeyn. Man muß ſolche auch von allem Unkraut rein halten. Zu dem Ende kann man ſolches alle Jahr einmal, das erſte Jahr im May- das zweete im Merzmonat ausrotten laſſen. Eben zu dieſer Zeit beſchneidet man die jungen Bäume. Den Birn- und Aepfelbäumen, welche getrieben haben, läßt man oben nur zwey Augen. Die Quitten- und Pflaumenbäume haben an einem oder zween Zweigen an jedem Stamme genug. Die gemeine Regel iſt, ſie acht Zoll hoch von Reiſern rein zu halten, um da die Augen einzuſetzen.

Die Sorgfalt eines Gärtners, welcher eine Baumſchule haben will, muß vornehmlich dahin gehen, daß er keine andere, als gute Setzbäume und guten Saamen habe. Eine vollkommene Baumſchule muß aus Kern- und Steinobſtbäumen, und aus Abſenkern, die theils von Stämmen, theils aus den Wurzeln treiben, beſtehen. Ich fange bey den Kernobſtbäumen an:

1) Es iſt gleichviel, welche Kernen man wählet. Die Birnen- Apfel- und Quittenkerne ſind gleich gut. Man ſammelt davon ſo viel man nöthig zu haben vermeynt. Man wählet, ſie auszuſäen, die Zeit, wann die größte Kälte

vorüber

vorüber ist, und man keine harten Fröste mehr befürchtet. Wann die Erde wohl zugerichtet, und recht locker ist; so ziehet man mit dem Harkenstiele Furchen, die ohngefehr einen Zoll tief, und einen Fuß von einander entfernt sind. Man legt hierauf die Kernen hinein etwa drey Zoll von einander, und deckt die Furchen vermittelst des Rückens der Harke mit Erde zu. Könnte man hierzu Mist aus alten Betten gebrauchen; so wäre es für die jungen Sprossen um desto besser.

Man muß wohl Acht haben, daß die jungen Keime von Gras und Unkraut nicht ersticket werden. Deshalb muß man solches, so bald es sich nur blicken läßt, fleißig ausreißen. Könnte die Erde nahe um die jungen Pflänzchen herum leicht gelüftet werden; so würden sie um so geschwinder treiben.

So bald sie zween Jahre alt sind, kann man sie verpflanzen, und sie zween Fuß von einander setzen. So viel Raum muß auch zwischen den Reihen selbst seyn. Stehen die Pflanzen so weit von einander; so kann man sie bequem impfen, oder sie von ihrer Stelle wegnehmen, ohne daß man befürchten darf, man möchte die Wurzeln der benachbarten Bäumchen verletzen. Sie können gleich im dritten Jahre geimpft werden.

2) Von Steinobstbäumen kann man wol fünf Arten in einer Baumschule haben. Man

darf

darf nur die Steine von Kirschen, Pflaumen, Abricosen, oder Pfirschen in Töpfen, die mit guter Erde angefüllet sind, stecken. Diese Töpfe müssen vor der Strenge des Winters verwahret werden. Man läßt sie so lange hierinn, bis sie stark genug sind verpflanzt und an den ihnen bestimmten Ort gesetzt werden zu können. Wenn es Zeit davon ist; so kann man diese Bäumchen pfropfen. Man setzt mit gutem Erfolg Augen von zahmen und sehr guten Kirschen auf wilde Stämme. Man setzt Augen von Pfirschen auf Pflaumenbäume, und die tägliche Erfahrung lehret, daß solche saftig und schmackhaft sind.

Man muß aber besonders bey dem Pfropfen darauf sehen, daß die Natur des Auges mit der Natur des Stammes übereinkomme. Versuche geben hierinn das beste Licht. Allein, man kann unmöglich fehlen, wenn man ein Auge auf denselben Baum pfropfet, von welchem man es abgeschnitten. Die Früchte werden hierdurch schmackhafter und besser, ohne daß man die Ursach davon anzugeben weiß; ja ihre Güte wird vermehret, wenn man auf das Reiß, welches aus dem Auge getrieben hat, nachdem es groß geworden, wiederum eines von seinen eignen Augen einpfropfet.

Wo die Mandelbäume sehr häufig sind, wählet man solche vorzüglich, um Pfirschenreiser darauf zu pfropfen; und unter denselben ziehet

man

man die süßen den bittern vor, weil sie einen bessern Saft haben, und den Pfirschen einen angenehmern Geschmack mittheilen. Man bringt die Mandeln auf folgende Art zum Keimen. Man nimmt einen Korb, und legt sie schichtweise mit Sande ein. Dies geschiehet gemeiniglich im November. Erstlich macht man auf dem Boden des Korbes ein Bette von Sand, ohngefehr einen Zoll hoch. Auf dieses leget man eine Schicht Mandeln, doch so, daß sie einander nicht berühren. Deshalb läßt man Raum zwischen ihnen, und füllet solchen mit Sande aus. Man bedeckt die Mandeln mit Sande, und legt auf diesen eine neue Schicht Mandeln; und so fährt man fort bis der Korb voll ist: die letzte Schicht aber bedeckt man mit zwey Zoll hohem Sande, damit sie gehörig kühl liegen. Im Fall der Noth kann kurzer Mist oder gute Erde die Stelle des Sandes vertreten. Hiernächst setzt man den Korb an einen warmen Ort, als z. E. in einen Keller; oder man gräbt ihn in ein altes Mistbett ein. Allein, man sucht sorgfältig zu verhüten, daß keine Mäuse dazu kommen können. Nachdem die Kälte vorüber ist; so ist man bedacht, diese Mandeln zu pflanzen. Man erwählt dazu das beste Land in der Baumschule. Man gräbt es von neuen ein wenig um, und ziehet sechs Zoll tiefe Furchen darein, die wenig breiter als die Mandeln seyn dürfen. Die Entfernung

einer

einer Furche von der andern muß von zween Fuß seyn. Um die Mandeln zu bekommen, stürzt man den Korb um, und nimmt, um nichts zu zerbrechen, eine Mandel nach der andern heraus, und steckt sie in die Furche. Diejenigen, welche gekeimt haben, müssen acht Zoll von einander stehen. Die andern kann man näher zusammen rücken. Ist an denen, die gekeimt haben, die Wurzel etwas zu lang; so kann man sie ohne Gefahr vier Finger breit von der Mandel abschneiden. Die Furchen werden mit kurzem Mist von alten Beeten, oder auch im Nothfall mit der Erde aus den Furchen bedeckt. Man hütet sich sorgfältig, die Keime zu zerbrechen; man kömmt ihnen mit einer leichten Lüftung der Erde zu Hülfe, und rottet alles Gras oder Unkraut sorgfältig um sie herum aus. Das Bäumchen ist schon im Augustmonat stark genug zum pfropfen. Die Mandelbäume können anders nicht, als aus Mandeln erzeugt werden; man kann sie auf nichts anders pfropfen. Allein, auf dem Mandelbaum kann man verschiedene andere Früchte durch Einpfropfen erzeugen; daher ziehet man in Ländern, wo die Mandelbäume häufig sind, Pflaumen- Kirsch- Abricosen- Pfirschenbäume selten aus ihren Steinen, sondern durch Einpfropfen ihrer Augen auf Mandelbäume.

3) Man bedienet sich zu Absenkern gemeiniglich der Reiser von Quitten- und Aepfelbäumen, welche einen so großen Ueberfluß an Saft haben, und so viel Reiser und Schößlinge aus der Wurzel treiben, daß, wenn man ihnen solche nicht nähme, sie endlich wegen der Menge derselben ausgehen müßten.

Man muß zu Absenkern oder Setzlingen die gesundesten und geradesten Zweige wählen, die höchstens nicht dicker, als ein Finger sind, damit sie desto leichter Wurzel schlagen. Sie müssen wenigstens achtzehn Daumen breit hoch seyn. Man muß sie pflanzen, so bald sie abgeschnitten sind. Das Erdreich, worein man sie setzt, muß frisch, und vorher wohl umgearbeitet seyn. Um sie gehörig tief einzusetzen, zieht man eine sechs Zoll tiefe und breite Furche. In diese setzt man die Setzlinge acht bis neun Zoll aus einander, damit, wenn sie alle Wurzel fassen sollten, man einige hin- und wieder wegnehmen kann, sie zu versetzen. Hernach wirft man die Furche wieder zu, und verfähret übrigens wie bey allen jungen Bäumchen, bis sie stark genug sind, bepfropft zu werden.

Es ist leicht, eine große Menge Quittensetzlinge zu erhalten. Man darf sich nur einen Vorrath starker Quittenstämme anschaffen, sie um Martini oder im Frühjahr setzen,

einen

einen Raum von vier Fuß zwischen ihnen lassen, und sie einen Zoll über der Erde abschneiden. So bald die Zweige, welche sie getrieben haben, anderthalb Fuß lang sind; so muß man sie einen Fuß hoch mit Erde beschütten. Im folgenden November entblößt man sie wiederum, und nimmt diejenigen ab, welche gewurzelt haben. Hierauf bedeckt man die andern wieder, welche auf den Merzmonat neue Absenker geben. Es ist keine sichrere Art, immer Vorrath davon zu haben.

4) Man nennt überhaupt alles, was Wurzeln hat, Schößlinge; es sey nun, daß solche aus der Wurzel eines andern Baumes, oder aus Saamen entstanden seyn. Man verfähret mit den Schößlingen eben so, als mit den wilden Bäumen, welche man verpflanzt. Man setzt sie in ein Land, wo sie lange Zeit stehen bleiben können, bis sie im Stande sind, abermals versetzt und bepfropft zu werden. Man kann sie zwar auch auf der Stelle, wo sie hervor gekommen sind, bepfropfen; allein sie kommen niemals so gut fort.

Die Wildlinge, oder Bäume aus den Gehölzen muß man niemals zum Bepfropfen nehmen; es sey denn, daß man es nicht anders machen könne. Da sie in trockenen

und dürren Boden entstanden sind, so haben sie lange Zeit nöthig, ehe sie sich an ein gutes Land gewöhnen. Ihre Säfte sind überdies so scharf, daß das Einpfropfen selten bey ihnen glückt.

Die einzige Gelegenheit, wo sie gut gedeyhen, ist, wenn man Birnen- oder Aepfelaugen darauf pfropft, welche im freyen Felde stehen sollen. Alsdann sucht man unter den Wildlingen die schönsten und geradesten Schößlinge, die die mehresten Wurzeln haben, und wenigstens einen Daumen dick sind, aus. Man setzt sie in Löcher oder Furchen drittehalb Fuß von einander, und läßt ihnen nur einen Fuß hoch Stamm. Auch muß man sie nicht tiefer in die Erde setzen, als sie da stunden, wo man sie weggenommen hat.

* * *

Das Muster der Alten.

"Den Alten ahme nach!" spricht Stax zu seinem Sohn.
Wie? folgt der Jüngling nicht dem Rath des Vaters schon?
Er lebt ja, wie Sallust, trinkt, wie Anakreon!

Etwas

Etwas aus der alten Welt.

Die Haare wurden bey den alten Franken sehr in Ehren gehalten. Man schwur bey seinen Haaren, so wie man heutiges Tages bey seiner Ehre schwöret. Grüßte man jemand; so war nichts höflicher, nichts galanter, als sich ein Haar auszureißen, und es ihm zu überreichen. Clodovaus riß sich ein Haar aus, und überreichte es dem Bischofe Saint-Germier, um ihm zu erkennen zu geben, wie hoch er ihn schätzte. Den Augenblick folgte jeder Hofmann dem Beyspiel des Königes, und überreichte diesem tugendhaften Manne ein Haar, welcher, von den Höflichkeiten des Hofes ganz bezaubert, in sein Bisthum zurückreisete.

* * *

Zu der Zeit da Franciscus der Zweete in Frankreich regierte, meynten die Männer, daß ein dicker Bauch ein majestätisches Ansehen gäbe; und das Frauenzimmer bildete sich ein, daß es mit einem großen Hintern eben die Beschaffenheit hätte. Man trug also große falsche Bäuche und große falsche Hintere. Diese lächerliche Mode dauerte drey oder vier Jahre. Das Sonderbarste dabey war, daß, so bald sie aufkam, die Damen alle Sorge für ihr Gesicht fahren ließen, und solches zu verbergen anfiengen; sie giengen verlarvt auf den Straßen, in den Spaziergängen, zum Besuch und sogar in die Kirche.

Ueber die Lebensart der Amerikaner.

In der Lebensart der Amerikaner muß man weder Ueppigkeit noch Feinheit suchen. Ihr Leben ist ein Bild des ersten Weltalters, wo sich die Menschen von Hülsen, Eicheln und Früchten nährten. Ehe die Europäer zu ihnen kamen, kannten sie noch nicht einmal den Gebrauch unsers Brodtes. Sie trockneten und zerrieben Wurzeln, machten aus selbigen einen Teig und eine Art von Kuchen. Allein, diesen Teig bearbeiteten sie auf verschiedene Weise. Wenn es auf die Jagd, oder in den Krieg gieng; so mußte er härter seyn, um länger zu dauren. Die Wilden machen es noch eben so. Sie bedienen sich einer gewissen Art Getraides, das sie Maiz nennen, und welches sie geröstet essen, so wie ehemals die Juden und andere Völker des Alterthums das Korn aßen. Die Nahrung der ersten Römer hatte mit dieser einfachen Speise der abendländischen Indianer viel Gleichheit. Sie lebten anfänglich wie diese, von Brey, und von Wurzeln; einer ihrer Generale beschäftigte sich selbst mit Zubereitung derselben, wie die Geschichte erzehlet. Lange nach der Grün-

dung

dung der Republik lernten sie erst den Gebrauch des Brodtes.

Die übrigen Nahrungsmittel der Amerikaner bestehen in Wildpret und Fischen. Aber sie haben keine andern Brühen, als ihren Appetit; denn von Ragouts nnd künstlichen Zubereitungen wissen sie nichts. Ja, man versichert sogar, daß die Völker des mitternächtlichen Amerika nicht einmal den Gebrauch des Salzes kennen, woraus die Alten doch so viel Wesens machten, daß sie es gar göttlich nannten. Sie vergassen es niemals weder bey der Tafel, noch auf dem Altar; und ihre ganze Mahlzeit bestand oft in Brodt und Salz. Um aber die Fäulniß des Fleisches zu verhüten; so dürren oder trocknen es die wilden Amerikaner an der Sonne.

Die Nothwendigkeit lehrte sie, was das Getränk betrifft, das Wasser zu wählen, und die Wollust gab ihnen den Wein und die Liqueurs; denn sie haben zur Trunkenheit eben so starke Neigung, als verschiedene europäische Nationen. Ihre Mahlzeiten halten sie an der Erde. Sie essen mit den Fingern, und, ohngeachtet sie kein ander Tischtuch, als die Erde haben, so beschmutzen sie doch weder den Mund, noch die Hände. Eben so hielten vormals die alten Griechen ihre Mahlzeiten. Von Gabeln und Servietten wissen sie eben so wenig; und

weil Brey ihre Hauptspeise ist; so hat die Nothwendigkeit sie Löffel zu machen gelehrt, die den unsrigen ziemlich unvollkommen gleichen. Verschiedene Reisebeschreibungen gedenken einer gewissen Gattung von Holz-Spähnen, welche einige dieser Völker statt der Gabeln gebrauchen, so wie die Chineser sich gewisser kleinen Stöcke dazu bedienen. Von der Art und Weise, das Fleisch zu zerschneiden, wußten die Amerikaner ehemals gar nichts; und ehe die Europäer zu ihnen kamen, zerrissen sie es mit den Fingern. An verschiedenen Orten des mitternächtlichen Amerika speiset der Wirth, der eine Mahlzeit giebt, nicht mit, sondern beschäftigt sich bloß mit der Bedienung seiner Gäste. Vornehmlich aber singt er seinen Fremden Lieder vor, bis die Mahlzeit geendigt ist; oder wenn er es selbst nicht thut; so trägt er einem von seinen Bedienten diese Pflicht auf. Es ist wahr, daß alle diese Gewohnheiten uns ziemlich abgeschmackt und wunderlich dünken, inzwischen kann doch unsere alte Welt dieser sogenannten neuen Welt eben dergleichen aufweisen. Die Perser gebrauchen bey Tische ebenfalls kein Messer. Sie präsentiren ihren Gästen die schon zerlegte Stücke. Allein, was wollen wir so weit gehen. Es ist noch nicht sehr lange, als die Holländer weder von Schüsseln noch Servietten etwas wußten. Man ließ ein

Stück

Stück blaues Leinen rund um die Tafel gehen, womit sich die Gäste, einer nach dem andern, den Mund und die Finger säuberten. Sie kannten keine andern Gabeln, als ihre Finger, die sie noch gegenwärtig sehr oft, statt Messer und Gabel gebrauchen. Es ist wahr, die außerordentliche Reinigkeit, womit sich die holländischen Damen brüsten, war zum Theil an der eckelhaften Einfalt ihrer Mahlzeiten Schuld; allein dieser Bewegungsgrund macht doch die Einfalt der Holländer nicht liebenswerther und nachahmungswürdiger als die Einfalt der Amerikaner. Erst die französischen Köche haben den Holländern und allen europäischen Nationen über den guten Geschmack und die Zubereitung der Speisen die vortrefflichsten Lehren gegeben.

Die Alten hatten gewisse Feste, die der Religion gewidmet waren. Die Wilden haben eben dergleichen; sie rüsten sich an solchen gemeiniglich zum Krieg. An diesen ihren Festen besingen sie das Lob ihrer Götter und der Helden, und mischen in ihre Lieder den Fluch über ihre Feinde. Wir haben zwar diese Gewohnheit abgeschafft, allein die alten Perser und die alten Deutschen beobachteten sie sehr genau.

In Canada speiset das Frauenzimmer nicht mit den Mannspersonen. In Spanien und in Italien geschiehet ein gleiches; aber aus Gründen die den Einwohnern in Canada gewiß unbekannt sind. Die klügern Franzosen mögen fast von keinen Mahlzeiten etwas wissen, wenn nicht die Schönen mit zugegen sind. Die Gallier, ihre Vorfahren, dachten eben so, und die alten Deutschen, die man mit Unrecht beschuldiget, daß sie nur Geschmack an Völlerey hätten, lebten auf eben den Fuß wie die Gallier. Das Frauenzimmer wohnte ihren Festen, und selbst ihren Rathsversammlungen mit bey. Die ersten Römer, die auf nichts dachten, als sich die ganze Welt unterwürfig zu machen, verachteten alles, was nicht Soldat war, und begegneten ihren Weibern und Kindern überaus hart. Die Galanterie schlich sich nicht eher als mit der Ueppigkeit in ihrer Republik ein, und das Frauenzimmer zierte alsdann erst die Feste, als die Römer, die zwar geschliffener als ihre Vorfahren, bey weiten aber nicht so kriegerisch waren, den Mars verlassen hatten, um dem Amor zu dienen. Die Holländer schließen zwar ihre Weiber von ihren festlichen Zusammenkünften nicht aus; aber es ist doch nicht anders, als wenn sie gar nicht zugegen wären. Es ist sehr gewöhnlich bey ihnen, daß man Männer und Frauen in

einem

einem Gemache weit von einander entfernet siehet. Das eine Geschlecht belustiget sich, ohne an dem Vergnügen des andern Theil zu nehmen; und der Liebhaber verläßt seine Schöne, mit eben so viel Respect und steifen Wesen, als ob er sie gar nicht kennet. Die Ursache, welche die Wilden von den Frauenzimmer entfernt, ist gar nicht der Respect; es ist Verachtung. Es ist eine gewisse Oberherrschaft, die sie sich über ein Geschlecht anmassen, das nur zu ihrem Dienst geschaffen zu seyn scheinet. Im Grunde ist die Meynung der Holländer nicht sehr von den Canadiern ihrer, unterschieden. Der Stolz dieser Nation läßt die Oberherrschaft der Mannspersonen gar zu deutlich merken; und der grobe Begriff den sie von der Freyheit haben, gestattet ihnen nicht, sich gegen das Frauenzimmer so zu zwingen, als es sonst die Höflichkeit erfodert. Es beweiset dies einigermassen der Ausdruck, den sie einem jeden verheyratheten Frauenzimmer beylegen. Sie nennen selbiges schlechtweg Hausfrau. Man würde inzwischen höchst unrecht thun, wenn man die Holländer einer Verachtung gegen das weibliche Geschlecht beschuldigen wollte. Die Galanterie hat itzund ihren Sitz in Holland eben so sehr, als sie in Frankreich nimmermehr haben kann. Die Satyren, welche man ehemals auf die Einfalt der holländischen

ländischen Stutzer und auf das dumme Wesen der holländischen Schönen gemacht hat, verlieren gegenwärtig ihre ganze Kraft. Itzt würde das Lob auf ihre Sitten seyn, was ehemals Satyre hieß. Man kann itzt gewiß nicht mehr mit dem la Fontaine von den jungen Holländern sagen:

Qu'ils sont très neuf hors la boutique,
Et quelque peu d'Arithmetique.

Die Ueppigkeit hat ihren Geschmack und ihre Sitten verfeinert; und sie sind zu Intriguen und Liebeshändeln itzt eben so geschickt, als die witzigste Nation.

Man versichert uns, daß die wilden Amerikaner die Pflichten der Menschenliebe sehr genau unter einander erfüllen. Sie sind wegen des Ueberflusses gar nicht eifersüchtig, und sie theilen die Beute ihrer Jagd und ihrer übrigen Bedürfnisse ganz willig. "Die Wil-"den, sagt Lescarbot in seiner *Histoire de la* "*Nouvelle France*, besitzen diese gemeinschaft-"liche Liebe, die unter uns ganz verschwun-"den ist, seitdem das Mein und Dein auf-"gekommen ist. Sie sind gastfrey. Eine "Tugend, die den alten Galliern so eigen "war."

Wenn

Wenn die Wilden des mitternächtlichen Amerika sich versammlen, um öffentliche oder Privatangelegenheiten abzuhandeln; so geschiehet die Eröffnung dieser Versammlung allemal mit der Tabacks-Pfeife in dem Mund. Der Taback ist in Asien eben so bekannt, als in dem abendländischen Indien. Die Türken machen sehr viel aus ihm, und ihre Leidenschaft für dieses Kraut ist so stark, daß man sehr oft die wegen ihrer Verbrechen gespießte Türken die Vorbeygehende um eine Pfeife Taback hat bitten sehen. Es sind beynahe über zweyhundert Jahr, daß diese Pflanze den Europäern ist bekannt geworden. Lescarbot schreibt, daß die Wilden in Canada sich sehr oft des Hungers auf acht Tage durch das Tabacksrauchen erwehren.



Nachricht.

Nachdem der Verleger dieser Monatschrift die Herausgabe einer **gelehrten Zeitung** angekündiget hat; so sind ihm eine Menge neuer Schriften zur Bekanntmachung ins Haus geschickt und geworfen worden. Einige sind mit einer Beurtheilung und demüthigen Lobeserhebung begleitet gewesen, und man hat Ursache zu glauben, daß der bescheidene Verfasser der Schrift solche selbst verfertiget habe, weil er vermuthlich befürchtet, er möchte für das ihm schuldig übertriebene Lob, so ihm der Verfasser der Zeitung wegen seiner blühenden Verdienste und der ausgedehnten Anzahl seiner Ehrentitel gewiß gegeben hätte, erröthen müssen. Keiner aber von den Schriften ist das nothwendigste Stück beygefüget gewesen, und der Verleger findet sich beleidiget, daß man ihn für einen so großen Neuling angesehen, und geglaubt hat, er werde ohne dies eine Schrift bekannt machen. Die Autors einer honneten Ambition werden schon verstehen, was er meynt. Wird solches jemals den Verlegern der politischen Zeitungen geweigert, wenn sie zum Besten des Nächsten ein Universalmittel, oder die Ankunft eines irrenden Ritters ankündigen, der sich aus den weit entlegensten Ländern aus Furcht wegen seiner Geschicklichkeit in Zahnausreißen, Bruchschneiden und Augenausstechen, zurück gehalten zu werden, heimlich durchstehlen müssen? Dies betrifft nur die Glückseligkeit des Leibes. Mit wie viel größerm Recht wird nicht die Bekanntmachung einer Sache, die zur Beförderung der Vollkommenheiten der Seele, des edlern Theils des Menschen, abzielet, solches erfordern? Der Verleger hofft, die Schriftsteller, seine hochgebietende Herren und guten Freunde, werden die Billigkeit seines Verlangens einsehen, und ihm nicht verdenken, daß er ein für allemal hierdurch bekannt macht, daß er Schriften, welche diese Aufmunterung nicht mitbringen, die ungebundnen dem Käsehöker und die gebundenen einem Buchbinder, um sie unter seinen Fiebeln mit zu verkaufen, zuschicken werde, sollten sie auch mit dem höflichsten und demüthigsten Brief begleitet, das Exemplar auf Schreibpapier gedruckt, in Franzband gebunden, und der Verfasser ein Mitglied aller möglichen Akademien und Gesellschaften seyn.

Monatschrift
zum
Nutzen und Vergnügen.

Drittes Stück,
im Septembermonat.

Hamburg,
gedruckt und verlegt von Mich. Christ. Bock.
1763.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1823199186/phys_0197
DFG

Inhalt.

Vertheidigung der Unbeständigkeit Seite 193
Ist die Schwalbe ein Zugvogel? 212
Endlich giengen ihm die Augen auf; eine Rußische Anecdote 220
Lobrede auf die Hunde und das Album Græcum 233
Leben des Lord Anson, Unter-Admirals von England 253
Ode an die Preußen. Nach dem Französischen des Weltweisen von Sanssouci 263
Auszug aus dem Tagebuche von der Reise des Abts de la Caille nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung 267
Auf ein Sterbelied 285
Die Braut 286
Der Trinker ibidem.

Vertheidigung der Unbeständigkeit.

An die Frau von * * *

Gnädige Frau!

Ich sagte neulich in Ihrer Gegenwart (und die Warheit zu sagen, so geschahe es aus Uebereilung) daß, wenn man die Sache reiflich erwegte, man es weder einem Liebhaber, wenn er seine Gebieterin nicht mehr liebte, noch einem Frauenzimmer, wenn sie die Besuche ihres Liebhabers nicht mehr annähme, sobald sie nichts mehr für ihn empfänd, verargen könnte. Dieses Vorurtheil kam Ihnen abscheulich vor; sie beschuldigten mich, daß ich den liebenswürdigsten von allen Göttern verläumdete, indem ich ihm die Schuld von unsern Unvollkommenheiten aufbürdete. Vielleicht hielten Sie mich in Ihrem Herzen alles seines Zornes würdig; wenigstens haben Sie mich zu einer erschrecklichen Strafe verdammt; niemals, oder doch nur so obenhin, zu lieben.

Wenn Sie, neben so vielen andern Gaben, auch die besäßen, daß sie das Zukünftige vorher sehen könnten, so würde ich mich schmerzlich betrüben, und mich für den unglückseligsten Menschen halten. Nicht lieben, nicht empfinden! Es ist nur eine liebenswürdige Dame in der Welt (und Sie kennen sie) welcher eine solche Gleichgültigkeit nicht unangenehm ist. Was mich betrifft, ich halte solche für das größte unter allen Uebeln. Wie sehr beklage ich ein Herz ohne Liebe. Es fühlt eine tödtliche Traurigkeit, es liegt in einer steten Schlafsucht. Nichts, dünckt mich, ist so unvernünftig, als jene Secte wilder Menschen, welche in England zum Vorschein gekommen ist.

Der Quäcker bringt aus Eigensinn,
Verliebt in wahnwitzvolle Lehren,
Die Tage kalt und fruchtlos hin,
Die doch der Liebe zugehören;
Er bildet sich dabey in seiner Dummheit ein,
Empfindungslos erst recht beglückt zu seyn.
Sprecht, ist er wol beglückt? — O ja! doch
wie ein Stein.

Ein gewisses junges Frauenzimmer, welches die Sprache mit den Augen und durch Seufzer zu verstehen anfing, klagte mir einstens, daß sie gar zu viel Empfindlichkeit besäße, und versicherte

versicherte mir, daß sie recht unruhig darüber wäre. „Aber das ist ja ein rechter Schatz, „sagte ich zu ihr, eine reiche Quelle von Ver„gnügen. Die Liebe ist uns von der Natur „vorgeschrieben; je zärtlicher sie uns bildet, „desto mehr will sie, daß wir lieben sollen. „Bey Ihnen hat sie sich freygebig erzeigt, und „Sie sehen sie als eine ungerechte Stiefmutter „an, welche Ihnen gefährliche Netze stellet. „Seyn Sie vielmehr darauf bedacht, ihre Wohl„thaten zu genießen, aber vorsichtig zu genies„sen. Gehen Sie mit ihrer Zärtlichkeit be„hutsam um; verschwenden Sie solche nicht, „noch weniger werfen Sie sie weg. Lieben, „heißt sein Herz, heißt sich selbst wegschenken. „Suchen Sie also ein Herz, das des Ihrigen „würdig sey; versichern Sie sich Ihrer Wahl, „und überlassen sich hernach Ihrer Empfind„lichkeit recht treuherzig, und betrüben sich „nicht mehr.“ Der Rath war gut; und man war so artig, daß man ihm folgte.

Wie leicht könnte ich erweisen, daß der Himmel nichts edlers, als die Liebe gemacht hat, und daß uns ohne dieselbige alle seine andere Gaben unnütz werden würden! Was haben wir in der That besseres, als unsre Sinne? Sie sind die Werkzeuge unsers Vergnügens. Durch sie können wir mit denen Wesen, die uns umgeben, Gemeinschaft haben, und nichts, als die Liebe, kann diesen Umgang reizend ma-

chen. Ein schönes Gesicht ist in Wahrheit der allerschönste Gegenstand in der ganzen Natur. Aber niemals sind die Reizungen desselben entzückender, als wenn sie von dem sanften Hauche der Liebe belebt werden. Was ist wol schmeichelhafter für das Ohr, als die süßen Worte des angebeteten Gegenstandes? Welche Wollust liegt in den Liebkosungen, die uns eine Geliebte zuläßt, oder die sie an uns verschwendet? Welch ein Uebermaas von Wollust steckt in einem halb gegebenen und halb geraubten Kuß! Sogar die Geschenke des Bachus und die Früchte des Herbstes werden durch die Liebe verschönert; die Hand, die uns solche darreicht, ertheilt ihnen einen neuen, einen lieblichern Geschmack.

Unser Herz ist zur Liebe gebildet, so wie unser Geist zum Denken geschaffen ist. Sollte ja ein Unterschied dazwischen seyn, so ist es etwa der, daß die erste dieser beyden Bestimmungen weit kostbarer ist, als die zwote.

Der Geist trägt nichts zu unserm Glücke bey; dieses ist das Werk der Empfindung. Die Liebe aber erregt dieselbige, und macht sie feiner.

Ich habe die vortrefflichen Gründe, die Sie, gnädige Frau, meiner Denkungsart in Ansehung der Unbeständigkeit in der Liebe entgegengesetzt haben, nicht aus der Acht gelassen. Die Ehrerbietung, so ich Ihnen schuldig bin, hat gemacht, daß ich meine Meynung sorgfältig

tig untersucht habe, um das etwa darinn befindliche Falsche zu entdecken. Allein, ich weiß nicht, ob ich es ein Glück oder ein Unglück nennen soll; meine Untersuchung hat mich in meiner Meynung bestärkt. Wer weiß, ob ich mich nicht selbst hintergangen habe? Ich erinnerte mich, daß Sie, gnädige Frau, auf die letzte meine Meynung ein wenig vernünftiger fanden, als im Anfang. Diese Erinnerung hat nicht wenig dazu beygetragen, daß sie mir selbst immer vernünftiger vorgekommen ist. Unsere Systems sind überdies verzogene Kinder; wir lieben sie mit allen ihren Fehlern. Ich will Ihnen also auf gutes Glück, ohne Zwang, ohne viel Methode meine Gedanken vorlegen. Die Kunst verdirbt oft die Natur; die Regelmäßigkeit, die gleichförmige Wohlgereimtheit in einem Gebäude, ist öfters unangenehm; eine kleine Unordnung gefällt besser. Wenn Sie sie mit Nachsicht lesen, so werde ich schon zufrieden seyn; der Beyfall der Grazien ist für mich der Beyfall der ganzen Welt.

Lassen Sie uns den Anfang mit einigen Untersuchungen machen. Es scheint, als hätte schon das Alterthum eingesehen, daß die Leichtsinnigkeit unserer Seele zu Theil geworden, oder vielmehr ihr Wesen wäre. Dieser Satz, welcher Ihnen vielleicht thörigt vorkommen wird, war bey den Griechen und Römern eine ausgemachte Wahrheit. Vermuthlich hatten

sie dieselbige von den Egyptiern, und diese von den ersten Bewohnern unsers Erdballes erhalten. Einige glaubten, die Seele wäre ein geistiges flüßiges Wesen, eine dünne Luft, ein leichtes Feuer. Ist aber wol etwas so unbeständig, als das Wasser, als ein Irrwisch, als ein flatternder Dampf?

Die Hieroglyphie bildet die Seele als ein geflügeltes Insekt ab, welches einem Sommervogel nicht unähnlich ist. Die Egyptier hielten also dafür, daß das Wesen der Seele nicht besser, als durch das Flatterhafte dieses Thiergens, welches ihr hierinn so ähnlich war, ausgedrückt werden könnte. Wir sind demnach alle, sowol Mannspersonen, als Frauenzimmer, wahre Sommervögel; denn wir sind alle flatterhaft und unbeständig. So herzlich gerne ich sonst dem schönen Geschlechte diesen oder jenen Vorzug einräume, so wäre es doch, dünckt mich, ein wenig unnatürlich, wenn ich glauben wollte, daß die Damen eine andre Art von Seele hätten, als wir.

Man siehet zu Rom eine Menge von Alterthümern, welche das, was ich behaupte, vortrefflich beweisen. Ich will Ihnen einige vorlegen: Das eine Stück ist ein Marmor mit erhabener Arbeit, welcher einen jungen Menschen, im Bette liegend, vorstellet. Seine Augen sind geschlossen, und man siehet aus seinem Munde einen Sommervogel heraus kommen.

Das

Das ist nichts anders, als seine Seele, welche wegfliegt, und auf einige Augenblicke den Körper in den Armen des Schlafes allein liegen läßt; Denn die Alten glaubten, daß die Seele alsdenn entwischte, um einmal hinzugehen, wo es ihr beliebte; eine Meinung, welche manche poßierliche Träume recht artig erkläret. Auf dem Leichenstein eines kleinen Mädgens, die vor ihrem zwölften Jahre gestorben, siehet man ein Todtengerippe, und auf dem Knie desselben einen Vogel, welcher in seinem Schnabel einen Sommervogel hält, der aus diesem entfleischten Körper gegangen zu seyn scheint. Das ist die Seele dieses Kindes, welche, da es außerordentlich lebhaft war, und nichts lieber, als singen und springen mochte, nach den Grundsätzen der Seelenwanderung in den Körper eines Vogels fähret. Ich weiß wol, daß geschickte Erklärer der Alterthümer diesen Stücken eine ganz andre Bedeutung beygelegt haben; allein, meine Erklärung ist so natürlich, daß Sie nicht werden unterlassen können, dieselbe gut zu heißen. Das dritte Stück muß ihnen allen Argwohn hierin gänzlich benehmen. Dieses ist ein Liebesgott, welcher einen Sommervogel an einen Baum nagelt. Ich will wetten, gnädige Frau, daß Sie die Erklärung schon errathen. Er will eine flatterhafte Seele (und das sind sie alle) bey einem Gegenstande erhalten; er bedienet sich dieses Mittels, weil sie, ohne Zutretung

einer höhern Macht, beständig ihrer natürlichen Neigung, der Unbeständigkeit, folgen würde.

Diese und hundert andere Denckmaale geben uns zu erkennen, daß die erleuchtesten Völker keinen andern Begriff von der Seele gehabt haben, als den, welchen uns das leichtsinnige Insekt, welches mit dem Anfange des Frühjahrs zugleich in unsern Gärten zu scherzen anfängt, von sich selbst giebt. Tadeln Sie wol den Sommervogel, wenn er die frische Rose verläßt, um sich auf das Tausendschönchen zu setzen; wenn er der Tuberose im Vorbeyfliegen einen einzigen Kuß giebt, und gleich hernach das ungekünstelte Veilchen liebkoset. Stellen Sie sich vor, daß dieses die Seele eines Liebhabers oder einer Liebhaberinn wäre, und verdammen Sie dieselbigen wegen eines Fehlers nicht mehr, welchen sie nicht vermeiden können, da er ein Theil ihres Wesens ist.

Wenn das ist, werden Sie sagen, so ist die Natur sehr unvollkommen. Alle Werke des Schöpfers, gnädige Frau, sind, sogar nach seinem eigenen Urtheile, sehr gut; und wenn wir dieses insbesondere untersuchen, so werden wir finden, daß diese Unbeständigkeit in der Liebe mehr Vortheile, als Unbequemlichkeiten mit sich führet. Sie bringt eine verschiedenheit in die Begebenheiten unsers Lebens, ohne welche dasselbe erbärmlich einförmig seyn würde;

würde; sie giebt unserer Welt ein munteres Ansehen; sie bereichert die Geschichte mit unzähligen Anecdoten, und der schönste Theil der Geschichte des menschlichen Geschlechts ist unstreitig derjenige, welcher die verliebten Thorheiten desselben enthält.

Jedermann eignet dem Liebesgotte Flügel zu. Warum verdenkt man es ihm, wenn er sich derselben bedienet? Ihr Schönen beweget Himmel und Erde, diesen kleinen Gott zu fesseln, wendet alle unschuldige Kriegslisten eurer Einbildungkraft an, bedienet euch der ganzen Feinheit eures Verstandes; das ist viel. Füget allem diesen noch die Gewalt eurer Reizungen, und die Macht der Sinnen bey! Wenn dem ohngeachtet der Liebesgott wegflattert, so habt ihr solches bloß seiner Veränderlichkeit beyzumessen. Tadelt uns armen Liebhaber deswegen nicht; wir sind oft die ersten, die sich über den Kaltsinn unsers eignen Herzens beklagen, und nichts, als die natürliche Leichtsinnigkeit der Liebe, kann uns zum Vorwande dienen.

Einst überraschten die Grazien den Cupido: er schlief: sie fesselten ihn mit Blumen, beschnitten ihm die Flügel, und flohen davon. Ihre Flucht weckte Amorn auf; er zerriß seine Bande, und wollte sie verfolgen. Aber er koñte nicht fliegen. Er rief seine Mutter. Venus setzte ihn auf ihren Schoß, und durch die Wärme, welche sie ihm mittheilte, wuchsen seine

Flügel im Augenblick wieder. So ist die Liebe. Man beschneide ihr die Flügel hundertmal, sie werden immer wieder wachsen. Man mag sie immer fesseln, sie wird die Ketten doch zerbrechen. Und wenn sie jemals beständig wird, so ist es — doch sie wird es niemals werden.

Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Sie an das erinnere, was ich, wegen der verschiedenen Meynungen der Weltweisen von dem Ursprunge der Liebe, Ihnen zu sagen die Ehre hatte. Ich schmeichle mir damit, daß ich daraus die Nothwendigkeit ihrer Unbeständigkeit herzuleiten vermögend bin. Der göttliche Plato sagte: „Die Liebe bestünde in der Aehnlichkeit, welche wir zwischen dem geliebten Gegenstande und der Vorstellung des Schönen, „welches die Natur unsrer Seele eingeprägt hat, „fänden.“ Wir lieben also ein Frauenzimmer nicht wegen der sichtbaren Eigenschaften, die wir an ihr bewundern, sondern wegen der Aehnlichkeit, welche sie mit den Eigenschaften ihres Herzens haben; und dieses wegen der Aehnlichkeit, die zwischen denselbigen Eigenschaften und dem Bilde des Schönen ist, welches wir in uns haben. Also rühren uns nicht sowol ihre Reize, als vielmehr ihre schöne Seele; der Nutzen der Sinnen hat demnach keinen Theil an unserer Zärtlichkeit. Das Vergnügen ist gemeiniglich die einzige Quelle unsrer

Hand-

Handlungen; wenigstens glaube ich, daß es immer mit im Spiele ist, wenn es auch einer erhabenern Empfindung nachgesetzt zu seyn scheinet. Hier soll aber keine Liebe, hier soll etwas weit Vollkommeners seyn — Schade, daß dieses System, welches der zärtlichen Denkungsart des schönen Geschlechts so gemäs wäre, nicht im geringsten wahrscheinlich ist. Wir lieben nicht immer dasjenige, was schön ist; wir lieben das Schönste nicht immer am stärksten. Der Ehrgeiz, der Eigensinn, der Reiz zur Wollust bestimmen öfters unsre Wahl. Man ist rasend in eine Comödiantinn, in eine Sängerinn verliebt, die keine andre Vorzüge, als ihre Gestalt, und dabey vielleicht ein verderbtes Herz hat, unterdessen daß man einen starken Abscheu vor einer Person empfindet, welche ihre wahre Tugenden in den Augen so vieler andern schätzbar machen. Wenn es demnach eine Liebe giebt, die von allen sinnlichen Absichten frey ist, so ist solche mit der Freundschaft einerley, oder ist um ein unmerkliches von ihr unterschieden. Plato hatte, um seinen sonderbaren Satz zu unterstützen, eine sechzigjährige Liebste, welche keine andre, als eine innerliche und so versteckte Schönheit haben konnte, daß man äußerlich nicht die mindeste Spur davon gewahr ward. Glauben Sie, gnädige Frau, daß diese so reine Liebe beständig war? Nichts weniger, als dieses. Plato stand mit einem

einem artigen Mädgen, die Agathis hies, weit besser; und ihr Umgang war nicht so metaphysisch. Sehen sie nur dieses Lied an, welches er für sie machte:

Jüngst als mein reizend Mädgen,
Auf den corallnen Lippen
Mir einen Kuß erlaubte;
Da wurden meine Sinnen
Von einer sanften Wollust,
Von nie empfundner Wollust
Auf einmal ganz entzündet.
Schnell eilte meine Seele
Auf die entbrannten Lippen;
Und hätte unser Küssen
Nur noch zwee Augenblicke
So feurig fortgewähret;
So wäre meine Seele
Vom mächtgen Zug der Liebe
Auf einmal hingerissen,
In Agathis gegangen
Um nur durch sie zu leben.

Im vorigen Jahrhundert glaubte Descartes, er hätte den Ursprung der Liebe entdeckt. Ich glaube, ich habe Ihnen schon etwas von seinem

seinem System gesagt. „Nach seiner Meynung „sind wir nur die Hälfte von uns selbst; die „andre Hälfte ist eine Person des andern Geschlechts.“ Die Liebe ist also das Verlangen die andre Hälfte von uns selbst, die uns fehlet, zu bekommen. So bald wir dieselbige erblickt haben, so fühlen wir die Verwirrung und Unruhe des verliebten natürlichen Triebes; wir sind so ange verdrießlich, unzufrieden, beängstiget, bis wir den geliebten Gegenstand besitzen. Unglücklich sind wir, wenn wir aus Versehen die Hälfte eines andern anstatt der unsrigen wählen, und uns mit ihr verbinden. Das giebt übel ausgesuchte Ehen, worinn man nichts, als Verdruß und Kummer zu gewarten hat.

Hätte man den großen Newton gefragt, was er von der Neigung der beyden Geschlechter gegen einander dächte; so würde er geantwortet haben: „Es ist eine anziehende Kraft: „denn die Liebe und die anziehende Kraft werden „durch die Entfernung der Gegenstände von „einander geschwächt.“ Allein, nichts ist gefährlicher, als sich der geliebten Person zu nähern. Das Feuer, das sie umgiebt, sagt ein großer Schriftsteller, um dessen Namen Sie sich nicht bekümmern werden, bringt unsre Sinnen auf, entzündet unsre Einbildungskraft, belebt unsre Begierden. Das ist die Wirkung der anziehenden Kraft, welche durch die Annäherung der Körper aneinander zunimmt. Aus

diesem

diesem Grunde gerathen die Theile des Eisens in Bewegung, wenn man den Magnetstein nahe an sie bringt, und suchen sich an denselben anzuhängen. Wenn die Liebe eine anziehende Kraft ist, so muß sie auch wie diese veränderlich seyn. Die anziende Kraft der Gestirne ist in der Nähe stärker, und in der Ferne schwächer, ja die Dazwischenkunft fremder Körper kann solche gänzlich hindern. Eben so muß nothwendig die Abwesenheit die stärkste Leidenschaft unvermerkt schwächen, und die Begegnung eines neuen Gegenstandes solche gänzlich vernichten.

Ein neuer Weltweise ruft: „Man vertilge „die Liebe, und ich will sie mit einem Gran „sympathetischen Pulvers wieder herstellen!“ Er schreibt die Macht dieser Leidenschaft, und ihre wunderbaren Wirkungen einer subtilen flüßigen Materie zu, welche unaufhörlich um unsere Körper herumfließt, und einen Dunstkreis um selbigen macht. Aminte hat mich gereizt, mein Herz ist von ihr eingenommen. Warum? Die beständigen Ausdünstungen der sympathetischen Materie, welche unvermerkt aus meiner Aminte ihrem Körper herausdringen, haben meine äußerlichen Theile berührt. Da die Bewegungen dieser anreizenden Körperchen der Ausdehnung meiner Fibern, deren Bewegung bey mir die Empfindung erregt, gemäß sind, so entstehet eine anmuthige Erschütterung daraus,

daraus, welche bis in meine Seele dringet. Daher entstehet das schmeichelhafte Vergnügen, welches ich empfinde, wenn ich Aminten sehe; ein Vergnügen, dessen Eindruck sogar in ihrer Abwesenheit noch so lebhaft ist, daß ich sie schon wieder zu sehen wünsche. Allein, was geschieht? Meine äußere Haut wird nach und nach fühllos und verhärtet. Alsdenn ist die Wirkung dieser subtilen Theilchen nicht stark genug, meine Nerven in Bewegung zu setzen; die Gleichgültigkeit ist die Folge davon, und wir können nichts dafür. Denn wie leicht werden unsre Nerven dieser sanften Gewalt, dieser reizenden Erschütterung, gewohnt, und zwar so gewohnt, daß sie nur schwach davon gerührt werden? Ja endlich ermüdet sie der zu oft wiederholte Reiz bis zum Ueberdruß und Eckel. So verlöscht die Liebe von selbst. Weil man allzu viel empfunden hat, so ist alle Empfindung erschöpft. Weil man zu viel geliebt hat, so liebt man sich gar nicht mehr. Ist hierinn wohl das geringste, welches man dem Liebhaber zur Last legen könnte? Ich weiß zwar wohl, daß oft Eigensinn, Eitelkeit, Eigennutz, oder andre Bewegungsgründe die Triebfedern unsrer Unbeständigkeit sind; aber lehret uns nicht die tägliche Erfahrung, daß die Liebe die mächtigste Leidenschaft des menschlichen Herzens ist? und würden jene wol die Oberhand behalten, wenn nicht schon ein natürlicher,

cher, ein unwiderstehlicher Kaltsinn in unserm Herzen wäre?

Zirphile stehet in ihrem funfzehenden Jahre. Sie kommt, so zu sagen, von dem Schoße ihrer Mutter in Lindors Arme, der sie liebt, der sie anbetet. Die kindische Schaam über den Verlust jener unschätzbaren Blume, die die größte Zierde ihrer Schönheit war, ist vorbey. Morgen sind es zween Monate, daß sie ja, gesagt hat, und schon werden ihr die Liebkosungen ihres Gemahls gleichgültig. Er verdoppelt seine Liebe, und sie wird immer kaltsinniger; je mehr er sie liebt, desto weniger Neigung empfindet sie für ihn, ohne daß sie im Stande ist, eine Ursach von dieser schleunigen Veränderung anzugeben. Zirphile ist unterdessen weder verbuhlt, noch eigensinnig; sie ist vielmehr eine von den schönen Seelen, welche die Liebe nicht kränken sollte. Sie seufzt; sie betrübt sich; sie fragt sich selbst, wo ihre Liebe hin ist. Aber umsonst seufzt sie darnach. Sie denkt an die ersten Lüste einer Vereinigung, welche sie, ohngeacht ihres jetzigen Eckels, noch immer hochschätzt. Sie gehet jene Entzückungen durch, in welchen ihre und Lindors Seele nur eine einzige ausmachten; sie erinnert sich an die bewundernswürdige Uebereinstimmung ihrer Gesinnungen, ihrer Wünsche, die ihr ihren Zustand so schätzbar machten, an die vertraulichen Ergießungen

ihrer

ihrer Herzen, bey denen sie so viel Vergnügen empfand. Allein, alles dieses erweckt ihre Zärtlichkeit nicht wieder, und ist zu schwach, sie zu rühren. Sie betrübt sich von neuen, und (welches das bewundernswürdigste ist,) sie verdoppelt ihre Achtung, ihre Aufmerksamkeit, ihre Gefälligkeit gegen einen Gemahl, den sie nicht mehr lieben kann. Aber zugleich empfindet sie, daß es nicht aus Neigung, nicht aus Liebe, sondern aus Pflicht, aus Ueberlegung geschiehet. Ist die Liebe nicht recht sonderbar? Ich beklage Zirphilen, aber ich kann sie unmöglich tadeln. Lindors Zärtlichkeit wird immer heftiger; folglich muß aus seinem ganzen Körper, und vornemlich aus seinem Gesichte, ein gröfserer Ausfluß sympathetischer Materie herausdringen. Die Theilchen dieser sympathetischen Materie müssen in einer heftigern Bewegung seyn, und ihr Reiz muß einen höhern Grad der Heftigkeit erhalten. Anstatt nunmehro einen sanften Druck zu bewirken, oder die zarten Glieder der jungen Schöne durch ein anmuthiges Kützeln einzunehmen; so bringen sie vielmehr eine unangenehme Empfindung, eine verdriesliche Reizung hervor, deren Folge nichts anders, als eine der Liebe entgegensetzte Empfindung, seyn kann. So wie die Strahlen der Sonne uns in den schönsten Tagen so viel Vergnügen machen, uns aber unerträglich werden, wenn sie uns im höchsten Sommer bey-

nahe verbrennen: Eben so sind die verliebten Theilgen, welche beständig aus Lindors Körper dringen, und die zarte Haut seiner Gemahlin berühren, allzu heftig, allzu rauh, vielleicht allzu plump, als daß sie nur ein sanftes Kützeln erregen sollten. Ist es also bey so gestalten Sachen ihr nicht eben so wenig zu verdenken, daß sie keine Neigung mehr für ihren Gemahl hat, als es uns zu verdenken wäre, wenn uns die Hitze der Sonne unleidlich vorkäme?

Sie sehen, gnädige Frau, wie schön sich dieses System mit meiner Meynung zusammen reimet. Descartes seines ist mir noch günstiger. Wenn wir nur die Hälfte von uns selbst sind, so daß die Liebe in dem natürlichen Triebe, uns mit unserer schönsten Hälfte zu vereinigen, bestehet; kann man sich alsdenn nicht in allem Ernste versehen, die unrechte Hälfte wählen, und seinen Irrthum gewahr werden? Wird die Veränderung alsdenn nicht zur Pflicht? Sind wir nicht verbunden, so bald wir Grund haben, zu glauben, daß die geliebte Person nach den Absichten der Natur nicht unsre rechte Hälfte ist, sind wir alsdenn, sage ich, nicht verbunden, derselben zu entsagen, um eine andere aufzusuchen?

Hätten Sie sich wohl vorgestellet, gnädige Frau, daß ich so weit gehen würde, endlich gar zu behaupten, daß es Gelegenheiten giebt, oder doch geben könne, in welchen die Unbeständ-

ständigkeit zum Gesetze wird? Ich habe indessen nur der Spur derer gefolgt, die vor mir von der Liebe geschrieben haben — Allein es giebt gewisse Wahrheiten, für die Menschheit schmerzhafte Wahrheiten, die man nicht laut sagen darf.

Die Dichter haben aus der Liebe ein geflügeltes Kind gemacht. Dieser Einfall hat uns gefallen; wir haben ihn schön und vernünftig gefunden. In der Ausübung folgen wir ihm genugsam nach, wenn uns nicht eine unbeschreiblich große Bedachtsamkeit, oder eine gewisse natürliche Trägheit davon zurück hält. Warum wollen wir ihm denn in unsern Untersuchungen widersprechen? Wenn man aufrichtig ist, so muß man zugeben, daß unsre Neigung nicht lediglich von uns selbst abhängt, sondern daß sie von einer höhern Macht geleitet wird.

Die erste Leidenschaft die man empfindet, ist etwas so reizendes, daß es nicht glaublich ist, daß man sich jemals entschließen könnte, solche aufzugeben; wenn es auf uns ankäme, ob wir sie beybehalten wolten, oder nicht. Ich berufe mich auf das Zeugniß aller derer, die geliebt haben; niemals haben sie etwas Angenehmeres, Reineres, Glückseligeres empfunden, als in den ersten Augenblicken, da sich ihr Herz für den Einfluß der Liebe eröffnete. Dem ungeacht ist alles verraucht; einige

haben sich neuen Flammen überlassen, andere haben einer zärtlichen Freundschaft die Stelle der gaukelnden Liebe eingeräumet; kurz, alle sind lebendige Beweise von der Unbeständigkeit der Liebe. Ich bin u. s. w.

Ist die Schwalbe ein Zugvogel?

Die Meynungen der Naturlehrer sind über diese Frage noch getheilt. Es ist nicht ausgemacht, ob die Schwalben den Winter über in den Höhlungen der Mauern, oder auf dem Grund der stehenden Wasser zubringen, oder ob sie in warme Länder ziehen. Es ist gewiß, sagt ein Naturlehrer, daß die Wasserschwalbe im Sommer oder Winter ein Loch macht, worinn sie sich vor der Kälte verbirgt, solches verstopft und im Frühjahr wieder eröffnet. Die ökonomischen Nachrichten von Rußland, Pohlen, Litthauen, Schweden, Liefland und Preussen handeln von der Art, wie die Schwalben den Winter zubringen. Sie behaupten, daß sie die Erde und die Luft verlassen, und im Wasser sich aufhalten. „Es ist bekannt, sagt Klein, daß die Schwalben, besonders auf dem Lande gern in der Luft herum schwärmen, so lange der Herbst angenehm ist, und die Fliegen, die Bienen und andere fliegende Insekten noch da

da sind. Aber wenn man die Schwalben haufenweise auf den Dächern der Häuser, oder auf Misthaufen sitzen siehet; so ist es ein gewißes Zeichen, daß ihnen die Nahrungsmittel fehlen. Um diese Zeit sind die Schwalben wol ausgefüttert, schwer, haben keine Nahrung mehr nöthig, und sind im Begriff, fortzuziehen. So bald sie anfangen, die Oerter zu verlassen, die sie zu bewohnen gewohnt sind; so fliegen sie langsam, nähern sich der Erde, und kommen endlich aus den Augen. Die gesunde Vernunft giebt, fügt er hinzu, daß diese Vögel in einem solchen Zustand, in der Mitte des Herbsts, und da der Winter nahe ist, nicht den weiten Weg nach Afrika, Aegypten, oder einem andern heissen Lande unternehmen können. Viele Schwalben zusammen setzen sich auf einen Rohrstengel, der, indem er sich biegt, sie ins Wasser sinken läßt.„ Andre behaupten, daß jede Schwalbe einen Strohhalm in den Schnabel nähme, mit welchem sie untertauchte. Noch andere geben vor, daß jede Familie dieser Vögel mit den Füßen sich untereinander verwickelten, und so, als ein runder Klumpen, im Wasser untersänken. Klein gesteht, daß er nie etwas dergleichen gesehen habe; allein ein Brief von Johann Gotsch und die Erzehlung verschiedener glaubwürdiger Personen haben ihn in dieser Meynung bestärkt. Jener berichtet ihm Folgendes: „Dasjenige, was sie von den

„Schwalben behauptet, wird durch das Zeug„niß verschiedener Personen bestätiget, und ich „kann es Ihnen um so zuversichtlicher versi„chern, weil ich ein Augenzeuge selbst davon „bin. Ich habe nicht ein, sondern verschiedene„mal am Ende des Herbsts gesehen, daß sich „Schwalben am Rande von Teichen auf Rohr „gesetzt haben, und so untergesunken sind. „Dies geschahe, nachdem sie eine gewisse Zeit „über gesungen hatten. Doch hat dieser Ge„sang nichts besonders an sich, außer daß „er langsamer, als gewöhnlich ist, und ohnge„fehr eine Viertelstunde dauert. Es ist zu be„wundern, daß die Schwalben, wenn sie auf „dem Rohr sitzen, weder furchtsam, noch schreck„haft sind. Außerdem habe ich noch eine „Schwalbe mit einem Fischernetz im Winter „ausziehen sehn, welche anfieng zu fliegen, nach„dem sie auf einen heißen Stein war gelegt wor„den, und kurze Zeit nachher starb.“

Der Herr von Reaumür, dem berichtet wurde, daß ein Klumpen Schwalben nicht weit von Paris in einer Steingrube gefunden worden, antwortete folgendes: „Ich wünschte recht „sehr, den Bündel betäubter Schwalben, den „man im Winter gefunden hat, gesehn zu ha„ben. Dergleichen ähnliche Begebenheiten ha„ben so viel Personen erzehlt, daß man kaum „daran zweifeln darf: Die Begierde, es selbst „zu sehen, bleibt nur noch übrig. Es ist aber

„nicht

„nicht so seltsam, einen Haufen Schwalben in „einer Steingrube zu finden, als ihn unter dem „Eiß hervorziehn zu sehn. Der Groß-Mar„schal von Pohlen, der mir dergleichen Klum„pen zu schicken versprochen, hat es bis jetzt „noch nicht gethan, ob er gleich nicht weniger „Verlangen hat, ihn mir zu schicken, als ich habe, „ihn zu sehen. Der Ambassadeur des Königs „von Sardinien hat mir von gleicher Art „welche versprochen, die nicht aus einem so „weit entfernten Lande kommen sollen. Er be„hauptet, daß dergleichen in Piemont sich fin„det, ich erwarte, noch davon durch ihn über„führt zu werden.“

Die Schwalben haben in **England** eine vorzügliche Versammlung, der gleichsam der Sammelplatz bey ihrem Abzuge und Rückkunft ist. Dieser Ort ist auf den Küsten von **Suffolk**, zwischen **Orfordneß** und **Yarmuth**. Im Anfange des Octobers sieht man außerordentliche Hauffen von diesen Vögeln auf den Dächern der Kirchen und der Häuser in dieser Gegend. Man giebt zur Ursache dieser Erscheinung an, daß die Schwalben alsdann Mangel an Unterhalt hätten, und sich anschickten, in andre Länder zu ziehn, wo sie mehrere Nahrung fänden. Diese Küsten sind dem vesten Lande, das gegen über ist, am nächsten, und die Schwalben erwarten, wie die Schiffe, günstigen Wind, um abreisen zu können. Die-

se Muthmassung ist um so viel wahrscheinlicher, weil die Einwohner in dieser Gegend versichern, daß die Schwalben verweilen, wenn sie den Wind bey ihrer Ankunft zuwider finden; verändert er sich aber in der Nacht, so sieht man den Morgen darauf nicht eine einzige mehr. Es scheinet, gewiß zu seyn, daß der Abzug der Schwalben, weder von Kälte, noch Hitze abhängt. Sie haben mit den Fischen einerley Schicksal, welche den Ort verändern, um ihre Nahrung zu suchen. Die Insekten dienen den Schwalben zum Unterhalt. Wenn solche durch die Kälte getödtet werden, so sind die Schwalben gezwungen, sie in einer gelinden Himmelsgegend zu suchen.

Franz Leguat in seinen Reisen nach dem mittägigen Indien, die zu London im Jahr 1708 herausgekommen sind, erzehlet, daß er den 22. October die canarischen Inseln entdeckt habe, und daß eine Schwalbe sieben Tage nach einander beym grünen Vorgebürge das Schiff begleitet habe. Sie sey alle Morgen vom Schiff weggeflogen und des Abends wieder zurück gekehrt. Durch einen ohngefehren Zufall ward sie getödtet.

„Den 12ten November, nicht weit von der Insel Bonavise, (unter dem 16ten Grad der mitternächtlichen Breite, auf der Küste von Afrika) folgten uns vier Schwalben. Sie belustigten uns des Morgens und Abends mit

ihrem angenehmen Gesang. Ein anderer Vogel vertrieb sie zu unserm Mißvergnügen. Ohne Zweifel hatten sich diese Vögel von dem großen Haufen verlohren. In dieser Jahreszeit verlassen sie Europa, um den Winter über in Afrika zuzubringen, wie Adanson solches in seiner Geschichte von Senegal deutlich bewiesen hat. „Es findet sich in den philosophischen Transactionen von 1761 ein Brief von Herrn Coblinson, einem Mitglied dieser Gesellschaft, an Herrn Klein, welcher unwidersprechlich darzuthun scheinet, daß die Schwalben Zugvögel sind. Es ist dies hier bey Gelegenheit von ihrem Aufenthalt im Wasser, während des Winters gesagt worden: „Dies ist, heißt es, „der Natur und Vernunft so widersprechend, „daß mir unmöglich ist, es einzusehen. Denn „wenn sie in diesem Zustand nicht leben könnten, „ohne einiges Athemholen, welches der Umlauf des Bluts erfordert, so schwach er auch „immer seyn mag, wie ist es denn möglich, daß „der Umlauf so viel Monate unter dem Wasser „daure, ohne daß eine Erstickung erfolge? „Außerdem würde es scheinen, daß man der „Weisheit des Schöpfers eine besondere Erfindung in dem Bau der Werkzeuge des Herzens „der Schwalbe zuschreiben müsse, um eine so „wichtige Veränderung der Elemente vertragen „zu können. — Man nehme eine Schwalbe in „der Zeit, da sie uns verlassen will, und setze

„sie in ein Gefäß mit Wasser. Wenn sie als„denn ein bis zwey Wochen am Leben bleibt, so „kann man daraus schließen, daß es wahrschein„lich sey, daß sie so viele Monate unter dem „Wasser leben können. Ich habe den Herrn „Carl Wagers, ersten Lord in der Admira„lität, öfters sagen hören, daß bey einer seiner „Rückreisen eine große Menge von Schwalben „sich auf das Takelwerk seines Schiffs gesetzt „habe, da er eben in die Meerenge gekommen „war. Alle Thaue und das Verdeck waren „damit bedeckt, und hielten zusammen wie ein „Bienenschwarm. Sie schienen ganz verhun„gert und abgemattet zu seyn, und hatten nichts, „wie Haut und Knochen. Nachdem sie die „Nacht über ausgeruhet hatten, so flogen sie „den Morgen darauf davon. Der Capitain „Wright, ein glaubwürdiger Mann, hat mir „versichert, daß ihm ein Gleiches auf seiner „Rückreise von Philadelphia begegnet sey.„

Die Beobachtung des Herrn Adanson in seiner Geschichte von Senegal bekräftiget noch mehr, daß die Schwalbe ein Zugvogel ist. Den „6. October, sagte er, um halb 7 Uhr des Abends „zwischen der Insel Gore und Senegal, setz„ten sich 4 Schwalben auf unser Schiff. Ich „ergriff sie leicht alle viere, und erkannte sie „für wirklich europäische Schwalben. Die„ser glückliche Zufall bestärkte mich in der „Meynung, daß diese Vögel bey Herannähe-

rung

„rung des Winters Europa verlassen, und in „die Länder unter der Linie ziehen. Nachher „habe ich bemerkt, daß sie nur um diese Jahres„zeit in Senegal erschienen.“ Nicht weniger verdienet angemerkt zu werden, daß die Schwalben keine Nester in Senegal bauen, als in Europa, sondern sie liegen des Nachts paarweise oder zerstreut im Sande am Ufer des Meers, wo sie sich lieber aufhalten, als tiefer ins Land hinein. „Die Bemerkung ist von einem „der sich hauptsächlich auf die Naturgeschichte „gelegt hat, und der bloß in diese Länder ge„reist ist, um das Merkwürdigste in dieser Ab„sicht zu sammlen. Dies scheinet allen Zwei„fel in dieser Sache zu heben, und das Hören„sagen und die Erzehlungen der Unwissenden „und leichtgläubigen Bauern müssen im gering„sten nicht in einige Vergleichung mit dieser „Beobachtung gesetzt werden.

„Ich bin vor einigen Jahren sehr aufmerk„sam gewesen, um von der Zeit, in welcher uns „die Schwalben verlassen, versichert zu werden, „und ich habe sie in verschiedenen Jahren abziehn „sehn. Den 29ten September, da ich in mei„nem Garten spazieren gieng, und nach dem Him„mel sahe, so bemerkte ich ganz deutlich in einer „großen Höhe eine unzählige Anzahl Schwal„ben, welche im Kreise herum immer höher flo„gen, bis meine Augen so ermüdet wurden, „daß ich sie nicht mehr sehen konnte.

End-

Endlich giengen ihm die Augen auf;

eine rußische Anecdote.

Peter der Große bestieg den rußischen Thron. Rußland hatte noch keinen Einfluß in die europäischen Staatssachen. Die weitläuftigen Wüsteneyen desselben waren von allen Seiten bedrohet. Der Staat war durch furchtbare Partheyen getheilet. Eine unbändige Miliz hielt ihre Herren, die für ihr zittern mußten, unter einem Joche, das sie nicht abzuschütteln vermochten. Die dumme Leichtgläubigkeit des Volks machte den Patriarchen dem Monarchen gleich. Der Aberglaube, dieser beständige Gefährte der Unwissenheit, herrschte in allen Gemüthern. Die Gesetze dieser barbarischen Nation waren ein Gewebe von Irrthümern, die sich dem künftigen Glanz derselben widersetzten. Der Ackerbau und die Handlung lagen danieder. Manufakturen waren gar nicht da. Die öffentlichen Einkünfte wurden schlecht verwaltet. Die schönen Künste, welche den Ueberfluß voraussetzen, (ja sogar ihr Name) waren unbekannt. Alle diese Hindernisse mußte Peter übersteigen, wenn er neue Menschen schaffen, und das rußische Scepter andern Mächten furchtbar machen wol-

te.

te. Peter sahe alles ein, was nöthig war, diesen großen Zweck zu erreichen. Er richtete alles ins Werk. Die geringsten Kleinigkeiten waren ihm nicht zu geringe. Er wußte, daß sich die Sorgfalt eines Gesetzgebers bis auf diese herunter erstrecken muß. Unter allen denen Verfügungen, welche er traf, den Sitten seiner Unterthanen das Rauhe abzuziehen, erweckte keine mehr Unzufriedenheit, als die, welche die Kleider und den Bart betrafen. Viele Eigensinnige ließen sich lieber nach Siberien verweisen, als daß sie von grausamen Schneidern und Barbierern ihre Kleider hätten verkürzen, und sich die Bärte ganz abschneiden lassen sollen.

Alexis Scheretow war unter diesen Opfern ihrer Halsstarrigkeit. Er war ein Mann von vierzig Jahren, ein Wittwer, und durch die Heyrath seiner Tochter, mit einem der vornehmsten Boyaren verwandt. Er stund wegen seiner ungemeinen Gelehrsamkeit im größten Ansehen: Denn er hatte von einem europäischen Kaufmann, dem er in seinem Hause eine Wohnung gegeben, innerhalb dreyen Jahren rechnen und schreiben gelernet. Er wurde in allen Religionssachen zu Rathe gezogen. Allein, niemals wollte er sich in die berühmte Streitfrage einlassen: „Ob man das Zeichen „des heiligen Creuzes mit zween oder dreyen „Fingern machen müsse? Man hatte ihn als einen

einen Atheisten, Deisten, Materialisten und Philosophen angegeben, weil er so unverschämt und kühn gewesen war, zu behaupten: „Daß „einer, der seinen Vater oder Mutter ermordet hätte, wegen dieser Missethat durch ein „Gebet an den großen heiligen Nicolaus „nicht Vergebung erhalten könne; sondern „nothwendiger Weise dieselbe bereuen, und Buße „thun müsse.“ Man war im Begriff gewesen, ein Concilium zu berufen, um ihn deshalb zum Tode zu verdammen. Er hatte aber Mittel und Wege gefunden, den Ausbruch des Ungewitters zu verhindern, und die Freundschaft der Casuisten, die er durch seine Verwegenheit verloren hatte, wieder zu gewinnen.

Alexis Scheretow trat mit einem Bart, der ihm bis auf den Gürtel, und mit einem Rock, der bis auf die Erde reichte, freudig die Reise nach Siberien an. Wie große Ursach hatte er nicht, zufrieden zu seyn, daß er die Mittel, welche der Czaar anwenden würde, seine Unterthanen glücklich zu machen, künftig nicht mit seinen Augen zu sehen brauchte? Er blieb in Samoyedien, und machte sich nach Landesbrauch eine unterirrdische Wohnung. Er ward bald in der Gegend berühmt; und die Samoyeden, welche nirgends, als auf dem Kopfe Haare haben, konnten nicht begreifen, daß er Moscau verlassen hätte, bloß um Haare am Kinn zu behalten. Die

Die Samoyeden hatten damals nicht einmal die gemeinsten Begriffe, nicht die geringsten Kenntnisse. Sie wußten nicht, was wir unter den Worten Laster und Tugend verstehen. Ihre Religion war mit keinem äußerlichen Gottesdienst verknüpft. Sie wußten nur, daß zwey Hauptwesen, ein gutes, und ein böses, da wären, von welchen alle andre ihr Daseyn erhalten hätten. Sie waren den amerikanischen Wilden nicht unähnlich; und wären sie gewohnt gewesen, auf allen Vieren zu gehen; so hätte man sie leichtlich für diejenige Art von Thieren ansehen können, welche ein großer Schriftsteller eigentlich und vorzüglich Menschen nennet.

Scheretow, der ein großer Verfechter der alten Einfalt war, pries sich täglich glücklich, daß er unter einem Volke lebte, welches so glücklich war, daß es nicht einmal Menschen-Verstand hatte. Wie sehr sind nicht, sagte er, Unwissenheit und Armuth jenen verächtlichen Künsten vorzuziehen, welche die Sitten verderben, indem sie solche feiner machen! Ruhe und Unschuld machen den Menschen beglückt; und die Gesetze rauben ihm beyde.

Unterdessen, daß er so thörigt sprach; sahe er, daß man auf einem kleinen Acker, den er selbst bauete, die Hälfte seines Getreydes abgeschnitten hatte. Er sahe, wie zwey Kerls ganz ruhig mit den Garben fortgiengen. Er lief hinter ihnen drein; und in der Wuth, die ihm

ihm das Vermögen nahm, an sich zu halten, prügelte er sie tüchtig durch, und warf ihnen das Verbrechen vor, das sie eben begangen hatten. Die Samoyeden, welche weder aus seinem Zorn, noch aus seinen Vorwürfen klug werden konnten, zählten ihm die Schläge, die sie von ihm bekommen, hatten, doppelt wieder zu, ließen ihn wohlgeprügelt auf dem Platze liegen, und giengen, mit den Früchten ihres Diebstahls beladen, ruhig auf ihre Wohnungen zu.

Der arme Alexis beklagte sich, indem er so da lag, bitterlich über die Bosheit der Leute in einem Lande, wo man nicht einmal wußte, was Bosheit war. Ein alter Samoyede näherte sich ihm. Alexis erzehlte ihm seine verdrießliche Begebenheit. Er schonte die Urheber derselben nicht. Er legte ihnen alle Namen bey, die ihm sein Zorn in den Mund legte. Der Alte trug ihn in seine Höhle; und nachdem er ihm Zeit genug gelassen hatte, seine ganze Bosheit auszuschütten: so hustete er dreymal, schneuzte sich die Nase ganz säuberlich mit seinen Fingern, und sprach: Ich habe „Mitleiden mit dir, mein lieber Bruder, „du selbst hast dir dein Unglück zugezogen; und „du beklagst dich noch dazu? Was wilst du „mit deinem: Man hat mir mein Getreyde gestohlen, sagen? Gehörte das Getreyde nicht eben sowol deinen Brüdern, als dir zu?

Ist

„Ist die Erde nicht die allgemeine Mutter al„ler Menschen? Werde doch auch auf die wil„den Thiere böse, die dein Getreyde gewiß „nicht verschont haben, weil es dein war. Du „solltest denen, welche dir die Hälfte genommen „haben, noch dazu danken. Konnten sie nicht „alles nehmen, und ist ihre Mäßigung nicht ein „Merckmaal ihrer Hochachtung gegen dich? „Allein anstatt ihre Güte mit Dank zu erken„nen, wie du solltest, gehest du hin, und greifst „sie gewaltsam an. Sie haben sich gewehrt: „das ist natürlich. Sie waren stärker als du, „und so bekamst du brave Prügel: das ist „ganz ordentlich. Folge mir, und siehe ein, „daß du unrecht hast, und daß dir alles ver„geben werden wird. Ist das Getreyde, was „sie dir gelassen haben, nicht hinreichend für „dich; so gehören dir die Früchte, die du auf „den Bäumen siehest, eben sowol als uns zu. „Wir sind mit dem nothwendigen zufrieden, „und wir nehmen es ohne Unterscheid überall, „wo wir es finden. Ahme uns nach; und sey „versichert, daß wir allzu gerecht sind, als daß „wir etwas stehlen sollten, ohne gute Ursachen „dazu zu haben.“

Diese Reden, so sonderbar sie waren, fanden doch bey Scheretow Eingang. Er dankte Arixbuln (so hieß der Alte) dafür, und versprach ihm, sich solche zu nutz zu machen. Unterdessen fiel ein so häufiger Schnee, daß sein

Getreyde vor seinen Augen verschwand. Er tröstete sich über dieses Unglück, welches ihm nicht wiederfahren seyn würde, wenn er im Stande gewesen wäre, ein paar Tage eher an die Arbeit zu gehen. Er suchte ein ander Stück Landes zu einem neuen Versuch aus; allein er fand die Werckzeuge nicht mehr, welche er gemacht hatte, das Erdreich umzuarbeiten. Arixbul war der einzige, der in seine Höhle gekommen war. Er war also der einzige, den er wegen Wegnehmung derselben, in Verdacht haben konnte. Alexis gieng zu ihm. Er äußerte nicht die geringste Empfindlichkeit gegen ihn. Er fürchtete, dieser ehrwürdige Kerl möchte ungehalten werden. Arixbul gestund es den Augenblick. „Du hast, sagte er, diese „Werkzeuge machen können. Du kannst also „mehrere machen. Ich weiß die Art, sie zu „machen, nicht, wohl aber ihren Gebrauch. Ich „habe mir die Freyheit genommen, mich ihrer „zu bemächtigen, in dem Vorsatz, so wie du, „ein Stück Landes zu bebauen. Das ist ganz „natürlich, ganz ordentlich. Du müßtest „unvernünftig seyn, wenn du es mir verdenken „wolltest.“

Scheretow unterstund sich nicht nur das geringste dagegen einzuwenden. Er gieng nach Hause, und dachte den Gewohnheiten der Samoyeden nach, welche ihm ein wenig ausserordentlich vorzukommen anfiengen.

Kaum

Kaum war er in seine Höhle zurück gekommen, als ein so heftiger Sturmwind entstand, daß die meisten Bäume umgeworfen wurden. Zwischen das Geheul des Windes hindurch hörte er eine klägliche Stimme, die um Hülfe rief. Er gieng auf die Gegend zu, wo die Stimme herkam. Er erblickte ein junges Mädgen, welche ihn um Obdach bat. Er war allzu mitleidig, als daß er es ihr, in der außerordentlichen Gefahr, worinn sie sich befand, hätte abschlagen können. Er trug sie in seine Wohnung, denn sie hatte nicht die Kraft allein zu gehen; er kleidete sie beym Feuer aus, und trocknete ihre Kleider.

Die schönste Samoyedin würde für uns ein eckelhafter Anblick seyn. Ein ungeheurer Kopf, ein großer Mund, kleine Augen, eine breite und stumpfe Nase, eine erdfarbene Haut, ein Höhe von zween bis drey Fuß; alles dieses zusammen genommen, würde in unsern Augen ein kleines Ungeheuer ausmachen, welches unsere Liebe ehender ersticken, als erwecken könnte. Allein mit einem moscovitischen Einsiedler, der eine solche Person auskleidet, ist es ganz anders beschaffen, zumal wenn sie erst sechzehn Jahr alt ist; und älter war unsre Samoyedin nicht.

Alexis Scheretow, welcher seit vier Jahren mit demjenigen Geschlecht, welches dem unsrigen Vergnügen, oder Unlust verursacht,

keinen Umgang gehabt hatte, empfand Begierden, deren Ungestümigkeit er im Zaum zu halten wußte. Er dachte als ein bedächtiger Liebhaber. Er wollte gefallen, ehe er glücklich würde. Nachdem er der jungen Samoyedin ihre Geschichte angehöret, und ihr etwas hatte zu sich nehmen lassen; so schlug er ihr vor, ihrer Familie (von welcher ihr, nach ihrer eignen Aussage, übel begegnet worden war) zu entsagen, die Zärtlichkeit, welche sie ihm eingeflößt, zu erwiedern, und bey ihm zu bleiben. Die Samoyedin betrachtete ihn sehr aufmerksam, und erklärte ihm endlich, daß sie mit einen solchen Riesen, wie er wäre, nichts zu thun haben möchte; (Alexis war fünf Fuß und drey Zoll hoch) und sie hätte einen unüberwindlichen Abscheu vor allen denen, die Haare am Kinn hätten. „O Him„mel! schrie Scheretow, ich habe mein Va„terland verlassen, um meinen Bart zu behal„ten, und mein Bart soll meiner Glückselig„keit ein Hinderniß in den Weg legen? Nein, „nein! man soll mir nicht nachsagen, daß mein „Bart mich immer unglücklich gemacht habe.“ So sprach er, ergriff seine Scheere, und schnitte sich den Bart mit einer Standhaftigkeit ab, welche ihm Liebe und Hofnung verleyheten. Dieses Opfer gefiel der Samoyedin. Sie ergab sich ihm. Er wollte sie bereden, ihm eine ewige Treue zu schweren: Allein

sie

sie versicherte ihm sehr anmuthig, daß es nicht nöthig wäre, und schlug es ihm rund ab.

Sie lebten einige Monate in einem vollkommen guten Verständniß. Ihre Vergnügungen waren mit keinem Wermuth vermischt. Allein der Becher der Wollust ist mit einem langsamen Gifte überzogen, welcher über lang oder kurz seine Wirkung thut. Die Menschen genießen niemals einer dauerhaften Glückseligkeit. Zu eben der Zeit, da sich Alexis einbildete, er hätte von der Unbeständigkeit des Glücks nichts mehr zu fürchten, sein Schicksal wäre nun keiner Veränderung mehr unterworfen; so bekamen die Sachen auf einmal einander Ansehen. Die Ruhe seines Herzens ward ihm entrissen. Zorn und Eyfersucht bemächtigten sich desselben. Der Gegenstand seiner Liebe ward der Gegenstand seines Hasses. Kurz die junge Frau verschwand, und überließ ihn den Martern der Liebe, nachdem sie ihm die Süßigkeiten derselben hatte schmecken lassen.

„Ist man jemals grausamer hintergangen „worden: rief der unglückselige Scheretow „aus. Ich werde dich wieder zu sehen bekom„men, Ungetreue! — Aber du sollst nicht „über meine Schwachheit siegen — Wenn „ich der einzige in diesem Lande bin, der sich „über Verbrechen beklagen kann; so will ich „wenigstens das Andenken davon durch die er„schrecklichste Rache auslöschen — Du hast

„mir die Kunst gelehrt, das Leben zu verachten —
„Mit demselben Stahl, welchen ich mit dei-
„nem Blute färben werde, will ich zu deinen
„Füssen dieses verwundete Herz durchbohren,
„in welchem du, ohngeacht deiner Schand-
„that, dennoch regiereſt.“

Arirbul kam zu rechter Zeit dazu, um die Ausführung dieses abscheulichen Vorsatzes zu verhindern. „Rasender Scheretow! sagte „er zu ihm; ein anderer als ein Samoyede „welcher die Wahrheit einzukleiden wüste, wür-„de einen Augenblick zugeben, daß du recht „hätteſt, um dir besser zeigen zu können, wie „unrecht du hast, wie ausschweifend du han-„delst. Allein ich kann diese niederträchtige „Gefälligkeit nicht haben. Ich sage dir rund „heraus, daß dein Zorn ganz unvernünftig ist. „Ein Mädgen verläßt leichtsinniger Weise ihre „Eltern, weil sie ein wenig hart mit ihr um-„gehen: Das ist natürlich. Ein Sturm-„wind überfällt sie; sie bittet dich, sie aufzuneh-„men; du thust es auch: Und das ist nichts „besonders. Das Mädchen gefällt dir. Weil „du gefällig gegen sie bist, so liebt sie dich. „Das ist sehr natürlich. Ihr lebt zusam-„men; ihr schmecket das Vergnügen, welches „mit der Vereinigung der beyden Geschlechter „verbunden ist. Das ist ungemein gewöhn-„lich. Das Mädgen, welches recht guther-„zig zu dir gekommen war, gehet eben so wieder

„von

„von dir: Das ist nichts außerordentliches. „Es stehet nicht in unserer Macht, immer zu „lieben. Kurz, sie verläßt dich, und geht zu „einem andern, eben so gutherzig wie zu dir: „Nichts kann natürlicher seyn! Du wä„rest ja ein offenbarer Feind von der Einfalt „und Natur, wenn du nicht eingestehen wol„test, daß du gar keinen Grund hast, wieder „meine Landsmännin aufgebracht zu seyn.“

Alexis hängte den Kopf, schloß sich in seine Höhle ein, und wollte weiter die Reden des alten Samoyeden nicht anhören. Der Schmerz brachte ihm ein heftiges Fieber zu wege, welches ihn ungemein angriff. Unvermögend auszugehen, um Kräuter zu suchen, davon er keine Kenntniß hatte, stellte sich ihm täglich das Bild des Todes immer fürchterlicher vor, je matter sein Körper ward. Die Erinnerung an Moscau, vermehrte seinen Kummer. Dort, sagte er, würde mich wenigstens die Gegenwart der Aerzte, über die Unzulänglichkeit ihrer Kunst, haben trösten können. Die Meinigen würden mir mit aller möglichen Sorgfalt beystehen. Hier bin ich sogar der gröbsten Nahrungsmittel beraubt. Ich schätzte mich glücklich mitten unter einem Volk zu seyn, welches in dem so sehr gerühmten Stande der Natur lebt; und ich habe unter ihnen solchen Greuel erlebt, der sogar in Wäldern, die voller Straßenräuber sind, unbekannt ist. Ich

bringe ein wenig Korn in diese unfruchtbare Gegend. Es gedeihet, und da ich es abschneiden will; so werde ich gewahr, daß man mir zuvor gekommen ist. Die Räuber des Meinigen finden sich gar beleidiget, daß ich darüber zürne, und schlagen mich halb todt. Ein alter Mann bringt mich in meine Höhle, und der Grausame stiehlt mir die nöthigen Werkzeuge. Ein junges Mädgen — ach! das Bild der Unschuld war auf ihrer Stirne ausgedrückt!— Ich Unglücklicher gab derjenigen Schlange in meinem Busen das Leben wieder, die mir den Todt geben sollte — und welche gemacht hat, daß ich meinen Bart abgeschnitten habe.

In diesem Augenblick ward die Thür seiner Höhle eingestoßen. Ein Mann in deutschen Kleidern erschien vor ihm. Es war einer von denen Fremden, welche Peter der Große in die weitläuftigen Provinzen seines Reiches schickte, die Völker von den Verfügungen zu unterrichten, welche er getroffen hat, sie gesittet zu machen. Seine Bildung flößte Zutrauen ein. Alexis erzählte ihm seine Unglücksfälle, und that ihm seinen Vorsatz, wieder nach Moscau zurück zu kehren, zu wissen. Der Fremde war ihm dazu behülflich. Seine Genesung erfolgte bald. Sein Verstand nahm daselbst zu. Er lernte richtiger denken. Er sahe endlich ein, daß die Menschen eine einfäl-

tige

tige und herrliche Religion, eine erleuchtende und bescheidene Weltweisheit, nützliche und angenehme Künste, gerechte und wohlbestimmte Gesetze haben müssen. Und gewiß in dem Stande der Natur haben die Menschen keinen Begriff von dem, was recht oder unrecht, wahr oder falsch, nützlich und ehrlich ist. Der persönliche Nutzen, der Vater aller Verbrechen, ist die einzige Fackel, so sie erleuchtet. Können sie ohne Furcht für der Wiedervergeltung eine böse Handlung begehen, welche ihnen auch nur ein augenblickliches Glück gewährt; so finden sie solche gerecht und ehrlich. Ohne Religion, welche die Menschen verbindet, gut zu seyn, ohne Gesetz, welches sie zwinget, gut zu scheinen, sind sie zu allem fähig.

Lobrede auf die Hunde

und das

Album Græcum.

Les hommes ne sont pas si parfaits que les chiens.

Ich lasse das menschliche Geschlecht durch die Musterung gehen; ich sehe weiße, schwarze und olivenfarbene; ich sehe Herren und

Sclaven, Thoren und Kluge, Geschickte und Ungeschickte; Gelehrte und Pedanten; Glückliche und Unglückliche und — o was sehe ich nicht! aber nichts Verehrungswürdigers fällt mir in die Augen, als die Hunde, als ihre Treue, als ihr gutes Gemüth: denn die Hunde haben Gemüther, und zwar Gemüther, die besser sind, als der meisten Menschen ihre.

Wie oft sind nicht die Hunde Lehrer der Wahrheit und Muster der Dankbarkeit? Wie oft beschämet nicht die kluge Aufführung der Hunde die unsrige? Wie oft beschämen sie uns gar in Ausübung der Vorschriften der Religion? Der Hund treibet die Vergebung der Beleidigungen aufs höchste; und es giebt Länder, in welchen die Geistlichen niemals auch die geringste Beleidigung vergeben. Gesetzt, es klopfte ein ehrlicher Mann, den der Pabst in den Bann thut, Se. Heiligkeit auf die Finger, würde dieser Verwegene nicht zehenmal verbrannt werden, wenn anders die Inquisition einen zehenmal verbrennen könnte? Der Hund ist sanftmüthiger, als der heilige Vater und als die Inquisition. Er beißt denjenigen nicht, der ihn schlägt; sogar mitten unter den empfindlichsten Schmerzen leckt er die Hand, die ihn züchtiget, mit Entzückung. Welcher Mensch, der noch so viel von Geduld in Kreuz und Leiden und von Sanftmuth spricht, würde es ihm nachthun? Welcher Mensch würde wol

seinen

seinen Rücken dem Prügel preis geben, ob es ihm gleich der Mund der Wahrheit befohlen hat? Welcher Mensch würde nicht bey Gelegenheit einer Tracht Schläge wenigstens fragen: Warum schlagen Sie mich?

Hat der Hund einen Fehler begangen, so legt er ein aufrichtiges und demüthiges Bekenntniß davon ab. Schüchtern und furchtsam schmiegt er sich zu den Füßen seines Herrn. „Ich habe Uebels gethan!„ ruft er gleichsam, indem er seinen Schwanz zwischen die Beine nimmt: (denn dieses ist bey den Hunden das Zeichen eines reuvollen und beängstigten Herzens, die Erkenntniß seines Verbrechens; und so unbekannt ihnen eine andere Art von Beichte ist, so unnöthig finden sie solche). Wird der Herr von seiner Reue gerührt, und vergiebt ihm, so ist dem Hunde weiter kein nagendes Gewissen übrig; er hört auf, den Kopf und Schwanz zu hängen, springt freudig vor dem Gesicht seines Herrn herum, und begehet diesen Fehler nicht wieder.

Der Hund ist immer hungrig; aber ehe wird er vor Hunger sterben, als daß er die Speisen berühren sollte, die seiner Aufsicht anvertrauet sind. Wie viele Mönche, die das Gelübde der Keuschheit gethan haben, wie viel Moralisten, die die Tugend der Enthaltsamkeit anpreisen; würden nicht lange bey einem schönen Mädgen müßig seyn; wie bald würden sie

ihr

ihr Gelübd, oder ihre Lehren vergessen? Der Hund hingegen wird ohne Gelübd, ohne Moral nicht in die Versuchung fallen, eine gebratene Ente anzubeißen. „Ja, wird man sagen, der „Hund fürchtet sich vor dem Prügel!„ — Gut! und der Moralist, der einen Gott glaubet, und der Mönch, der eine ewige Höllenstrafe fürchtet, werden die gebratene Ente essen. Wenn die Furcht bey dem Menschen eine Vollkommenheit ist, wie viel mehr wird sie es nicht bey dem Hunde seyn? Er hat keine Lehrer und keine Systeme. Er hat keine Bücher, die ihn im Guten stärken, und ihn vermahnen, die Gelegenheit, Enten zu fressen, zu meiden. Dem ungeachtet trauen wir ihm unser Geflügel und unsere Braten an. Allein, wir würden unsere Tochter, unsere Schwester, unsere Frau keinem Mönche, keinem Moralisten anvertrauen. Warum? weil sie keine Hunde, weil sie noch unter den Hunden sind.

Welch eine Neigung hat das menschliche Herz, den Nächsten zu hassen! umsonst ist denen, die den Nächsten als sich selbst lieben, das ewige Leben versprochen; umsonst stehet der ewige Tod auf der Uebertretung dieses Gebotes; umsonst hat man seit Mosen die Liebe des Nächsten geprediget. Wir erwürgen uns dem ungeachtet regelmäßig alle 12 Jahre in blutigen Kriegen. Das kleine Bethlehem in Judäa hat der Christenheit gewiß dreymal

hundert

hundert tausend Mann gekostet. — Die Hunde, wenn sie sich ja unterweilen zusammen beißen, haben bloß durch den Umgang mit uns, durch unsere bösen Exempel, diese schlimme Gewohnheit angenommen; ja sie würden dennoch ihre Kriege mit einem einzigen Biß schon endigen, wenn unser Pöbel nicht in den Hunden eben die kriegerischen Tugenden bewunderte, die wir in unsern Helden verehren.

Der Hund treibet die Liebe aufs höchste; er ist ein Muster der Treue. Welche eifrige Gesinnungen hegt er für den, der ihn mit den Knochen von seinem Tische sättiget: Ich will nichts von jenen verzogenen Kindern, von den Schoßhunden unserer Damen, von ihren lieben Schlafgesellen, sagen, die da mehr geliebet werden, als die Männer, ja oftmals mehr, als die Liebhaber. Ich will nur von denjenigen Hunden sprechen, die, ohne besonderer Gnadenbezeigungen von ihrer Herrschaft gewürdiget zu werden, derselben auf das eifrigste ergeben sind. Stirbt ein Herr, so betrauert ihn der Hund, er seufzt, und macht ein erbärmliches Geheule. Er erbt nicht, aber er ist tausendmal trauriger, als ein Erbe. Die Zubereitungen zum Begräbniß vermehren seinen Schmerz; er folgt dem Leichenbegängniß nach; er gräbt die Erde an der Stelle auf, wo sein Herr begraben liegt; ja man ist öfters genöthiget gewesen, dergleichen Hunde auf der Stelle todt zu schlagen. Ist

Ist der Herr in Gefahr, so theilet sie der Hund mit ihm; wird er angefallen, so vertheidiget er ihn; hat er etwas verlohren, so sucht er es sorgfältig, und findet es oft wieder. Es hat sich wol ehe zugetragen, daß ein Hund eine Missethat offenbar gemacht, Verbrecher verfolgt, und Mörder zerrissen hat. Eitele und auf eure Vernunft so stolze Menschen! seyd ihr so gut, als die Hunde? Ihr Lehrer der Sittenlehre! ihr, die ihr Liebe und Treue lehret, und durch den Satz des zureichenden Grundes, nie aber durch eure Handlungen erweiset, werdet ihr bald einsehen, daß der Hund euren Magister-Titel besser verdiene, als ihr? Ihr niederträchtigste unter allen Menschen, ihr, die ihr in Klöstern ungesellig lebt, und die christliche Liebe prediget, welche euch mit dem Mark der Erde ernähret, wie — o: ihr kommt mit den Hunden gar nicht in Vergleichung!

Verreiset der Herr, so merkt es sein treuester Bedienter, der Hund, gleich an den Zubereitungen. Er wird traurig, ja sein Schmerz wird außerordentlich, wenn er merkt, daß er zu Hause bleiben soll. Madame hat aufs zärtlichste von dem Herrn Abschied genommen. „Mein Lamm, hat sie gesagt, du reiseſt weg, „jede Viertelstunde deiner Abwesenheit wird „für mich voller Unruhe und Gram seyn.„ Madame hat gescherzt; So bald ihr Lamm fort

war

war, so war sie besorgt, sich die lange Weile zu vertreiben. Ihre Freunde, und die Freunde, die sie ihrem Manne verschafft, verdoppelten ihre Bemühung, und warteten ihr öfterer, als sonst auf. Madame ist ganz erschrocken, wenn ihr Lamm auf einmal und so bald wieder nach Hause kommt.

Der Hund, der den Herrn mehr liebt, als Madame, bleibt nicht bloß bey dem Staatmachen mit edlen Gesinnungen stehen. Er frißt einige Tage hinter einander nicht, durchläuft, beschäftigt und betrübt die Zimmer und das ganze Haus, und scheint der einzige zu seyn, dem die Abwesenheit des Hausherrn nahe geht. Kommt dieser von der Reise zurück, wie erfreut ist der Hund! er springt, er wedelt mit dem Schwanz, er rennet vom Keller, bis zum Boden, es scheinet, als wollte er überall die erfreuliche Nachricht von der Zuhausekunft des Herrn und die Freude seiner Seele ausbreiten.

Der Hund besitzt auch Lebensart und Kenntniß der Welt, die gewiß nicht als Früchte seiner Erziehung zu betrachten sind. Ob er wol mit Jean Jaque einsiehet, daß er eben sowol, als die Menschen, bestimmet ist, auf vier Füssen zu gehen, so verachtet er doch die Gesellschaft deswegen nicht; und ob er wol an die Gleichheit der Stände glaubet, so unterscheidet seine vom Naturtrieb erleuchtete Seele dennoch ehrliche Leute von Herumläufern und Bettlern.

lern. Zeigt sich an der Hausthüre ein Mensch mit besetzten Kleidern, ein Stutzer, ein angenehmes Herrchen; so kündiget er mit einem gewissen höflichen Bellen an, daß die gewöhnliche Gesellschaft der Herrschaft da sey. Kommt aber ein Bettler, ein elendes Geschöpf, welches unter der Benennung des Nächsten und unter der Anzahl ehrlicher Leute nicht mit begriffen ist; so bellet der Hund so stark, als ob Diebe vorhanden wären.

Ein Land kann reich an Einwohnern seyn, aber es würde sich bey einer genauen Untersuchung finden, daß die Anzahl der Ehrlichen ziemlich gering wäre. Man findet weit eher einen guten Hund, als einen rechtschaffenen Mann. Vielleicht gehöret mehr dazu, ein rechtschaffener Mann, als ein guter Hund zu seyn. Ich habe nichts dagegen. Aber wenn man in einer großen Stadt etwa ein Dutzend schlechte Hunde, hingegen unzählig viele Schurken und Schelme findet; so kann ich nicht unterlassen, zu denken, daß auf dem menschlichen Geschlecht ein größerer Fluch ruhen müsse, als auf dem hundischen.

Die Menschen, und besonders unter ihnen die Dummköpfe, beklagen sich, daß sie kein gut Gedächtniß, das ist, keinen Verstand, haben. Das Gedächtniß der Hunde ist vortrefflich. Der Hund, der durch eine unvorsichtige Bewegung einen Tisch mit Porcellan umgewor-

geworfen, und auf der Stelle Schläge dafür bekommen hat, wird sich Zeit Lebens dieser übeln Begegnung nicht wieder aussetzen. Ein Mensch begehet oft denselben Fehler. Warnung und Strafe verfangen nichts bey ihm. Sollte man nicht auf den Einfall gerathen, der Hund müsse wol mehr Verstand haben, als der Mensch?

Damis giebt ein Buch heraus. Die Kunstrichter machen sich darüber her, und zeigen ihm handgreiflich, daß er keinen Beruf zum Schreiben habe. Damis kehrt sich an nichts. Damis schreibt wieder. Die Kunstrichter machen ihn vor der ganzen ehrlichen Welt lächerlich. Damis ist in seiner Seele überzeugt, daß die Partheylichkeit den Kunstrichtern die Augen gegen seine Verdienste verblendet. Damis giebt ein neues Werk heraus, welches kein Mensch lesen will, wovon der Buchhändler seit 3 Jahren nur ein einziges Exemplar abgesetzt hat, und das noch dazu an einen Schuster, der Inspirationen bekam. Der gute Damis! Hätte er doch bey dem ersten Werke aufgehört! Wäre er doch so klug gewesen, als ein Hund! Allein, der Mensch ist immer zum Stolpern geneigt! Nicht wahr, Herr Damis?

Es kommt mir fast vor, als ob die Menschen, oder wenigstens viele unter denselben, den Hunden den Vorrang an Verdiensten vor ihnen einräumten. Die Herren beklagen sich

über ihre Bediente; Die Bediente über die Herrschaft; die Reichen über den Handwerksmann; dieser über die Obrigkeit; die Mönche über ihre Priors; aber alle sind sie mit ihren Hunden zufrieden. Die Frauen trotzen ihren Männern, die Töchter ihren Müttern; die Schönen stellen sich oft verdrießlich gegen ihre Liebhaber; niemals aber zürnen alle diese auf ihre Schoßhündchen. Warum? Die Schoßhunde sind getreuer, als die Liebhaber, gefälliger, als die Männer, und nicht so zum Keifen geneigt, als die Mütter.

Ich habe vorher bereits der guten Lebensart und der Kenntniß der Welt, so die Hunde haben, gedacht. Sollte man wol meynen, daß die Hunde auch unter einander ungemein höflich sind? Allein, nichts ist wahrhafter. Niemals wird ein Hund einem andern begegnen, ohne ihm das gewöhnliche Compliment zu machen: Wie befinden sie sich? Allein, sie lassen es nicht nur bey der Frage bewenden. Sie untersuchen das Befinden ihres Freundes auch. Da sie geschickter sind, als unsere Aerzte, die Krankheiten zu untersuchen; so halten sie sich nicht etwa dabey auf, an den Puls zu fühlen, das Schlagen des Herzens zu untersuchen, nach den Augen zu sehen und dergleichen. O nein! Sie riechen sich an dem Hintern, indem sie versichert sind, daß der Stuhlgang der Zweck und Gegenstand der Arzeneywissenschaft ist. Der

Ue-

Ursprung dieser Gewohnheit ist sehr alt. Die Tagebücher der Katzen setzen denselbigen einige Jahrhunderte vor der Schöpfung der Welt hinaus. Dies ist gewiß eine Satyre. Denn wer weiß nicht, daß eine Katze und ein Hund einander eben so christlich hassen, als ein Paar Schulmänner, die in der Herleitung eines Worts unterschiedener Meynung sind. Die Ratzen haben die Geschichte der Hunde weit glaubwürdiger und mit derjenigen Unpartheylichkeit geschrieben, die das Kennzeichen eines Geschichtschreibers ist.

„Diese Gewohnheit der Hunde, sagt diese Geschichte, „zielet bloß zum Besten der Men„schen ab. Die Natur thut nichts umsonst. „Das Album Grăcum, dieses so bekannte, „dieses so heilsame Arzeneymittel ist das Werk „des Hintern der Hunde. Diese Thiere, wel„che so vielen Antheil an dem Leben des Men„schen nehmen, riechen sich an den Hintern, „um die gute Materie und den Grad ihrer „Vollkommenheit zu erforschen. Je länger „ein Hund den Hintern des andern beriecht, „je deutlicher zeigt er den Arzeneyverständigen „und Apothekern an, daß das Album Grăcum seines Bruders nicht die erforderliche „Güte oder Reife habe. Hingegen, wenn er „den Hintern seines Freundes nur so obenhin „beriechet; so ist dieses ein Merkmaal, daß „das Arzeneymittel den gehörigen Grad der

„Vollkommenheit habe, den Uebeln der Men„schen abzuhelfen.„

Ich kann diesen Beweis von der Zärtlichkeit der Hunde gegen uns nicht überlesen, ohne daß mein Herz auf das stärkste gerührt wird, ohne daß mir Thränen der Liebe, der Dankbarkeit entfallen. O ihr Hunde! ihr seyd unsere wahren Freunde! Außer euch finden wir keine so edelgesinnete, keine so großmüthige, als etwa im Traum- oder Fabelreiche! Ihr begnügt euch nicht damit allein, daß ihr uns äußerliche Merkmaale eurer freundschaftlichen Gesinnung gebet; nein! selbst eure Eingeweide arbeiten für uns, indem sie dieses seltene, dieses untrügliche und sichere Arzeneymittel, dieses Album Græcum zubereiten, welches unser Leben verlängert.

Herr Magister*** seit dreyßig Jahren machen sie Systeme. Sie erweisen darinn Methodo mathematica, daß es unrecht sey, ein unnützes Mitglied der Republik zu seyn, das allgemeine Beste nicht zu befördern. Sie haben Recht, Herr Magister! Aber, hocherleuchteter Mann, welchen Nutzen haben sie denn gestiftet? Vielleicht den, daß sie uns gelehret haben, dieses oder jenes sey Unrecht, dieses gehöre in dieses, jenes in ein anderes Fach von Sünden — kurz! Sie haben uns gelehrt, systematisch zu sündigen. O Herr Magister, weit fruchtbarer ist im verwichenen

Früh-

Frühjahre der Hintere der Hunde für die Menschheit gewesen, als ihr Gehirn! Wie viel Album Grăcum haben wir ihm zu verdanken, welches unserer Gesundheit zustatten kommt, da das System, welches sie ausgeheckt haben, uns hingegen zu eben so großen Gecken machen kann, wie sie selbst sind, Herr Magister!

Sie, Herr Clitander, werden doch die Probe gegen das Album Grăcum halten! Das kann nicht fehlen! Wie viel Entwürfe zum Heil des Vaterlandes hat ihr großer Geist ausgebrütet! Lassen sie sehen, Herr Clitander. Ihr letztes Project betrifft, dünkt mich, die Gestalt und Größe eines Dreckkarrens in einer wohleingerichteten Republik? — Lieber Herr Clitander! ist der Republik an dem Gebrauch oder an der Gestalt dieser schmutzigen aber unentbehrlichen Maschinen mehr gelegen? Diese Kleinigkeit hätten sie in Ueberlegung nehmen sollen! Ein Wort unter uns, verehrungswürdiger Clitander, erhabener Patriot, unvergleichlicher Verbesserer der Policey! Sie und alle Ihre Vorschläge sind nicht einen Gran Album Grăcum werth.

Bey Ihnen kann ich mich nicht irren, Herr Doctor ***. Sie sorgen für die Gesundheit der Menschen, wie ein Hund. Sie werden gewiß ein würdiger Amtsbruder desselben, und ihre Verordnungen eben so gut, als sein Album Grăcum, seyn — Wie? es ist

halb eilf Uhr in der Nacht, und sie kommen noch von einem Kranken her? Er ist gewiß gefährlich krank? Er wird vielleicht, ungeachtet ihrer eifrigen Bemühung, Gefahr laufen, ins Reich der Schatten zu reisen? Was sagen sie, ein Flußfieber hat er? und weiter nichts? und das ist das viertemal, daß sie heute bey ihm gewesen sind? O Würdigster unter allen Aerzten! ich fühle es schon, Ihnen werde ich alle Verehrung zuwenden müssen, die ich bisher für die Hunde gehabt habe! — Aber wie lange sind Sie mit der Cur dieses glückseligen Kranken beschäftiget? Wie? höre ich recht? Wie? Seit vier Wochen? Wie ist das möglich? Ihr Kranker hat vielleicht eine halbe Million Krankheiten auf einmal, und ihre Bescheidenheit — vier Wochen! nur ein Flußfieber! vier Besuche! eben so viel Verordnungen des Tages! Herr Doctor! ich fange an, ihre Geschicklichkeit in Zweifel zu ziehen; der Hund gewinnet seinen gebührenden Vorrang wieder. Allein, ich schätze Sie doch noch ein bisgen hoch; und wenn es Ihnen, und, sympathetice durch Sie, Ihrem Kranken etwas helfen könnte, so wollte ich Ihnen wohl rathen, einige Scrupel Album Græcum einzunehmen, wenn es nicht Schade darum wäre.

Wie, Herr Licentiat *** schon wieder ein Buch herausgegeben? Ha, ha! Den sechsten Band ihrer Erörterungen! Herr Licentiat,

centiat, man will behaupten, daß Sie mit Ihren Manuscripten allzu geschwind zum Buchdrucker eilen, daß Ihre Abhandlungen unvollkommen, zur Geburt unreif sind? — Herr Licentiat, der Hund macht uns nicht ehe mit seinem Album Grácum ein Geschenk, als bis es vollkommen reif ist. Wie, wenn Sie das Ihrige auch so lange bey sich behielten? — Vielleicht würde es alsdann niemals an das Licht treten; desto besser, hochgeehrtester Herr Licentiat! Das Album Grácum des Hundes taugt nichts, wenn derselbe den Durchfall hat. Ihr Verstand hat den Durchfall immer.

Wie munter sehen Ew. Hochwohlgebohrnen aus! Ich würde darauf schwören, daß Sie Album Grácum genommen hätten, wenn ich nicht wüßte, daß Ihre blühende Gesichtsfarbe, Ihre starke Leibesbeschaffenheit einzig und allein der Ruhe Ihres Gemüths zuzuschreiben wären. Sie sind der einzige wahre Weltweise, den ich kenne. Bey zehen tausend Thalern stehenden Gehalts sehen Sie das Glück des Nächsten, der nur zwey hundert Thaler, aber dagegen mehr Geschäfte als Sie hat, niemals mit lüsternen Augen an. Voller Menschenliebe und Mitleiden haben Sie alle Ihre Geschäfte, (vermuthlich, weil Sie genöthiget wären, dem armen Nächsten wehe zu thun) einem gefühllosen Menschen übertragen, der gegen eine jährliche Erkenntlichkeit von drey

hundert Thalern Ihnen Ihre zehen tausend verdienet, und unter dem Schutz Ihrer Weisheit für sich selbst halb so viel neben her einnimmt. Bey allem Ihrem Glück, gnädiger Herr, bewundere ich Ihre Mäßigkeit. Wie? Ihre Tafel wird niemals mit mehr als achtzehn Schüsseln besetzt? Sie trinken niemals mehr Tokayer, als unumgänglich nöthig ist, Sie höchstens halb betrunken zu machen? — Ich sehe es wohl ein, gnädiger Herr, Sie stehen gar nicht an der rechten Stelle! Wäre es nicht der Ruhe Ihres Gemüths noch zuträglicher, wenn Sie der Conversationscavalier von zwanzig verehrungswürdigen Hunden wären, wenn Sie für nichts zu sorgen hätten, als ihr Album Grăcum einzusammlen? Außer freyer Tafel in Gesellschaft dieser zwanzig Hundepersonen sollten Sie auch so viel Album Grăcum genießen können, als Sie wollten. Ew. Hochwohlgebohrnen haben das Neue vom Jahre immer zu spät bekommen. Sie konnten die neuen Heringe sogar niemals ehe haben, als einige Tage, nachdem sie gefangen waren. Das Album Grăcum, gnädiger Herr, bekämen Sie ganz frisch aus der ersten Hand.

Immer so verdrießlich, Herr Trimalcion? Ach ja! und leider! nicht ohne Grund. Wie vielen Verdruß hat man in einem Posten, wie der Ihrige ist! Kaum sind Sie in der Gerichtsstube ein wenig eingeschlummert; so stürmt

man

man auf Sie hinein, Ihre Meynung über eine Sache zu vernehmen, von der Sie nicht ein Wort gehört haben. Die Wiederholung davon ist so lang, die dabey vorkommenden Umstände so verwickelt, daß sie natürlicher Weise schon wieder eine halbe Stunde ganz ruhig geschlafen haben, wenn man damit fertig ist, und Ihre Meynung abermals verlanget. Ehrenhalber sagen Sie etwas her, was Ihnen zuerst einfällt. Man macht Ihnen Einwürfe, die Sie beantworten sollen — Endlich, dem Himmel sey Dank, ist die Gerichtszeit vorbey. Sie genößen gern die Mittagsmahlzeit; aber nein! Da sind schon einige Partheyen, die auf Sie warten, um Ihnen ihre Sache zu empfehlen. Mit diesen müssen Sie noch eine Stunde verderben. Sie können nicht einmal in Ruhe essen. Sechs Unterbediente bringen einer nach dem andern Rescripte, die gelesen, Endurtels, die unterzeichnet, Liquidationes, die moderirt und autorisiret werden müssen. — Nun wollen sie Mittagsruhe halten — nicht so hitzig, Herr Trimalcion; ein Beklagter wird Ihnen die Zeit anders vertreiben. Er bleibt zwo ganze Stunden bey Ihnen, ungeachtet er Sie alle Secunden einmal gähnen siehet. Der Kerl verdiente, aus dem Fenster geworfen zu werden, wenn er Ihnen nicht vor seinem Abschiede ein Päckchen mit Ducaten eingehändiget hätte. — Nun fangen sie an, an diesem Tage

zum erstenmal ein wenig heiter auszusehen. Das letzte Kreuz war auch noch das erträglichste. Aber wie lange währet es? Sie gehen die ganze Stadt durch, um Ihre Freunde zu besuchen, und bey dem oder jenen etwa ein paar Stunden sauer zu sehen. Aber, was sehe ich? keiner ist für Sie zu Hause. Lieber Herr Trimolcion! wie wäre es, wenn Sie Sr. Hochwohlgebohrnen Gnaden Gesellschaft leisteten? Wer weiß, wozu Ihnen das Album Grácum gut wäre!

Florian, der die Geschicklichkeit besitzt, jährlich vier bis fünf tausend Thaler auf seinen Garten, und dreymal mehr auf Gebäude zu verwenden, der aber nicht einen Schilling für Arme hat; der prächtige Bombast, der nichts edlers kennet, als sein Stammhaus, der seinen Bauern sechs Tage in der Woche durch die Arbeit, die er ihnen auflegt, fühlen läßt, daß sie seine Leibeigene sind, und vest überzeugt ist, daß diese Halbmenschen bloß darum erschaffen, getauft worden und in der Religion unterrichtet werden, damit sie dereinst auch in der seligen Ewigkeit ihm, dem hochadelichen Bombast, wieder als Leibeigene zu fröhnen würdig sind; der stolze Orgon, der der Welt weismachen wollte, daß er Millionen besäße, durch die viele Mühe, die er sich deshalb gab, es selbst zu glauben anfing, sich in einen Handel einließ, der sein Capital um 2 Drittheil über-

überstieg, einen Aufwand machte, als ein Münzjude, und gestern beynahe des Todes war, als er offenbar sahe, daß er keinen Schilling mehr im Vermögen hätte, und mehr, als er gehabt, schuldig wäre; der Arzt Theophilus, welcher weder den menschlichen Körper, noch die in den Krankheiten desselben dienlichen Mittel kennet, durch Händeauflegen und Gebet curiren will, und von dieser Methode nicht abgehet, ob gleich alle bisher Gesegnete diese Zeitlichkeit gesegnet haben; der Professor Pangloß, der nichts als Monaden, einfache Wesen, Körper, Individua, perfecte Indiscernibilia, Sexagesimalbrüche und Quadraturam Circuli denkt, niemals etwas anders zum Besten des Vaterlandes gethan hat, und sich doch für diejenige wichtige Person im Staate ansiehet, ohne welche derselbe zu Trümmern gehen würde; alle diese Herren zusammen genommen sind noch lange nicht so wichtig, als Ein Hund, und alles Gute, welches sie gestiftet, auch dasjenige dazu gerechnet, welches sie etwa aus Versehen, vielleicht gar aus böser Absicht gethan, alles das Gute, sage ich, ist noch nicht völlig so wichtig, als ein Gran Album Grăcum.

Ich weiß wol, daß viele meiner Leser, alles, was ich zum Lobe des Album Grăcum gesagt, für übertrieben halten werden. Noch kein einziger Arzt hat bisher der chymischen Geschicklichkeit;

lichkeit des Hundes Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ja man hat des Album Grăcum gleichsam, als wäre dessen Gebrauch in der Medicin nicht von so ausgebreitetem Nutzen, kaum in den Lehrbüchern gedacht. Es ist mir lieb, daß ich bey Anpreisung dieser herrlichen Medicin nicht unbewaffnet erscheine, sondern wichtige und überzeugende Beweise in den Händen habe. Wem ist jenes weiße Pulver unbekannt, dessen Erfindung unsere beglückte Zeit einem ihrer größten Aerzte zu verdanken hat, das Pulver, welches, ungeachtet der angebohrnen Bescheidenheit des Erfinders, dennoch für ein Universalmittel gehalten wird, das Pulver, welches bisher in einem beträchtlichen Theile Deutschlandes und in ein paar angrenzenden Provinzen unentbehrlich geworden ist? Dieses Pulver ist — Die Menschenliebe des Herrn Erfinders wird es mir nicht übel deuten, daß ich sein Arcanum öffentlich entdecke — Dieses Pulver ist, sage ich, nichts anders, als Album Grăcum, oder, wenn es dieses nicht seyn sollte, ihm in den Wirkungen vollkommen ähnlich.

Aus allem, was ich bisher gesagt, erhellet deutlich, daß der Hund unendliche Vorzüge vor dem Menschen zu haben scheine. Ich kenne nur einen einzigen Mann, der so gut als ein Hund ist, und das ist der Doctor *** und nur ein Ding, welches so gut als Album Grăcum ist, nämlich

sein

sein Pulver, und das ist Album Græcum. Denn, sagt der Professor Pangloß, nichts ist einem Dinge ähnlicher, als das Ding selbst. W. z. E. W.

Leben des Lord Anson,

Unter-Admirals von England.

Der Lord Anson hat eine so vorzügliche Stelle unter den großen Männern in Europa behauptet: seine Thaten haben ihm in England und bey allen, auch den entferntesten Nationen so viel Ruhm erworben, daß der Entwurf seines Lebens und die Erzählung seiner Thaten der Neubegier eines jeden wichtig und angenehm vorkommen muß.

Allein, so groß auch Milord Anson gewesen, so vielen Ruhm er auch durch seine Siege erhalten hat; so würden wir, wenn er nur einer der größten Kriegshelden seines Jahrhunderts gewesen wäre, wenn sich die Größe seines Namens nur auf den glücklichen Fortgang seiner Waffen, auf seine Tapferkeit, auf seine Unerschrockenheit gründete, in ihm nur einen Helden sehen, welchen der Tod, zum Glück

der

der Welt, mit den übrigen Menschen wieder gleich gemacht hätte; Allein, Anson war ein rechtschaffener Mann; seine Sitten waren rein; die Liebe zum Vaterlande, Ehre und Tugend feuerten seine edle Seele zu den größten Unternehmungen an. Er schonte die Menschen auch dann, wann sein Arm gewaffnet war, sie zu vertilgen. Ist man so seltnen Eigenschaften dieses Helden nicht Lob schuldig?

Die Vorfahren des Lord Anson hatten seit langen Jahren ihren Sitz zu Stafordshire gehabt, und hatten in ihren Archiven alte Urkunden, welche das Alterthum ihres Adels erwiesen. Gegen das Ende der Regierung Jacobs des Ersten ließen sich William Anson und seine Gemahlinn Elisabeth zu Shagborough nieder. Hier kam bald hernach Lord Anson zur Welt.

England hatte schon damals den ehrgeizigen Entwurf gemacht, auf dem Meere zu herrschen, und dereinst alle Nationen, die seinen Ruhm mit ihm theilen wollten, zu demüthigen. Die schleunige Erbauung vieler Schiffe, die Ausrüstung, die Abreise derer, die in den Häven bereits fertig lagen, das zahlreiche Pressen der Matrosen; alles stellte mitten im Frieden das Bild des Krieges dar. Ehe noch Herr Anson seine Gaben und seine Stärke versucht hatte, hielt er sich für verbunden, sein Leben der Vertheidigung seines Vaterlandes zu widmen. Von

seiner

seiner zarten Kindheit an ergab er sich dem Dienst zur See. Die Gefährlichkeiten, denen er bey seiner ersten Seereise ausgesetzt war, lehrten ihm, wie viel Wissenschaft, wie viel Geschicklichkeit, wie viel Erfahrung das Commando einer Flotte erfordere. Dem Eigensinne der Wellen und einem ungewissen Ausgange überlassen, trotzte er auf einer Fregatte, welche die Familie seiner Mutter ausgerüstet hatte, ohne alle Furcht der erschrecklichsten Gefahr, und überstieg Hindernisse, welche auch die kühnsten Seeleute stutzig gemacht haben würden. Lord Anson, von seinem Lauf durch ungestüme Winde verschlagen, von zween Kapers verfolgt, mit dem Untergange von denen durch einen erschrecklichen Sturm aufgebrachten Wellen, und von der Gefahr in die Hände der Feinde zu gerathen, bedrohet, sahe das Schreckliche des Sturms mit Unerschrockenheit an, und zürnte bey Betrachtung der Ketten, welche ihm die beyden Kapers, die ihn angriffen, zubereiteten. Er rang wider das Ungewitter, schlug die beyden wider ihn vereinigten Schiffe mit Vortheil zurück, hielt die Wuth des Meeres im Zaum, entkam mit Hülfe der Dunkelheit der Nacht den Kapers, und war beschämt, daß er in einem so ungleichen Streit den Kürzern gezogen hatte. Herr Anson hat oft gesagt, er hätte in diesem Gefechte und durch die erschrecklichen Umstände, die solches

begle-

begleitet hätten, mehr gelernet, als durch allen Fleiß, welchen er hernach auf seine Kunst verwendet. Nachdem der Hof zu London von der Tapferkeit dieses jungen Seemannes Nachricht erhalten, so vertrauete ihm derselbige im Jahre 1722 die Schaluppe Weas lo Sloop, und im folgenden Jahre ernannte er ihn zum Capitain vom Scarborough, einem Kriegs-Schiffe von 60 Kanonen.

Unterdessen griff England, welches noch immer mit seinen weit aussehenden Entwürfen beschäftiget war, die Flaggen der europäischen Mächte auf allen Meeren an, erklärte Spanien den Krieg, und gieng mit der Eroberung von America und Peru schwanger. Dieser stolze Entwurf schmeichelte dem Ehrgeize der Nation. Es fehlte nur noch an einem geschickten Officier, welcher Eifer und Kühnheit genug besäße, die Ausführung eines Unternehmens über sich zu nehmen, von welchem man sich mehr Ruhm, als Erfolg, mehr Gefahren als Siege zu versprechen hatte. Das britannische Ministerium warf die Augen auf den Herrn Anson. Er ward zum Befehlshaber der Escadre ernannt, welche bestimmt war, das spanische America mit Krieg heimzusuchen.

Unvermuthete Hindernisse verzögerten das Auslaufen dieser Escadre. Sehr tief im Jahre verließ Anson erst den Haven, und konnte ehe nicht, als im Frühjahre des folgenden Jahres

nach

nach unzähligen ausgestandenen Mühseligkeiten das Kap Horn umsegeln. Er hatte nichts als Verlust und Unglücksfälle auszustehen; ein Sturm folgte dem andern auf diesem Zuge, dessen Schwierigkeiten er vorausgesehen hatte, ehe er noch ausgelaufen war. Von 6 Schiffen, die die Escadre des Lord Anson ausmachten, als er in See stach, hatte er nur noch 2 und 1 Schaluppe, als er auf der Höhe von Cap Horn ankam. Die übrigen waren durch die Winde zerstreuet, oder durch die Stürme aufgerieben worden. Lord Anson, der im Unglück eben so standhaft, als bescheiden und großmüthig in den blendendsten Umständen war, zog die Menge der Feinde, die er angreifen wollte, bloß darum in Betracht, weil ihn der schlechte Umstand seiner Schiffe nöthigte, solche auszubessern. Er that dieser Nothwendigkeit, so viel ihm möglich war, auf der fruchtbaren und unbewohnten Insel Juan Fernandez ein Genüge, und sprach seinem muthlosen Haufen einen neuen Muth ein. Acht Monate lang beunruhigte diese kleine Macht die Küsten von Peru und Mexico. Die Vortheile, welche Herr Anson täglich erhielt, die große Anzahl Prisen, die er den Spanitrn abnahm, breiteten das Schrecken in allen ihren Colonien aus. Payta allein hielt den Fortgang des Ueberwinders etwas auf. Diese Stadt, eine der vornehmsten in Peru, und die reichste unter

denen, die die Spanier damals im mittäglichen America besaßen, hatte des Herrn Ansons Bemühungen schon einigemal fruchtlos gemacht. Er beschloß, sich derselben zu bemächtigen, und die Ehre der englischen Nation, die so oft unter den Wällen dieses Platzes erniedriget worden war, zu retten. Er bemeisterte sich einer Anhöhe, unter welcher Payta lag, entdeckte die Oerter, so dem Angriff zustatten kommen konnten, schlug die Feinde in der Ebene, und warf zwey Batterien auf, welche unaufhörlich auf die Mauern spielten, und bald eine ansehnliche Sturmlücke in derselben machten. Die Soldaten, durch das Beyspiel und die Stimme des Helden, der sie befehligte, angefrischt, wurden selbst so viele Helden. Das wenige Geschütz, welches auf beyden Schiffen geblieben war, unterstützte das auf den Batterien. Die Belagerten verließen voller Furcht die Wälle; die Engländer stiegen zum Sturme, und fingen, als der Platz in ihrer Gewalt war, bereits an, alle Unmenschlichkeiten, welche die barbarischen Gesetze des Krieges vorschreiben, oder wenigstens billigen, an den Spaniern auszuüben, als Herr Anson seinem siegreichen Haufen Einhalt that, und ihrer Wildheit in diesen fürchterlichen Augenblicken, in welchen es die Soldaten für eine unvermeidliche Pflicht ansehen, die Palmen ihres Sieges mit dem Blute der Unglückseligen zu beflecken, einen Zaum anlegte.

legte. Welcher Anblick vor diesem Helden, als er die Einwohner dieser Pflanzstadt mit erblaßten und bestürzten Gesichtern, auf welchen das Schrecken des Todes abgemahlt war, haufenweise kommen sahe, seine Knie zu umfassen, seine blutigen Hände zu küssen, ihn ihren Vater, ihren Befreyer zu nennen, und durch Thränen ihre Erkenntlichkeit auszudrücken!

Lord Anson entfernte sich von Payta, so bald er der Krone England den Besitz dieses Platzes versichert hatte, und schiffte sich auf dem Centurion, dem einzigen Schiffe, welches noch die See halten konnte, ein. Er segelte nach den Ladronischen Inseln. Allein, ehe er dahin kam, hatte ihm der Scharbock zwey Drittheile seines Volks aufgerieben, und diese Seuche erstreckte sich schon über alle noch übrige Matrosen und Soldaten, als er die Insel Tenian ins Gesicht bekam. Die Nachbarschaft der Spanier erlaubte ihm nicht, sich in dieser Gegend lange aufzuhalten; er nahm dahero den Weg nach Macao, kam im Jahre 1742 daselbst an, besserte sein schadhaftes Schiff aus, stach wieder in See, begegnete nach einigen Tagen einem spanischen Schiffe, band mit ihm an, und brachte es in dem Hafen, den er eben verlassen hatte, auf. Die Geschwindigkeit, mit welcher er diese That ausgeführet, brachte ihm so vielen Ruhm zuwege, daß er von dem Unterkönige zu Macao mit vorzüglicher Achtung aufgenommen, und von dem

Zoll, den alle Fremden, die in die dasigen Häfen einlaufen, dem Kaiser von China entrichten müssen, frey gesprochen ward.

Man weiß, mit welcher Geschicklichkeit der Herr Anson, auf seiner Rückkehr nach England, mitten durch die französische Flotte, die im Canal kreuzte, hindurch segelte. Bey seiner Ankunft in London ward er zum Contreadmiral der blauen, und im Jahre 1745 zum Contreadmiral der weissen Flagge ernannt. Zu eben der Zeit, da ihn hernach der Hof die Würde eines Unteradmirals der blauen Flagge ertheilte, ward er für Theyden in Yorkshire zum Parlamentsglied gewählt.

Eine von den glänzendsten Thaten des Lords, und welche ein großes zu seinem Ruhme beygetragen, war sein Treffen mit dem Herrn de la Jonquiere. Dieser berühmte Franzose führte eine Escadre von 6 Kriegs- und 4 andern Schiffen aus Ostindien nach Europa zurück. Der Lord hatte eine mächtige Flotte von 14 Kriegsschiffen unter sich, als er diese Escadre auf der Höhe vom Capo Finisterrä antraf. Die Ungleichheit der Macht hätte dem Herrn Anson wenig Ehre bringen können, wenn er einen nicht so furchtbaren Kriegsmann, als der Herr de la Jonquiere war, angegriffen hätte; allein die Tapferkeit und der Name dieses letztern verringerte den großen Unterschied der beyden Flotten einigermassen. So bald der Lord die französische Flagge und das Schiff, welches der Herr

de

de la Jonquiere commandirte, sahe, so ward er angefeuert. Er stellete sich alle Siege vor, welche derjenige auf dem Meere erfochten hatte, dem er ein Treffen anbieten wollte. Er betrachtete, wie sich dieser große Mann, durch eigene Verdienste, von einem Grade zum andern bis zur höchsten Würde im Seewesen erhoben, und wie er jedem Grad durch Siege erworben hatte. Diese Vorstellung reizte seine Kühnheit; er gab die Losung zu dem erschrecklichsten Treffen, welches die Wuth der Menschen jemals auf den Ebenen des Meeres geliefert hat. Der Herr de la Jonquiere ward, ob er gleich von allen Seiten umringt war, dennoch nicht von der Menge der Feinde, die ihn in die Enge trieben, erschreckt. Sein Schiff war überall durchbohrt ohne Tauwerk, ohne Mast, im Begriff unterzusinken; dennoch stritte und drohete er noch, und ergab sich nicht eher, als bis es aufs äusserste gekommen war. Aber itzt noch größer als in seinen Siegen ergab er sich an niemand, als an den Lord selbst.

Dieser Sieg war allzu wichtig, als daß derjenige, der ihn erfochten hatte, unbelohnt hätte bleiben sollen. Das Britannische Ministerium ernennete den Herrn Anson zum Unteradmiral von England, und nicht lange hernach zum ersten Lord von der Admiralität.

Allein diese Ehrenstellen, diese Vorzüge konnten die Kräfte des Lords nicht wieder herstellen,

welcher, durch sein 40jähriges Herumstreifen auf dem Meere, und durch seine Wunden geschwächt, sich genöthiget sahe, in London zu verbleiben, und für die dringenden Uebel, die er fühlte, Mittel zu suchen. Vielleicht hätte er seine wankende Gesundheit wieder hergestellet, wenn er vermögend gewesen wäre, den Nutzen seines Vaterlandes dem Nutzen seines Lebens nachzusetzen. Allein, er erfuhr, daß England den Vorsatz gefaßt hätte, eine Landung auf die französischen Küsten zu unternehmen. Vergebens stellte er seinen Mitbürgern die Unmöglichkeit dieses Unternehmens, und die verdrüßlichen Folgen, die es nothwendig haben müßte, vor. Anstatt seinem Rath Gehör zu geben, trug man ihm selbst die Ausführung dieser Operation auf. Lord Anson vergaß die Sorge für seine Gesundheit. Die Begierde nützlich zu seyn, beseelte seinen Muth von neuem. Er begab sich wieder auf das Meer, welches voll von seinen Thaten war, und bedeckte mit Hülfe des Sir Edward Hawke, der unter ihm commandirte, die Landung der Engländer bey Saint Malo, nahm die Soldaten, die vergebens gegen die französische Tapferkeit gestritten hatten, auf seinen Schiffen auf, und segelte nach England zurück. Die Beschwerlichkeiten dieser letzten Reise hatte den Lord gänzlich entkräftet. Einige Tage nach seiner Zurückkunft nach London verlor ihn England, welches seinen Verlust lange beweinen wird, ohne ihn ersetzen zu können.

Ode

Ode
an die Preussen.

Nach dem Französischen des Weltweisen von Sanssouci.

Ihr Völker! die der Heldenmuth zur wahren Ehre führt,
Ihr Helden! die der Lorbeer krönt, womit der Sieg Euch ziert,
Die Mars als Söhne liebet, die seine Huld erfreut,
Wacht über Eure Sitten,
Nichts müsse sie zerrütten,
Nicht Trägheit, Stolz noch Weichlichkeit.

Durch einen flücht'gen Trieb, den auch gemeine Tugend zeugt,
Hat oft in der Gesetze Joch ein Staat das Glück gebeugt;
Er wird die Nachbarn trotzen, ja selbst den Tod nicht scheun;
Doch seine Tugend schwindet,
Sein Reich ist schlecht gegründet,
Kann er ihm nicht auch Kraft verleihn.

So giengs den Helden, die den Stolz Ausoniens besiegt,
Den Feinden Roms, die sie voll Neid um ihr Genie bekriegt;
Die krieggewohnten Völker, die zwangen sie ins Joch;
Doch selbst Carthago lehrte,
In Capua zerstörte
Ihr Aufenthalt die Lorbeern doch.

Sonst zitterte vor Attica der ganze Orient,
Sein weiser Staat, der tapfre Muth, der in den Kriegern brennt,
Gab seinen mächt'gen Nachbarn, in ihrem Lauf, ein Ziel;
Vor den bedrängten Griechen
Ist Xerxes Stolz gewichen,
Und sein unzählbar Heer das fiel.

Im Schatten seiner Größe wuchs das Laster mit der Zeit;
Der Eigennutz, voll schwarzer List, spann Ungerechtigkeit;
Wo Tapferkeit sonst herrschte, schlich sich die Feigheit ein;
Und da die Macht zerstöret,
Muß es, durch Spott entehret,
Des neuen Siegers Fabel seyn.

So,

So, wie durch jenen schwarzen Flohr, den dicke Nacht verleiht,
Der Blitz, auf einen Augenblick, Licht durch die Schatten streut;
Es kann der Strahl zwar blenden durch seinen schnellen Lauf;
Doch kaum, daß er entstehet,
So sieht man, er vergehet,
Und plötzlich hört sein Feuer auf.

Die Sonne, die, mehr Allmachtsvoll, von ihrer hohen Bahn
Aus ihrem ew'gen Kreise selbst ihr Licht verbreiten kann,
Die schmelzt des strengsten Winters gebirgtes Eis entzwey;
Ihr reiner Einfluß machet,
Daß die Natur erwachet,
Sie schaft den Erdkreis wieder neu.

Aus ihrem eignen Schooße stammt ihr glühend Feuer her,
Dies ist ihr Grund. Die Quelle ist ein unerschöpflich Meer;
So bald Aurorens Purpur den jungen Morgen zeigt,
Verlöscht der Glanz der Sterne,
Sie sterben in der Ferne
Und sind ins Firmament verscheucht.

Ihr Preussen! so muß auch für Euch dies große Muster seyn,
Und Euerm neuen Ruhm müßt Ihr, so wie sie, Kräfte leihn;
Bey Euern ersten Thaten müßt Ihr, statt zu verziehn,
Den Erdkreis überzeugen,
Der Tugend sey es eigen,
Aus einer mehrere zu ziehn.

Die traurige Erschütterung, die große Reiche drückt,
Ist nicht ein Unglück, welches uns der Zorn des Himmels schickt;
Nie hatte das Verhängniß hier einen Schluß erkannt;
Wo Weise sicher stehen,
Da wird der Thor vergehen,
Das Schicksal ist in unsrer Hand.

Ihr Helden! Eure Thaten nur erheben dieses Reich;
Stützt Euer großes Werk, denn sonst verliert der Ruhm sich gleich;
Bestrebt mit schnellem Fluge Euch immer zu erhöhn;
Den Gipfel meist ereilen,
Und sich dann noch verweilen,
Das heißt schon wieder rückwärts gehn.

Im

Im frohen Laufe voll Triumph, der Eure Siege zeigt,
Seyd gütig, menschlich, großmuthsvoll, und wohlzuthun geneigt;
Damit die Menge Feinde, die Euer Arm bezwingt,
Wenn sie Euch Opfer reichet,
Dem kühnen Muth zwar weichet,
Doch mehr, sie Eurer Tugend bringt.

* * * * * * * * * * * *

Auszug aus dem Tagebuche von der Reise des Abts de la Caille nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung.

Nicolaus Ludwig de la Caille ward den 15ten März 1713 zu Rumigni, einem Flecken in dem Kirchsprengel Reims, zwo Meilen von Rosoy in Thierache gelegen, gebohren. Er war mit vielen alten und angesehenen Familien im Gebiet Laonnois verwandt. Weil er einen besondern Widerwillen vor aller Erhebung hatte, so wollte er nie zugeben, daß man seinen Ursprung untersuchte. Er glaubte, und sagte,

sagte, daß der wahre Adel sich durch die Denkungsart offenbare, daß man nie bemühet seyn müsse, seine Vorfahren kennen zu lernen, um dadurch einen eiteln Namen sich zu erwerben, sondern um durch die Beyspiele der Redlichkeit und Tugend sich auf dem Wege der Ehre zu erhalten. Sein Vater hatte unter den Gensdarmen und bey der Artillerie gedienet. Er beschäftigte sich mit der Mechanik mit gutem Fortgang. Er erfand sehr künstliche Maschinen. Der Abt de la Caille ward also gleichsam im Schooße der Künste und Wissenschaften gebohren, und es wurde ihm nicht schwer, an der glücklichen Erziehung, die er erhielt, Geschmack zu finden. Er erwarb sich durch Lesung der besten Schriftsteller eine große Stärke in der lateinischen Sprache. Von ohngefehr bekam er die Anfangsgründe des Euclides in die Hände, und bey dieser Gelegenheit fing sein Trieb zur Mathematik sich zu äußern an. Er ward dem verstorbenen berühmten Caßini, als ein würdiger Schüler, vorgestellet, der viel Gaben zum Rechnen und große Neigung, sich in der Kenntniß der Sterne hervorzuthun, habe. Caßini war von diesen jungen Sternkündiger ganz eingenommen.

Wir übergehen hier mit Stillschweigen seine ersten Beschäftigungen, und wollen nur dasjenige Unternehmen berühren, welches ihm hauptsächlich zum Ruhme gereichet. Er hatte seit

einigen

einigen Jahren den Vorsatz gefaßt, die Anfangsgründe der Sternseherkunst herauszugeben, wozu eine vollkommene Kenntniß der beyden Halbkreise des Himmels erforderlich ist. Nachdem er in Europa die zu seinem Zweck dienlichen Beobachtungen auf dem nördlichen Halbkreiß angestellt hatte, so suchte er ein Mittel, die Kenntniß von dem mittägigen zu erlangen, die sowol ihm, als auch allen übrigen Sternkundigen, dieses Welttheils, noch fehlte. Das Vorgebürge der guten Hoffnung, welches für eine am meisten gegen Mittag gelegene Gegend auf unserer Weltkugel gehalten wird, schien ihm zu Erreichung seiner Absicht am bequemsten zu seyn. Die Mittagslinie des Vorgebürges gehet mitten durch Europa. Die Luft ist dort reiner und heiterer, als an einem Ort jenseit der Linie, wo die Europäer sich niedergelassen haben. Er hielt dafür, daß ein Sternkundiger ausser dem Vortheil die Stellung der schönsten mittägigen Sterne bestimmen zu können, noch andere merkwürdige Beobachtungen auf dem Vorgebürge zu machen im Stande seyn werde. Er legte seinen Anschlag der Akademie der Wissenschaften zu Paris vor, welche allen Nutzen davon einsahe. Die Regierung bot dem Abt alle Unterstützung und Hülfe an, die er dazu nöthig hatte. Er scheute nicht, sein Vaterland zu verlassen und sich allen Beschwerlichkeiten und Gefahren einer so weiten Reise auszusetzen. Er fing

den

den 6ten August 1751 die mittägigen Sterne an zu beobachten und fuhr damit bis zu denselben Monat des folgenden Jahres fort. Er erkannte, und sahe die großen Sterne in ihrem völligen Glanz, welche die europäischen Sternseher bloß in einer dunkeln und neblichten Gestalt kennen. Er bemerkte neue, welche auf beyden Seiten des Scheidelpunkts befindlich waren. Diese verursachten, wegen ihrer Stellung demjenigen, welcher sie beobachten wollte, große Beschwerlichkeit. Er mußte aufgericht stehn, den Kopf nach hinten zurück legen und das Auge nicht von dem Seherohre zurückziehen, wenn er sie betrachten wollte.

Einige Proben von der Uneigennützigkeit des Abts de la Caille verdienen, angeführet zu werden. Sein Vater hatte Schulden hinterlassen, die ihm jedoch nichts angiengen, weil er keinen Antheil an seinem Nachlaß genommen hatte. Unterdessen bezahlte er sie alle auf das genaueste. Vor seiner Abreise nach dem Vorgebürge erschien er bey keinem Minister, noch verlangte er etwas für sich und einen Künstler, den er gebrauchte, in Zeit von drey Jahren. Er verkaufte alles, was ihn in seinem Vaterlande an Gütern noch übrig war, um die Ausgaben zu seiner Reise bestreiten zu können. Der Minister ließ ihn einige Tage vor seiner Abreise zu sich rufen, und zwang ihn 200 Louis d'or anzunehmen. Dieses Geld

wandte

wandte der Abt gleich zu Erkaufung eines prächtigen Quadranten an, bey dessen Verfertigung er die Aufsicht gehabt hatte. Dieser Quadrant war, nebst andern Werkzeugen von dem Präsidenten der Akademie, zu Petersburg bestellt worden, und war nach dessen Tode der Künstler ihn zu behalten, genöthigt gewesen. Der Abt bezahlte ihn baar, und erklärte durch eine von ihm unterzeichnete Schrift, daß er der Akademie zugehöre. Er hatte die Freyheit, alle seine Reisecoffers vom Vorgebürge nach Frankreich gehen zu lassen, ohne daß sie untersucht werden durften. Vermittelst dieser Erlaubniß konnte er sich einen erstaunlichen Gewinnst verschaffen, und man glaubte bey seiner Abreise, daß er diese Gelegenheit nicht verabsäumen würde. Man erstaunte, da man sahe, daß er ein großes Felleisen, anstatt Kaufmannsgütern mit Stroh, worinn er einige Werkzeuge legte, anfüllen sahe. Es both ihm jemand 100000 Livres, wenn er ihm diese Freyheit überlassen, und seinem Namen dazu hergeben wollte. Er versprach ihm, es geheim zu halten, und überführte ihn beynahe, daß man bey dieser Erlaubniß zum voraus gesetzt zu haben schiene, daß er durch einen fremden Canal handeln werde. Der Abt gab ihm zur Antwort, daß er seinen Antrag weder als ein Geistlicher, noch als ein ehrlicher Mann annehmen könne, daß er so zurückkehren werde, als er hingekommen sey.

In

In dem historischen Theil dieses Tagebuchs werden zuerst die beyden kleinen Inseln Salvages beschrieben, davon die eine vor Alters Heras und die andere Antolola genannt wurde. Sie liegen zwischen Madera und den Canarischen Inseln. Sie sind unbewohnt, haben aber eine so große Menge Canarienvögel, daß diejenigen, welche solche dort fangen wollen, kaum gehen können, ohne einige von ihren Eyern zu zertreten. Salvages heißt so viel als wild.

Hierauf folgt eine Beschreibung von Rio Janairo. Dieses ist anjetzo eine sehr ansehnliche Stadt. Die Anzahl ihrer Einwohner, die Schwarzen dazu gerechnet, bestehet ohngefehr in 50000 Menschen. Die Straßen sind schön genug, beynahe alle nach der Schnur gebauet. Alle Creutzstraßen sind mit Nichen, worinn eine Bildsäule der heiligen Jungfrau eingeschlossen ist, gezieret, und brennet vor solcher die Nacht über eine Laterne. Diese kleinen Gewölbe sind vergoldet, mit Glaß und einem schönen Vorhang, verschlossen. Alles dies wird mit einem Himmel von ziemlich gutem Geschmack bedeckt. Hier versammelt sich das Volk des Abends, um den Rosenkranz abzusingen. Ein Mann gehet niemals neben seiner Frau auf der Straße. Er gehet einige Schritte vor ihr her und hat den bloßen Degen, entweder unter dem Arm, oder unter dem

Mantel.

Mantel. Die Frau kann sich von einigen Anverwandtinnen oder guten Freundinnen begleiten lassen, und es folgen ihr allezeit verschiedene schwarze Sclavinnen, die nach der Reihe eine nach der andern gehen, und in einem langen Rock gekleidet sind, mit einem Schnupftuch oder Stück Nesseltuch um den Kopf. Sie lassen sich jederzeit begleiten, sowol wenn sie in einem Sessel oder auch in einem Hamat, (einer Art Bette,) getragen werden. Es ist wenig Umgang in dieser Stadt. Dies verhindert jedoch nicht, daß die Ausschweifungen nicht sehr groß seyn sollten. Die Geistlichen und Mönche begehen die abscheulichsten Vergehungen in der Liederlichkeit und dem Aberglauben. Es giebt daselbst eine Art weltlicher Büssenden, die mit einem schweren Kreuze beladen sind, und eine große Kette, welche ein erstaunliches Lerm macht, nach sich schleppen. Ihre Aufführung ist des Tages so anstößig, als sie des Nachts erbaulich ist. Oefters machen sie ein großes Geschrey, um das Mitleiden zu erregen. Alle diese gezwungene Geberden einer falschen Andacht dienen zu nichts, als daß sie die öffentliche Ruhe stöhren. Die Mordthaten sind dort sehr gemein, und bleiben fast beständig ungestraft. Ein holländischer Kaufmann behielt den Abt de la Caille und die übrigen vom Schiffe zum Mittagsessen. Zum Schluß der Mahlzeit erwies er ihnen die besondere Höflichkeit, seine Frau, um den Caf-

fee einzuschenken, hereinzuführen. Sie war in rosenrothen Taffet gekleidet, mit bloßem Kopf und geschorenen Haaren. Außerdem erscheint das Frauenzimmer nie bey einer Mahlzeit, wenn ein Freund vom Hause dabey ist, es müßte denn ein naher Anverwandter seyn.

Der Abt maaß auf dem Vorgebürge die Höhe eines Hottentotten von ohngefehr 25 Jahren. Er hatte 10 Fuß, 7 Zoll 10 Linien, war im bloßen Kopf und Füßen, kam eben mit einem Wagen mit Ochsen bespannt, vor welchen er herlief, um ihn zu führen, vom Felde, und hatte eine verhältnißmäßige Breite und Dicke gegen seine Höhe.

Die Elephanten werden in diesem Lande auf folgende Art gejagt. Drey wohlberittene Personen zu Pferde verabreden sich, dieses Thier anzugreifen. Zween halten in einer Ebene, und der dritte lauret auf die Zeit, wenn dieses wilde Thier nach einem nahe gelegenen Fluß oder Bach kommt, um sich zu erfrischen. Dieser, der sich mit den beyden andern versteht, thut den Angriff. Er giebt dem Elephanten einen Stoß mit der Lanze, indem er säuft. Diese Verwundung macht das Thier rasend. Es verfolgt den Reuter, welcher es in die Ebene locket. Unterdessen bemühet sich ein anderer, diesen zu befreyen, indem er auf den Elephanten losgehet, und ihn von neuem mit der Lanze durchstößt. Hierüber vergißt das Thier

seinen

seinen ersten Feind, und wendet sich zu den andern, der wieder von dem dritten auf die eben erzählte Art befreyet wird. Diese Angriffe werden so oft wiederholt, bis er durch den Verlust des Bluts seine Kräfte verlieret, und zu Boden fällt. Alsdann kann man sich sicher diesem Thiere nähern, und man sägt das Elfenbein ab, welches nach Verhältniß des Alters und der Stärke groß ist. Diese Jagd ist auf einem Boden, der nicht sehr eben gemacht ist, gefährlich. Drey Brüder, Holländer von Geburt, welche einen unendlich großen Reichthum mit dieser Art zu jagen erworben hatten, waren im Begriff, in ihr Vaterland wieder zurückzukehren, um daselbst ihres Glücks in Ruhe zu genießen. Zu ihrem Vergnügen wollten sie noch eine Jagd mit einem Elephanten vor ihrer Abreise anstellen. Sie gebrauchten die Vorsicht, die Löcher und Maulwurfshaufen in der Ebene, wo sie jagen wollten, erst ausfüllen und eben machen zu lassen. Es giebt in verschiedenen Ebenen von Afrika sehr große Maulwürfe, die sich unter dem Sande Höhlen graben, wovon man keine Spuhr wahrnimmt. Ein Mensch oder Pferd kann unvermuthet mit einem oder beyden Füßen im Gehen hineinfallen. Diejenigen, denen die Ebene gleich zu machen, war aufgetragen worden, hatten ein solches Loch übersehen. Der zweete von den Brüdern gewann das flache Feld, nachdem er dem

Elephanten den Stoß beygebracht hatte. Das Pferd stürzte, indem es mit den beyden Vorderfüßen in ein dergleichen Maulwurfsloch gefallen war, und gab hiedurch dem Elephanten die Zeit, herbeyzukommen. Dies Thier ergriff in seiner Wuth mit seinem Rüssel den Reuter, und warf ihn vom Pferde auf den Boden. Hirauf nahm es mit dem Rüssel das Pferd, und warf solches über 100 Schritt weit weg. Den Reuter, zu dem dies wüthende Thür zurück kehrte, ergriff es von neuem, und warf ihn so hoch, als ihm möglich war, in die Luft, und fing ihn mit einem seiner Zähne wieder. Der Reuter, der so hoch herunterfiel, ward von dem Zahne durch und durch gebohrt, und durch die Mitte des Leibes gleichsam gespießet. Das grausame Thier hatte die Standhaftigkeit, ihn in diesem Zustande eine geraume Zeit über zu halten, und schien, ein besonderes Vergnügen an dem schrecklichen Geschrey der beyden andern unglücklichen Brüder zu haben, indem er diesen gräßlichen Anblick ihnen zukehrte.

In der kurzen Beschreibung der Isle de France wird gesagt, daß der größte Theil dieser Insel mit Bergen bedeckt sey, von welchen die größten nicht leicht über 400 Ruthen hoch sind. Das Erdreich auf dieser Insel ist überhaupt ganz gut, aber es ist mit einer erstaunlichen Menge Steinen von verschiedener Größe und dunkel aschgrauer Farbe bedeckt. Die meisten

meisten davon sind durchlöchert. Sie enthalten fast alle viel Eisen, und die Oberfläche des Erdbodens ist mit Stuffen von diesem Metall bedeckt. Man findet auch viele Bimsteine, sonderlich auf der nordlichen Küste der Insel eine Art Schlacken von Eisen, tiefe Höhlen, und andere Merkmaale eines sonst vorhanden gewesenen feuerspeyenden Berges. Diese Insel ist beynahe völlig mit Wäldern besetzt, wohin die schwarzen Marons flüchten, und sich verkriechen. Sie versammlen sich dort zusammen, und leben vom Raube. Man macht auf sie Jagd, wie auf wilde Thiere, und legt ihnen Schlingen, um sie lebendig zu fangen. Ausserdem giebt man auf alle Feuer, die man erreichen kann. Diese Räuber haben in ihren Schlupfwinkeln eine gewisse Anzahl Weibspersonen, von welchen einige aus Liederlichkeit sich zu ihnen gesellt haben, andere aber von ihnen entführt worden. Die Jäger schiessen sowol auf die Weiber, als auch auf die Männer, und die Soldaten auf der Insel haben den Befehl, sie beyderseits entweder todt oder lebendig zu liefern, welche sie ergreifen können. Es würde zu weitläuftig seyn, alle die Stücke, welche in dieser Sammlung enthalten sind, und die Naturgeschichte bereichern können, einzeln zu erzehlen. Die Beobachtungen von der Isle de l'Ascension verdienen, besonders bemerkt zu werden. Die Oberfläche dieser Insel scheinet überall kahl und unbebauet zu seyn. Der

Der Abt de la Caille hat nicht die geringste Spur eines Baumes noch Strauches gesehen, außer vier Pflanzen, davon er die Beschreibung liefert. Diese wüste Insel, die weder Holz, noch Wasser hat, wird bloß wegen des Schildkrötenfanges besucht. Unterdessen könnte sie doch, ob sie gleich klein und wüste ist, einen Weltweisen und Liebhaber der Naturgeschichte lange Zeit beschäftigen, und zu verschiedenen nützlichen Anmerkungen Gelegenheit geben.

Von den Gebräuchen der Hottentotten und der Bewohner des Vorgebürges der guten Hoffnung erzählet der Verfasser Folgendes: Das Leben der Hottentotten gleicht beynahe der alten Gallier ihrem, von welchem Julius Cäsar in seinen Commentarien Erwähnung thut. Sie vereinigen sich nahe bey Flüssen und Wäldern in verschiedenen Partheyen oder Völkerschaften, welche so viel Dörfer oder unabhängige Republiken ausmachen. Diese Völker ernähren sich mit Wurzeln und wilden Früchten. Ihre Wohnungen sind eine Art sehr niedriger Hütten, in welche man nicht anders, als gebückt oder knieend hineinkommen kann. Der Hottentott bewohnet sein Haus nur zur Regenzeit. Die Zeit über, da er nicht arbeitet, schläft er an der Thür, indem er mit dem Bauch auf dem Boden lieget, und den Rücken in der freyen Luft der Sonne aussetzt. Er unterbricht von Zeit zu Zeit seinen Schlaf, um ein starkes

Kraut,

Kraut, das eine ähnliche Wirkung mit unserm Toback hat, zu rauchen. Seinem Gewerbe nach ist er ein Schäfer. Jedes Dorf hat nur eine gemeine Heerde, und ein jeder Einwohner desselben ist gehalten, solche nach der Reihe zu hüten. Der Abt de la Caille beschreibet die Beschwerlichkeiten und die Wichtigkeit dieser Verrichtung. Diese Heerden werden unterweilen von wilden Thieren, die von der Küste des Vorgebürges herkommen, angefallen und zerstöret.

Die Gelegenheit zu Uneinigkeiten geben gemeiniglich die Streitigkeiten der Schäfer, ein gestohlen Schaaf, unterweilen ein Verdacht, der durch die Unvorsichtigkeit des Schäfers, der die Wache gehabt hat, erregt wird. Auf dessen Bericht versammelt sich die Dorfschaft und berathschlagt, ob sie die Waffen ergreifen will, oder ob die Umstände erfordern, sich zu verstellen. Ist der Krieg beschlossen, so nehmen sie die Zeit wahr, um den Feind unvermuthet zu überfallen. Nicht selten kömmt die ganze feindliche Völkerschaft dabey um.

Die Frauens der Hottentoten haben die Hauswirthschaft zu besorgen. Jedoch bereiten die Männer das Fleisch zu, schneiden es in Stücken und überliefern es den Weibern. Diese gehen auch in die Hölzungen, um sich mit Wurzeln zu versehen. Wenn sie mit einem hinlänglichen Vorrathe zurückgekommen sind,

so zünden sie auf eine besondere Art Feuer an. Sie thun trockene Blätter von Kräutern in ein rundes Loch, welches in ihrem Kirri oder Stock gemacht ist, und drehen nachher ein Stück Holz darinn herum, welches sie zwischen ihren Händen mit einer ausserordentlichen Geschwindigkeit in die Runde bewegen. Wenn die Mahlzeit zubereitet ist, so versammelt die Hauswirthin ihre kleine Familie, und weckt ihren Mann, wenn nicht die Reihe an ihn ist, die Heerde zu hüten. Sie setzen sich zusammen auf die Erde, und jeder nimmt seinen Theil.

Aus demjenigen, was der Abt sagt, ersieht man, daß die Frauenspersonen in diesem Lande bey ihrer Unreinlichkeit vielleicht eben so buhlerisch sind, als die Europäerinnen in ihrem ausgesuchten Aufputz beym Nachttische. Diejenigen, welche gefallen wollen, verfertigen sich Schnüre von Muschelschalen, welche sie um den Hals tragen. Sie machen ihr Gesicht, Brust und übrigen Theile des Leibes, die sie bloß tragen, glänzend, indem sie solche mit dem Fett von einem Hammelschwanz einreiben, welches ihnen anstatt der kostbarsten wohlriechenden Sachen dienet.

Ein reicher Holländer, mit welchem der Abt de la Caille einigen Umgang auf dem Vorgebürge errichtet hatte, erzehlte ihm, daß er bey allen diesen Völkern eine vollkommene Gleichheit der Gewohnheiten und Sitten gefunden habe,

da

da er aus Neubegierde über 500 Meilen von einem Fluß in den andern in das Innerste von Afrika gedrungen war. Der Reisende gab durch seine Gebährden zu verstehen, daß er aus keiner andern, als guten Absicht zu ihnen käme, und um ihnen noch deutlichere Kennzeichen davon zu geben, so zog er verschiedene von den Bildern, die man in Europa für eine Kleinigkeit verkauft, aus seinen Taschen. Die Angesehensten von den Wilden nahmen diese Geschenke als Wunderwerke auf, und konnten kaum etwas davon begreifen. Der Holländer fügte hinzu, daß er bey allen diesen Völkern, die wir Wilde und Barbaren nennen, eine gleichförmige Denkungsart in Absicht der Gastfreyheit gegen Fremde, Mitleiden mit den Unglücklichen, Beystand gegen Kranke und überhaupt ein Verfahren, daß nach den Grundsätzen des Naturrechts eingerichtet gewesen, gefunden habe. Diese in ihrer Einfalt und Unwissenheit der Hochachtung würdige Leute werden nie dahin gebracht den Europäern übel zu begegnen, wo diese nicht unternehmen, sie aus ihren Besitzen, Hütten oder Dörfern zu vertreiben, welches bey der Küste des Vorgebürges geschehen ist. Dies ist die Ursache, warum die Hottentoten, welche die Dörfer nahe bey den Besitzungen der Holländer bewohnen, unterweilen die Fremden, so zu ihnen kommen, übel aufnehmen, dahingegen die übrigen Wilden, welche in dem

Innern von Afrika wohnen und nichts für ihre Ländereyen zu befürchten haben, standhaft bey dem Grundsatz des natürlichen Rechts bleiben; Was du nicht willst, daß andre dir thun, das thue ihnen auch nicht.

Das äusserste Ende von Afrika, welches sich in dem Vorgebürge der guten Hoffnung endiget, ist vermischt von sandigten Ebenen, Wäldern, hohen Bergen und Thälern, die von Bächen und Flüssen durchströmt werden. Die Ebenen sind schwer zu durchreisen. Der Sand wird vom Winde bewegt, angehäuft und zerstreuet. Er bedeckt Sträucher, Dornhecken, abgebrochene Stämme, welche die Füsse derjenigen verwunden, die sich nicht mit weichen Stiefeln oder ledernen Kamaschen versehen, wenn sie hindurch gehen wollen. Ausserdem ist dieser Sand noch mit Schlangen und andern giftigen Gewürmen angefüllt, deren Biß tödtlich ist. Die Europäer bewahren sich davor mit Stiefeln. Was die Sclaven und die Hottentoten betrifft, die größtentheils barfuß gehen, so geben ihnen ihre Herren, wenn sie weit verschickt werden, einen Vorrath kleiner weissen Zwiebeln mit, deren Saft, wenn er auf die gestochene Wunde gelegt wird, das Gift alsbald entkräftet. Die Bäume in den Gärten sind gleichfalls mit Schlangen von verschiedener Art besetzt und man läuft Gefahr, wenn man zu gewissen Stunden in den Gärten und Hölzungen spazieren gehet.

Ob

Ob gleich das frische Fleisch und die Fische überflüßig auf dem Vorgebürge zu haben sind, so bewirthen sich jedoch die Einwohner unter einander mit geräuchertem oder gesalzenen Fleisch und Fischen. Ihre besten und leckersten Schüsseln sind harter und gelber Stockfisch, halb verfaulter europäischer Schinken, und gelber und ranzigter Speck.

Der Winter ist die beste Jahrszeit auf dem Vorgebürge. Im Sommer wehet ein heftiger und kalter Wind, davor man die Thüren und Fenster vest verwahren und im Hause zu bleiben genöthiget ist, wo man eine unerträgliche Hitze ausstehen muß und nicht eher, als spät am Abend frische Luft zu schöpfen im Stande ist.

Die Einwohner geben sich nicht die geringste Mühe, ihre Sclaven, die eine Vermischung von Heiden, Mahometanern und einigen Christen sind, zu unterrichten. Man sagt ihnen nie etwas von der Religion, deswegen sind auch diese Sclaven allen Lastern ergeben. Die Mädchen wollen sich vornehmlich nicht verheyrathen. Nachdem sie im Anfange ihrer Jugend den Weissen zur Belustigung gedienet haben, so überlassen sie sich nachher aller Art Leuten, die sie öffentlich auf der Straße zu reizen suchen. Man giebt zur Ursache an, warum denen Sclaven nicht die geringsten Begriffe von der Religion beygebracht werden, daß diejenigen, welche der Compagnie zugehören, die durch Catecheten

unter-

unterrichtet werden, doch viel grössere Böse-wichter sind, als die den Bürgern zugehören. Aber der Verfasser bemerkt, daß dieser Unterricht unzulänglich sey, weil die Kinder bey ihren Müttern gelassen würden, die in der abscheulichsten Unordnung lebten, beständig mit Soldaten, Matrosen, und selbst mit den Schwarzen, in beständigen Ausschweifungen begriffen wären, und daß der Preiß für die Schönste nicht 2 Schilling überstieg.

Der Abt de la Caille behauptet, daß die Beschreibung des Vorgebürgs von Kolbe nichts anders, als Gewebe von Erdichtungen und groben Fabeln sey. Die Hottentoten erkennen keinen Gott, dem man einige Verehrung schuldig sey. Sie haben keinen Begriff vom Gebet; sie fürchten nur einige übelgesinnete mächtige Wesen, denen sie alles Unglück, das sie betrifft, zuschreiben, und mit den Zauberern in Bündniß zu stehen glauben. Es ist wahrscheinlich, daß ihre Trägheit Schuld daran ist, daß sie die Meynungen ihrer Voreltern in diesem Punkte vergessen haben. Denn ein Hottentot setzt sein größtes Guth darinn, nichts zu thun, und selbst nichts zu denken. Ihre Sprache ist nicht ausserordentlich von andern unterschieden. Nur hat dem Abt de la Caille geschienen, daß sie zween Vocale mehr, als die Europäischen haben. Von diesen Vocalen wird der eine durch ein Klatschen mit der Zunge, der andere aber durch ein

Erschüt-

Erschüttern der Luft, zwischen der Zunge und dem Gaumen ausgedrückt. Ihre Tänze bey vollem Monde, sind kein Gottesdienst, sondern eine Gewohnheit. Sie giessen auf eine Wurzel, die sie im November und December einsammeln heiß Wasser, und lassen es zusammen gähren. Hierzu thun sie Honig den sie gleichfalls in diesen Monaten zwischen den Klippen einsammeln. Nachher trinken sie sich in diesem Getränk voll. So lange es währet, sind sie zu aller Arbeit untüchtig. Kaum, daß sie von dem Rausch, so ihnen solches verursachet hat, zu sich selbst gekommen sind, so fangen sie wieder an, davon zu trinken. Wenn der Vorrath auf ist, so bleiben sie lange krank, und werden nur durch eine gezwungene strenge Lebensart wieder hergestellt.

Auf ein Sterbelied.

Vom Tode schreibt Clitander ein Gedicht,
Und fleht, Gott woll' ihm doch ein baldigs Ende geben! —
Sogleich, Clitander, stirbt sichs nicht;
Und wenigstens mußt du dein Lied noch überleben.

Die

Die Braut.

Ich habe deine Braut gesehn!
"Und was dünkt dich? Ist sie nicht schön?„
O! schön, beredt, geschickt, sanftmüthig, klug, bescheiden!
Die ganze Welt wird dich beneiden!
Nie habe ich, ich muß es frey gestehn,
Etwas Vollkommeners gesehn!
"Ha! sie gefällt dir ohne Zweifel?„
Wie kann es anders seyn?— Beschenkte mich das Glück
Mit dreyen ihrer Art, gleich gäb ich zwo dem Teufel,
Nähm er dafür die dritte auch zurück.

Der Trinker.

Der Trinker **Thrax** lag noch in guter Ruh.
Ein Gläub'ger trat vor das geborgte Bette.
"Herr! rief er ihm aus vollem Halse zu,
"Wenn ich nun nicht ein gut Gemüthe hätte,
"So räumt ich Euer ganzes Haus,
"Indem Ihr schlaft, mich zu bezahlen, aus.
"Doch, das sey fern, ich will es billig machen;
"Ein Jude folgt mir nach, der kaufet Eure Sachen,
"Bezahlt das Geld, und trägt den Plunder fort.—
"**Vortreflich**! fiel ihm Thrax ins Wort,
"**Dis Hemd nur hab ich noch, der Jude kann es kaufen,**
"**Und was er dafür giebt, das wollen wir versaufen.**

Monatschrift
zum
Nutzen und Vergnügen.

Viertes Stück,
im Octobermonat.

Hamburg,
gedruckt und verlegt von Mich. Christ. Bock.
1763.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1823199186/phys_0293
DFG

Inhalt.

Eine Preisfrage Seite 289
Das Vomitiv 312
Kleine Unglücksfälle einiger falschen Aerzte in England 313
Anzeige von denjenigen Schriften des berühmten Herrn Magister Ehrenfried Zuckmantels, welche nach seinem Tode herauskommen werden; von ihm selbst abgefasset 318
Zur Verbesserung der Landwirthschaft 334
Azakia. Eine huronische Erzehlung 356
Die Geschicklichkeit 374
Gespräch zwischen Pericles, einem heutigen Griechen und einem Russen 375

Eine Preisfrage.

Die Klagen, daß das menschliche Geschlecht, sowol überhaupt wegen der Anzahl, als auch insbesondere in Absicht der Leibesbeschaffenheit seiner Glieder schwächer werde, sind allgemein. Die Kinder haben nicht die Stärke, die Gesundheit ihrer Väter, und diese sind den ihrigen in dieser Absicht gleichfalls nicht zu vergleichen. Ein Mensch, zumal von der feinen Welt, der einer vollkommenen Gesundheit genießt, wird bewundert, als etwas Außerordentliches angesehen. Die Gesundheit, die Munterkeit, die Stärke, ein lebhaftes Ansehen sind itzt so selten, als Gicht, Flüsse, Hypochondrie, Vapeurs, Bleichsucht und andere uns ganz zur Gewohnheit gewordene Uebel unsern Vorfahren waren. Man findet viel mehr übel Gebildete, Verwachsene, Schwache, Kleine und Krüppel, als sonst. Wie selten sind nicht die Schönheiten, die wir mit der heftigsten Begierde suchen, um unsere

geschwächten Sinne zu reizen! Die Klagen über die Krankheiten haben die Gespräche von der Witterung aus unsern Gesellschaften fast vertrieben. Unterdessen sind wir doch weit sorgfältiger, die Gesundheit zu erhalten, als unsere Vorfahren. Sie waren in diesem Stück viel nachläßiger, und hatten auch nicht die Mittel so, als wir. Sie kannten kaum die Aerzte, und die Arzeneyen dem Namen nach. Wir sind mit beyden überflüßig versorgt. Unsere, Gott Lob! nicht kleine Anzahl von Universitäten versieht uns hinlänglich mit den ersten, ohne diejenigen zu rechnen, die aus einem besondern Beruf und durch einen gleichsam natürlichen Trieb sich zu Aerzten aufwerfen. Die Schiffahrt und der Handel lassen uns an keinem Arzeneymittel, das nur in einem Theile der Welt zu finden, Mangel leiden. Unsere Aerzte sind so gütig, daß sie uns die besten Regeln mittheilen, wie wir bey einer guten Gesundheit alt werden, die Schönheit unserer Gliedmaßen erhalten, und alle Uebel, denen wir ausgesetzt sind, auf die leichteste Art heben können. Sie bemühen sich, solche so deutlich, so angenehm, so scherzhaft vorzutragen, daß unsere Frauenzimmer sie eben so gern als einen Roman, und unsere Pächter und Laquayen als den Eulenspiegel, die Schildbürger oder den gehörnten Siegfried lesen. Es werden uns täglich neue mitleidige Gemüther be-

bekannt, die sich zum Besten des menschlichen Geschlechts die Köpfe zerbrechen, um sichere Mittel zu erfinden, die wider alle Krankheiten überhaupt, oder doch wenigstens wider diese oder jene insbesondere zuverläßig sind. Wir können für alle Preise unsere Gesundheit erhalten, und ihren Verlust wieder erkaufen. Wir können in diesem Stück weder über Mangel, noch Theurung, so uns sonst drücken, klagen.

Unsere Voreltern haben gewiß keine so vortreffliche Vorschriften zur Erziehung der Kinder gehabt, und würden auch nicht sich bemühet haben, ihnen so sorgfältig zu folgen, als wir. Doch wollen unsere lieben zärtlichen Kinder nicht gedeihen und wachsen.

Die Nachttische unserer Aeltermütter sind gewiß nicht mit so vortrefflichen Waschwassern, Schminke, Zahnpulver, Mundsaft, Lippenpomade, Augenwasser und dergleichen Sachen, die ein Frauenzimmer, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, schön erhalten, oder schön machen, versehen gewesen, als der heutigen Schönen ihre. Die Mahler, die uns solche mit so schöner, so reizender und lebhafter Gesichtsfarbe, mit elfenbein-weißen Zähnen, mit hellen und lebhaften Augen abgemahlt hinterlassen haben, müssen daher gewiß Betrüger und die größten Schmeichler gewesen seyn. Sie müssen sich mit den Poeten der damaligen Zeiten, so einfältig diese auch schilderten, verstanden haben,

uns hierinn gemeinschaftlich zu hintergehen. Unsere itzigen Schönen können öfters mit aller Bemühung und Kunst die Schuppen, die Finnen, die Sommerflecke, die schwarzen Flecken im Gesicht nicht tilgen, und sehen sich daher genöthiget, ihm einen neuen Anstrich zu geben.

Wie weit sind wir nicht gegen die vorigen Zeiten in der Kochkunst gekommen? Sonst aß man nichts, als schwere, harte, unverdauliche Speisen, die noch dazu ganz einfältig zubereitet waren. Wir hingegen essen keine andere als zärtliche, leichte, nahrhafte Kost, und sorgen dafür, daß bey ihrer Zubereitung die besten Arzeneyen, die herrlichsten Gewürze, zu Stärkung des Magens, zu Beförderung der Verdauung und Vorbeugung aller schädlichen Folgen, damit verbunden werden.

Alles Bestreben, alle Vorsicht, unsern Leib gesund und stark zu erhalten, will nichts helfen. Wir sehen augenscheinlich, daß das menschliche Geschlecht von einer Erzeugung zur andern immer schwächer wird. Ganze Familien, deren Vorfahren die gesundesten Leute waren, gehen aus; kaum daß sie von einem Kinde zum andern noch fortkriechen, ohne gänzlich auszulöschen. Man kann von ihren Gliedern kaum sagen, daß sie leben, sondern sie schmachten, und sind in einem beständigen Widerstreben, den Krankheiten und den Tod zu entfliehen, begriffen. Ihr Leben hängt öfters von einem kalten

Nord-

Nordwind, von zwey bis drey Bissen Schinken, von einer halben Flasche Wein, von einem Schrecken, der von dem plötzlichen Zuwerfen einer Thüre erregt worden ist, und dergleichen, in Absicht ihrer Gesundheit wichtigen Vorfällen, ab. Ich selbst habe das Unglück, aus einer solchen Familie entsprossen zu seyn, eine Sache, die mir viele traurige Stunden verursacht. Ich bemühe mich, öfters durch Nachdenken die Ursache dieses Uebels zu ergründen; allein, mein Kopf ist zu schwach dazu. Eine Viertelstunde Nachdenken macht mich verwirrt, oder ohnmächtig. Außerdem hat mir mein Arzt verboten, meine Gedanken mit einer Sache anhaltend zu beschäftigen, weil solches Gelegenheit zur Verrückung des Verstandes gäbe. Das Nachdenken, sagt er, ist ihnen des Morgens schädlich, weil es die Ausdünstung verhindert; Vormittag verdirbt es den Appetit; nach dem Essen hindert es die Verdauung, und des Abends giebt es Gelegenheit zu schlaflosen Nächten. Es bleibt mir also keine Zeit über, weiter nachzugrübeln, weil die Zwischenzeiten, in welchen die Beschäftigungen mir erlaubet sind, mit Arzeney nehmen, Ankleiden, Holzsägen, Reibung der Glieder, Verbinden der Fontanelle und andern zu Erhaltung meines Lebens nothwendigen Verrichtungen ausgefüllt sind. Mein Arzt könnte mir in der Sache, wie ich zuversichtlich glaube, ein Licht geben. Er muß alle

mögliche Materien durchgedacht haben, weil er äußerst tiefsinnig ist. Noch vor kurzem gab er mir eine Probe seiner großen Zerstreuung. Er besah mein leeres Uringlas, schüttelte mit dem Kopf und sagte: Sehr blaß — schlechte Zeichen, — üble Verdauung, Spasmi abdominis, — Adfectio spasmodico-hysterico-hypochondriaco-nephritica! — Hierauf setzte er das Glas weg, verschrieb mir drey Recepte, und nahm seinen Abschied. So bald ich ihn jedoch zu Befriedigung meiner Neubegierde frage, so bricht er ab, wenn er auch mitten im Erzehlen seiner Wundercuren begriffen seyn sollte, schützt seine überhäuften Geschäfte vor, wünscht gute Besserung, und fragt: Haben sie noch Vorrath von meinem Lebensöl, Verdauungspulver, Magenelixir? Ich werde ihnen diesen Nachmittag davon schicken.

Beträfe es eine andere Sache, als meine Gesundheit, so könnte ich mich leicht beruhigen. Allein, so ist es nicht möglich, da alle meine Begierden bloß dahin gehen, gesund zu leben. Ich besitze einen großen Schatz von Bibeln, Gesangbüchern, Calendern, und Gebetbüchern, die ich von meinen Vorfahren geerbet habe. In diesen haben sie auf den leeren Blättern die Merkwürdigkeiten ihres Lebens aufgezeichnet. Weil ich mir Hoffnung machte, etwas darinn zu finden, woraus ich den Verfall meiner Familie herleiten könnte, so habe

ich

ich sie öfters durchgelesen. Von ohngefehr fand meine Frau neulich ein Manuscript in einem Kasten mit leinen Zeug, das sie alle Jahr nur einmal besieht, weil es zum Gebrauch zu gut ist, und einen Theil von meiner Aeltermutter ihrem Brautschatz ausgemacht hat. Dies Manuscript war ein Tagebuch, das dieses gute Mütterchen von ihres Mannes, Kindes und ihrer eigenen Gesundheit gehalten hatte. Aus dieser und den übrigen Nachrichten habe ich Folgendes gezogen:

Meine Vorfahren waren alle gesunde starke Leute, die als Forstbediente oder Pächter auf dem Lande lebten. Mein Aeltervater hatte das Glück, eine reiche Kaufmanns-Tochter, die sehr zärtlich erzogen war, aus der Stadt zu heyrathen. Sie bemerkte gleich nach der Hochzeit seine unordentliche und sorglose Lebensart. Er hatte keine Hausapotheke, nicht einmal niederschlagend Pulver, und aß und trank, was ihm schmeckte. Doch wohnte kein Arzt näher, als 2 Meilen von seinem Hause. Seine junge Frau sahe es als ein groß Wunder an, daß ihn bisher kein Unglück zugestoßen, daß er noch lebte, und, was noch mehr ist, gesund war. Ihr Arzt gab ihr darinn Beyfall, und versicherte, daß ihm solches unbegreiflich sey. Sie vereinigten sich beyde, in Zukunft wenigstens mit mehrerer Sorgfalt für seine Gesundheit zu sorgen, als er bisher selbst gethan hatte. Ich

will den Anfang von dem Tagebuche, worinn meine Aeltermutter aufgezeichnet hat, auf welche Art sie es angefangen haben, hiehersetzen:

Den 6ten April 1640 hat der Herr D. Recipiend meinem liebem Mann ein gelindes purgations tränckgen gegeben, um die scobtischen Unreinigkeiten, die er vom Peckelfleisch, Sauerkohl, Käseessen gesammlet hat, zu remorfiren. Den Abend vorher hat er ein dibestib Pulver genommen. —

Den 7ten. Dies hat gestern bis heute auf den Abend unter vielen terminibus herrliche Wirkung gethan. —

Den 8ten. Ist sehr matt, hat keinen Aptit, und klagt über Leibschmerzen. Der Doctor sagt, daß noch nicht alles weg sey, sondern noch mehr impruritæten zurück wären. Er soll nichts, als kräftige Suppen essen, Kräuterthee trinken, Magentropfen und dibestib Pulver nehmen. —

Den 9ten. Hat diesen Morgen vortrefflich transirirt, befindet sich sehr wohl, das Essen hat ihm gut geschmeckt, aber nachher bekam er Magendrücken, ob er gleich nur Kirschsuppe und Kücken gegessen hat. Ich habe ihn mit Wermuthöl abgestrichen, und von meiner Wind-Essenz gegeben. — Hat geholfen, und der Herr Doctor hat gesagt, es wäre gut gewesen. Mein lieber Mann ist verdrießlich, und will nichts mehr einnehmen,

nehmen, weil er glaubet, daß ihm die Medezin nicht gut sey —

In diesem Ton fähret das Tagebuch fort. Die Klage über meines Aeltervaters Widerspenstigkeit, Diät zu halten, und Arzeney zu nehmen, werden immer häufiger. Seine sorgfältige Frau fähret unverdrossen fort, seine Unpäßlichkeiten aufzuzeichnen, und die von ihrem Arzt dawider verordnete Arzeneyen anzumerken, wenn er sie gleich nicht gebraucht hat. Wenigstens sagt sie, will sie ihr Gewissen frey haben. Nachher ward ihre Aufmerksamkeit durch ihre Schwangerschaft unterbrochen. Im Anfange derselben blieb sie beständig in der Stube, und verließ nur selten das Bette, um alles Unglück, einen falschen Tritt oder Schrecken zu vermeiden. Ihr Arzt versorgte sie ohne Unterlaß mit Biebergeilessenz, Hirschhornspiritus, Krausmünzwasser, Kinderbalsam und dergleichen, weil sie beständig mit Uebligkeit, Ekel, Erbrechen, verkehrtem Appetit beschwert war. Sie genoß nichts wie dünne Suppen und lebte, wie sie sich ausdrückt, bloß von Arzeneyen. Diesen schrieb sie auch die Erhaltung ihrer Frucht und ihre obwol schwere, doch endlich glückliche Niederkunft zu. Das neugebohrne Kind ward mit der größten Sorgfalt eingewickelt, in die Wiege gelegt, die man mit einem grünen Vorhang behing; und über das Gesicht des Kindes legte man noch dazu ein Küssen,

damit es vor der Luft bewahrt seyn mögte. Dem ohngeacht, hatte das liebe Kind beständig den Schnupfen, schrie gewaltig und war allerwärts wund. Die Wochenstube war genau verwahrt um so mehr, da die Wöchnerinn das Frieſel bekam, welches der Hr. Doctor doch in Zeit von sechs Wochen und für 60 Thlr. Arzeney glücklich curirte. Das Kind mußte nicht weniger einnehmen. Krebsaugen, Güldenherzpulver, Windpulver, Rhabarber, Mannasaft u. dergl. wechselten, nach der Verordnung des Arzts, dem Gutbefinden der Mutter und den Rathschlägen der Nachbarinnen und guten Freundinnen, unter einander ab. Es bekam auch einen Ausschlag. Alle Vorsicht beym Einwickeln hatte nicht verhindern können, daß das Kind zum Leidwesen seiner Mutter nicht schiefe Beine und eine Schulter höher als die andere bekam. Sie hoffte, beyden damit abzuhelfen, daß sie es sehr spät auftreten und ihm eine steife Schnürbrust machen ließ. Es lernte kaum im 6ten Jahre allein gehen und war Tag und Nacht geschnürt. Dies zarte Kind gebrauchte jährlich für mehr als 30 Thlr. Arzeney. Seine Mutter sagte, man müßte es mehr mit Arzeneyen, als mit Essen und Trinken unterhalten. Ihr Arzt gab ihr darinn vollkommen Recht. Es bekam nichts als die leichtesten Speisen, doch war es beständig mit verdorbenem Magen, Würmern, Durchlauf, Fieber und dergleichen

Krank-

Krankheiten, die der Arzt und die Mutter in beständiger Beschäftigung erhielten, geplagt. Sie waren beyde überzeugt, daß es nicht ein halb Jahr gelebt haben würde, wenn es nicht durch ihre unausgesetzte Bemühung erhalten worden wäre. Seine Mutter hielt es für ein besonderes Kreuz, das ihr zugeschickt worden, weil sie ausserdem in glücklichen Umständen war. Der Vater schrieb die kränklichen Umstände seines Sohnes der sonderbaren Erziehung und Menge der Arzeneyen zu; allein, er ward nicht gehört, für unwissend, einfältig gehalten und sein eigenes Beyspiel, daß er nicht so erzogen worden und doch gesund und stark sey, verworfen. Diese Sache gab öfters Gelegenheit zum Streit, zwischen beyden Eheleuten. Der Mann mußte aber schweigen, wenn er seine Frau nicht ärgern, und ihr die Schwindsucht zuziehen wollte, womit der Hr. Doctor ihr schon lange gedrohet hatte.

Das liebe, zarte Kind hatte gleichfalls keinen geringen Theil von der Mutter ihrer ärgerlichen Gemüthsbeschaffenheit geerbt. Man mußte ihm in allen seinen Willen lassen, wenn man ihm nicht Gallenfieber, den Anfall und andere schwere Krankheiten zuziehen wollte. Um einem grösserem Uebel vorzubeugen, gab man ihm alles zu essen, wenn es ihm auch noch so schädlich seyn sollte. Die Mutter unterstand sich nicht, ihrem lieben Fritzgen zu drohen, noch viel weniger

ger ihn zu schlagen. Er hätte für Aergerniß des Todes seyn können. Schlug sie ihn ja einmal etwas ab, so gab sie ihm aus Vorsicht gleich ein roth Pulver ein, und suchte ihn durch Geschenke wieder gut zu machen. Lernen durfte er nichts, es würde ihm den Kopf zu stark angegriffen haben, und das Sitzen war ihm auch schädlich. Bey allem war es noch ein großes Glück, daß er gern einnahm. Er ging nie zu Bette und konnte auch nicht eher einschlafen, als bis er ein Pulver bekommen hatte.

Ob er gleich, nach der Meynung der Mutter und Vorschrift des Arztes, die nahrhaftesten und gesundesten Speisen bekam, so wollte er doch nicht zunehmen. Seine gewöhnliche Kost waren Wein- Kirsch- Fleisch- Prunellen- Habergrützsuppen, Eyer, Fische, Kuchen und dergleichen. Milch bekam er nicht, weil diese nach dem Ausspruche des Hrn. Doctors und aller Wartweiber Schleim machte. Die größte Sorgfalt konnte nie einen schlechtern Erfolg haben, als hier. Die Mutter fiel auch endlich darauf, daß es nicht mit natürlichen Dingen zugehe, sondern dem Knaben von bösen Leuten etwas angethan seyn müßte. Einige ihrer guten Freundinnen bestärkten sie darinn und riethen ihr zu einer klugen Frau Zuflucht zu nehmen. Sie folgte diesem Rathe, jedoch heimlich, weil der Doctor solches widerrieth, und

mehr

mehr Vertrauen auf seine Arzeneyen setzte. Dies war nicht das erstemal, daß der ehrliche Mann hintergangen ward. Manche Arzeney ward auf den Rath einer Nachbarinn ohne sein Wissen gebraucht, und der Urin des Knabens oft nach der Stadt geschickt. Man konnte bey allen Vorfällen nicht gleich nach dem Doctor schicken. Clystiere, Abstreichen, Magentropfen, niederschlagende Pulver waren Mittel, von deren Nutzen man schon so gewiß war, daß sie täglich gebraucht wurden, nachdem die Umstände es erforderten, ohne sich vorher deswegen Raths zu erholen. Alle Monate bekam der Knabe, unausgesetzt eine Purganz für die Würmer, und doch war er beständig damit geplagt.

Nichts machte seiner Mutter mehr Verdruß, als daß ihres Mannes Bruders Sohn, der in ihrer Nachbarschaft wohnte, beständig gesund war. Er aß und trank was er wollte; Arzeney nahm er nie, und lief bey dem schlechtesten Wetter, öfters mit blossem Kopfe im Felde herum. In Absicht der Stärke war er Fritzgen weit überlegen. Wenn es zur Schlägerey unter ihnen beyden kam, so blieb diesen weiter nichts übrig, als seiner Mutter die Menge von Schlägen, die er davon getragen, mit großem Geschrey zu klagen. Die gute Frau konnte nicht begreifen, wie dieser Bauerjunge, (denn so nannte sie ihn) so stark, so gesund und lebhaft seyn konnte, da er doch der Fürsorge eines Arzts und einer

so

so vorsichtigen Mutter, als sie gegen ihren Sohn war, entbehren mußte. Beynahe hätte sie ihrem Mann Beyfall gegeben, der diesen jungen Menschen öfters zum Beyspiel anführte, um ihr zu zeigen, daß es bey Erziehung eines Kindes besser sey, der Natur ihre Freyheit zu lassen, als sie durch vieles Künsteln verbessern zu wollen. Der Arzt konnte ihr dieses aber gar leicht aus dem Sinne reden, wenn er ihr versicherte, daß an den kränklichen Umständen ihres Sohnes nichts Schuld sey, als die zärtliche Leibesbeschaffenheit, die er von ihr geerbt habe. Dies schmeichelte ihrer Eitelkeit viel zu sehr, als daß sie solche nicht für wahr hätte annehmen sollen; denn dazumal war es einerley, einem Frauenzimmer zu sagen, daß sie zärtlich und kränklich, oder daß sie liebenswürdig und reizend sey. Es war zu gemein, stark und gesund zu seyn.

Dieser so vorsichtig erzogene Knabe ward in der Folge mein Großvater. Er war so häßlich, ungestalt und kränklich, als sein Vater wohl aussahe, gut gewachsen und gesund war. In dem Bau seines Körpers schien die Anlage zu einem wohlgemachten, starken Menschen verborgen zu liegen. Es schien, als wenn er wegen Mangel der Nahrung nicht zur Vollkommenheit hätte gebracht werden können. Er hatte, wenn ich mich dieses Beyspiels bedienen darf, ein so unangenehm-wiedriges Ansehen, als ein schöner

Hund,

Hund, dem man Brandwein und wenig zu fressen gegeben hat, damit er klein bleiben mögte; einen so großen Kopf der wegen seiner Schwere den schwachen Hals bog; einen kurzen zusammen gepreßten Leib, die rechte Schulter höher als die linke, lange Arme und magre Beine, die nicht wenig gekrümmt waren. Sein ganzes Leben brachte er mit Arzeney-Einnehmen, Brunnenkuren und krank seyn, zu. Sein Arzt und Arzeney, kosteten ihm mehr, als Essen und Trinken. Er ließ seinen Sohn, meinen Vater, auf eine der seinen ähnliche Art erziehen, und ich bin meinem Vater gleichen Dank schuldig. Weder mein Großvater noch Vater haben jemals ausgeschweift. Wenn sie auch Lust dazu gehabt, so hätte ihnen doch das Vermögen gefehlt. Ich selbst weiß von keinem Triebe zu Ausschweifungen. Mir werden die Regeln der Sittenlehre in Absicht der Wollüste so leicht in Ausübung zu bringen, daß ich mich nicht genug darüber wundern kann, warum unsere Sittenlehrer sich so viel Mühe geben müssen, solche andern beyzubringen. Ich bin schon auf den Einfall gekommen, ob es nicht leichter seyn würde, die Menschen tugendhaft zu machen, wenn man ihnen öfters zu purgiren und schwitzen eingäbe, und ihnen nur gesunde Speisen zu essen erlaubte; als wenn man sie noch so viel vermahnt, ihnen die Laster abscheulich oder lächerlich vorstellt und sie mit Strafen bedroht.

bedroht. Alle meine Ausschweifungen und Vergehungen bestehen darinn, daß ich mir zuweilen den Magen verderbe, oder anstatt zwey Gläser Wein, die mir mein Doctor erlaubt hat, dreye trinke.

Den Ausschweifungen kann ich daher den Verfall und der Ausartung meiner Familie nicht zuschreiben. Ich weiß also nicht, was ich zu der Meynung eines Arzts sagen soll, die ich mich erinnere neulich gelesen zu haben: Daß die Wollüste, die ausschweifende Lebensart und die allgemeine schlechte Beobachtung der Diät, die Ursachen der allgemeinen Abnahme und Schwächung des menschlichen Geschlechts seyn sollten. Unsere Vorfahren haben gewiß nicht sparsamer und mäßiger gelebt, als wir. In einem Calender, darinn mein Aeltervater seine Schmäuse und wie viel er bey jeden genossen angemerkt hat, finde ich in dieser Absicht Nachrichten, die mich beym Lesen in Erstaunen gesetzt haben. Es würde schwer seyn, anjetzo jemanden zu finden, der seinem Beyspiele darinn folgen könnte. Ich würde sie für falsch und übertrieben halten, wenn ich nur etwas Wahrscheinliches entdecken könnte, daß meinen Aeltervater bewegen können, Unwahrheiten aufzuzeichnen. Zur Probe will ich eine solche Nachricht hier anführen:

"Den 6ten Febr. Gestern bey Gevatter Schröder herrlich geschmausst. Der Wein muß gut gewe-

gewesen seyn, weil die acht Bouteillen, die ich getrunken, mir nichts geschadet haben. Die zwölfte Kanne Bier hätte ich aus dem Leibe lassen sollen. Das Glas Kirschbrandwein that mir doch gut darauf; sonst würde ich schlecht geschlafen haben. Ich wollte, daß meine Frau mir öfters für ihr Hüner- und Kalbfleisch, Pökelfleisch und Schinken gäbe, wie wir gestern hatten. Der Rinderbraten war vortrefflich.— Ich hoffe, heute mit gutem Appetit zu speisen.— Ich habe nicht wenig Hunger.„

Wen könnte man jetzt wol auf eine solche Mahlzeit zu Gaste bitten? Ein Gericht davon ist hinlänglich, einen Menschen von feiner Erziehung auf acht Tage krank zu machen. Ein Dutzend Gläser Verdauungspulver und Magentropfen würden kaum im Stande seyn, seinen Magen wieder zu curiren.

Man wird sich vielleicht wundern, daß meine Vorfahren, so sorgfältig gewesen sind, die Merkwürdigkeiten ihres Lebens, besonders diejenigen, die ihre Gesundheit betroffen haben, aufzuzeichnen. Ich muß aber sagen, daß die Lust zum Schreiben in meiner Familie erblich ist. Ich habe von meinem Vater gelernt, alles aufzuschreiben, was mir nur im geringsten merkwürdig scheinet. Mein Arzt bekömmt alle Tage eine schriftliche Nachricht, wie ich mich von einer halben Stunde zur andern befunden, wenn eher ich gehustet, genießt, zu Stuhle gegangen,

ausgespuckt, und was ich sonst für Veränderungen an meinem Körper wahrgenommen habe. Dergleichen Tagebücher von den Gesundheitsumständen einer Person sind ohne Zweifel von großem Nutzen, und mein Arzt hat mir schon lange angelegen, ihm zu erlauben, die von meinen Vorfahren und meine eigne durch den Druck bekannt zu machen. Wenigstens werden sie, in Absicht der Gesundheitsregeln, eben so viel Nutzen stiften, als die Tagebücher tugendhafter Personen, die alle kleine Vorfälle ihres Lebens, wenn sie roth geworden, gelacht, geweinet, empfindlich, zärtlich gewesen sind, erzehlen, in Absicht der Sittenlehre. Wer wollte der Pamela, der Clarissa, dem Grandison, der Sidney Bidulph ihre Verdienste absprechen? Ich hoffe meine Tagebücher werden eben so viel Gesunde, als diese Bücher Tugendhafte machen.

Um wieder zur Sache selbst zu kommen, so sind meine Schwestern eben so unglücklich, als ich. Diese guten Mädchen bekümmern sich zwar weniger um die Gesundheit. Ihre einzige Bemühung gehet dahin, schön zu seyn. Doch sind sie eben so unglücklich, ihren Endzweck zu erreichen, als ich. Um eine schöne Taille zu erhalten, haben sie die Marter, Tag und Nacht geschnürt zu seyn, geduldig ertragen, und sie können ihrer Mutter in der Erde nicht genug verdanken, daß sie in diesem Stück keine

Nachsicht

Nachsicht gegen sie gebraucht hat, da sie aus Unverstand, weil sie die Wichtigkeit der Sache nicht einsahen, vielleicht darüber murrten. Jetzt sind sie ihrer Schnürbrust so gewohnt, daß sie ohne solche, gleich wie ein Klumpen, zusammen fallen, und sich nicht aufgericht halten können. Ihren zukünftigen Männern kann dies vielleicht verdrießlich seyn, aber sie bekommen auch Weiber, die eine schöne und schlanke Taille haben. Ich erinnere mich, wie mir am Hochzeitabend mißfiel, meine Frau geharnischt zu Bette gehn zu sehen; allein ich tröstete mich damit, daß ich eine Frau nach der feinen Welt bekam, die vornehm und zärtlich, nicht wie ein gemeines Mädchen, erzogen war. Der Schneider oder das Mädchen, die meine älteste Schwester geschnürt hat, müssen es versehen haben, daß ihre Schultern so sehr in die Höhe stehen, ihr Hals zu kurz geworden ist, und sie das Ansehen hat, als wenn sie sich über alle Leute aufhielt, da sie doch gewiß das gutherzigste Mädchen ist. Ihre Brust ist erhaben genug; doch hat es wegen der Schönheit der Taille nicht anders seyn können, als daß der Brustknochen etwas herausgetrieben und zugespitzt ist. Mit der Zeit, wenn sie mehr zunähme, so könnte ihre Brust wohl schön werden, wenn die Ungleichheiten, so die Knochen verursachen, mehr bedeckt würden. Fürs erste ist aber wenig Anschein dazu. Ihr Magen ist zu schlecht, sie kann

nicht verdauen, und darf auch, um die Taille nicht zu verderben, nur wenig essen. Meine jüngste Schwester hat ihre Plage mit dem Unterleib, den sie alle Mühe hat, nach unten zu mit den Blankscheid zu drücken, um seine Größe zu verbergen. Sie hat guten Appetit zum essen und kann sich nicht genug mäßigen. Vielleicht ist sie auch in ihrer Kindheit nicht vest genug geschnürt worden. Diese beyden guten Mädchen haben, wie alles übrige Frauenzimmer der feinen Welt, öfters ihre große Noth in Gesellschaften. Sie sind entsetzlich mit Vapeurs geplagt.

Aller Fleiß, den sie auf die Verschönerung ihres Gesichts gewendet haben, ist bisher umsonst gewesen. Eine einzige Spatzierfahrt in freyer Luft verdirbt eine halbjährige Bemühung, die sie, ihre Haut weiß, fein und zart zu erhalten, angewandt haben. Zum Glück besitzen sie ein vortrefflich Waschwasser, das sie von ihrer Mutter unter dem eydlichen Versprechen, seine Zusammensetzung niemand bekannt zu machen, geerbt haben. Ihre Gesichtsfarbe ist blaß, aufgedunstet, ihre Augen sind trübe, matt, und weil sie öfters mit Schnupfen und Kopfweh beschwert werden, roth und wäßricht. Mit der vortrefflichsten Lippenpomade, Mundsaft, Zahnpulver und Zahntinktur können sie weder ihren Lippen die angenehme Röthe, noch ihren Zähnen das blendende Weisse geben, daß

ein

ein Bauermädchen ohne ihr Bemühen so reizend macht. Wenn sie nur ein wenig zu fette Speisen essen, oder bey Sonnenschein ohne Schirm im Garten spatzieren gehen, so wird ihr Gesicht gewiß mit Finnen oder Sommersprossen bedeckt. Ich habe in der That recht viel Mitleiden mit den guten Kindern, daß alle ihr Bestreben so fruchtlos ist. Ihr Trost ist noch daß sie es durch die Kunst so weit gebracht haben, bey Licht des Abends erträglich schön zu scheinen, wenn sie drey Stunden beym Nachttisch zugebracht haben. Dies ist auch genug, weil der feinste Theil der Menschen einander nur bey Licht in der Comödie, oder in den Gesellschaften siehet. Des Morgens mag ja ein Frauenzimmer aussehen, wie sie will. Wer bekömmt sie alsdenn zu sehen, als etwa ihr Mann? der muß wohl zufrieden seyn, wenn er nur eine gute Aussteuer mit bekommen hat.

Wir grübeln öfters gemeinschaftlich unserm widrigen Schicksal nach. Neulich wollte einer von unsern Freunden uns überreden, daß wir selbst daran Schuld wären. Er sagte: Ich würde nicht eher aufhören krank zu seyn, als bis ich aufhörte, als ein Kranker zu leben. Die strenge Diät, das Einnehmen der Arzeneyen, die beständige Furcht vor Krankheiten, die genaue Beobachtung aller kleinen Empfindungen meines Körpers, die Angst, die jeder unerhebliche Zufall, den mein Arzt nie zu ver

grössern unterließ, mir auspreßte, unterhielten mich in dem schmachtenden Zustand, zu welchen meine zärtliche und weichliche Erziehung den Grund gelegt hätte. Man müsse seinen Körper suchen stark zu machen und zu verhärten, damit er dem schädlichen Einfluß der Luft, des Essens und Trinkens und selbst den nachtheiligen Folgen der Leidenschaften und Ausschweifungen widerstehen könne. Es sey so schwer, nicht gesund zu leben, wenn man nur der Natur und den Trieben, die sie uns, sowol als den Thieren, zu unsrer Erhaltung eingepflanzet habe, mehr folgte, als den gekünstelten Gesundheitsregeln der Aerzte, die sie in ihren Stuben ausheckten und welche leichter zu geben, als auszuführen wären. Meinen Schwestern gab er den Rath, sie sollten nur suchen gesund zu leben, so würden sie auch ohne alle Kunst schön werden, wenn die Gestalt und der Bau ihres Körpers nur sonst nicht fehlerhaft wäre.

Unser Arzt, dem wir dies erzehlten, schalt diesen Mann für einen Freygeist und versicherte uns, daß dergleichen Leute, die so in den Tag hinein lebten und keine Arzeney gebrauchten, gemeiniglich eines plötzlichen Todtes stürben. Wenn sie einmal krank würden, so wäre kein Mittel, sie zu retten. Er bat uns bloß aus alter guter Freundschaft, seinem bösen Rathe nicht zu folgen. Unterdessen wünschten wir doch, aus unserer Ungewißheit gerissen zu werden. Deswegen haben

wir

wir uns entschlossen, eine Belohnung für denjenigen auszusetzen, der die folgenden Fragen am besten beantworten wird. Der Preis bestehet in einer vollkommen eingerichteten Hausapotheke, worinn nicht allein alle Arzeneyen des hallischen Wayfenhauses, sondern auch Schweers Tropfen, Enders Cordialelirir, eines berühmten Arzts Lebensöl, Pulver vor alle nachtheilige Folgen der üblen Verdauung, der Leidenschaften, und wenn man sich betrunken hat; Magentropfen für kalte und hitzige Magen, les Sachets d' Arnoud, eine Salbe, die Brüche sympathetisch zu curiren und dergleichen vortreffliche und berühmte Mittel enthalten sind. Jedem ist der Gebrauchzettel beygefügt. Meine Schwestern wollen noch ein Glas von ihrem Waschwasser hinzuthun. Die Fragen sind folgende:

1) Warum sind die Menschen anjetzo schwächer als sonst, warum nimmt das menschliche Geschlecht überhaupt ab? Und was ist insbesondere die Ursache, warum unsre Familie ausgeartet ist?

2) Warum sind anjetzo mehr Kranke, und werden weniger curirt, da doch ein Ueberfluß an Aerzten und Arzeneyen ist, wir auch die besten Gesundheitsregeln haben?

3) Warum giebt es in Europa mehr schiefe, verwachsene Leute, da doch die Kin-

der gewickelt, geschnürt und überhaupt mit mehrerer Sorgfalt erzogen werden, als bey wilden und andern Nationen, wo man weniger Sorgfalt anwendet, gerade zu werden, und nach den Beobachtungen aller Reisenden doch weniger Krüppel und übelgewachsene Personen anzutreffen sind?

4) Warum versagt die Kunst meinen Schwestern alle die angenehmen Reizungen, die öfters die Natur den Landmädchens umsonst und ohne ihr Suchen giebt?

(Diejenigen, welche sich um den Preis bewerben wollen, können ihre Aufsätze nur an den Verleger dieser Schrift senden, welcher sie demjenigen, der diese Aufgaben einrücken lassen, treulich zustellen wird.)

* * * * * * * * * * * *

Das Vomitiv.

Den kranken Lisidas besuchet Polidor.
O! (spricht er,) nur getrost! — und liest ihm Verse vor.
Kaum hört ihn Lisidas die ersten Worte sprechen,
So folgt im Augenblick ein glückliches Erbrechen.
Sein Magen wird befreyt; er fühlet keine Pein.
Ein schlechter Dichter muß ein guter Doctor seyn!

Kleine

Kleine Unglücksfälle einiger falschen Aerzte in England.

Unter der Regierung Edward des 6ten ward ein Hünerhändler, Namens Grig, zu Creydon und in der Burg zu Suthwark den Jahrmarkt über an den Pranger gestellt, weil er viele betrogen hatte, denen er versprach, sie durch Zauberey zu heilen, wenn er nur ihren Urin besähe. Unter Jacob dem Ersten befahl der Geheimerath dem Magistrat zu London, daß er alle bekannte empirische Aerzte vor dem Collegio medico zur Beurtheilung und Examinirung sollte erscheinen lassen. Der Doctor Lomb, ein berühmter Practicus, ward genöthiget, zu gestehen, daß er nichts von der Arzeneykunst verstehe. Read und Woodhusen, seine Collegen, thaten das nämliche Geständniß. Man findet in Stowes Chronik, daß ein Marktschreyer verkehrt auf ein Pferd gesetzt worden ist, mit dem Schwanz in der Hand und Uringläser um den Hals gehangen. In diesem Aufzuge ward er von dem Scharfrichter durch die Stadt geführet, gepeitscht, gebrandmarkt, und verwiesen. Jarifax ward unter der Regierung König Wilhelms ins Gefängniß gesetzt, und zu einer großen Geldstrafe verurtheilt, weil er

so viel Schaden mit seinem himmlischen Wasser angerichtet hatte, und einem andern, der ein Aurum potabile verkaufte, wiederfuhr ein gleiches Schicksal. Arthur Dee, ein anderer Charlatan, welcher mit seinen Arzeneymitteln alle Krankheiten zu heilen versprach, ward auf dieselbe Art gestraft, welches auch einen, Namens Forster, betraf, der ein Pulver wider die Bleichsucht verkaufte. Keiner verdiente aber solches mit grösserm Recht, als einer, der sich Tenant nannte, und die Dreistigkeit hatte, Pillen, das Stück zu 30 Thlr. nach unserm Gelde zu verkaufen. Aires ward gestraft, weil er einen purgirenden Bleyzucker verkauft hatte. Hunt und Philips, ein Wasserbrenner, bekamen eine öffentliche Strafe, weil der erste Pillen, und der andere ein starkes Wasser, nebst einer Vorschrift zu dessen Gebrauch, ausgegeben hatten.

Die Mittel solcher Charlatans sind öfters der Gesundheit weniger nachtheilig, als dem Beutel; sie sind zu unschuldig und unwirksam, als daß sie Vortheil oder Schaden stiften könnten. Jedoch können sie Schaden thun, wenn sie von Unwissenden ausgegeben werden. Man findet in den engländischen Jahrbüchern, daß Personen, die dergleichen Mittel verkauft haben, hart bestraft worden sind. Unter andern ward einer, Namens Johann Not, zur beständigen Gefangenschaft und großer Geldstrafe verdammt,

dammt, weil er überführet ward, verschiedene Leute mit seinen Arzeneyen getödtet zu haben. Thomasine Scarlet und zwey andere Weiber litten eine gleiche Strafe, weil sie Arzeneymittel, von Queckſilber bereitet, ausgegeben hatten.

In Deutschland, wenigstens in unsern Gegenden, findet man keine Beyspiele einer solchen Strenge gegen dergleichen Leute. Es ist schwer, zu errathen, und wenn man es auch wüßte, so würde doch gefährlich seyn, gerade heraus zu sagen, warum diejenigen, die im Stande sind, diesem Uebel abzuhelfen, so gleichgültig in dieser Sache sind. Es würde unserm Verstande und unsern Einsichten wenig Ehre machen, wenn der vernünftige Theil unter uns glauben wollte, daß die in öffentlichen Blättern angepriesenen Arzeneyen wirklich denjenigen Nutzen, den der Verkäufer davon verspricht, auf die Gesundheit haben könnten. Es ist eine Art Steuer, die dem Publico von den Aerzten aufgelegt wird. Ein jeder von ihnen errichtet sich ein kleines Reich. Wer gute Commißionärs hat und Geschicklichkeit genug besitzt, sich bekannt zu machen, und seine Arzeneyen auf eine gute Art anzupreisen, der findet Thoren genug, welche ihn für seine Pillen, Tropfen, Pulver, die ihm wenig oder nichts kosten, so viel als er verlangt, opfern. Die feinere Charlatanerie der Aerzte, welche auf alle Marktschreyerey schimpfen, sich über alle Universalmittel lustig machen, und doch selbst

der-

gleichen verkaufen, könnte noch übersehen werden. Wenigstens kann man ihnen zutrauen, daß sie solche Mittel dazu erwählen, die, wenn sie nichts helfen, doch auch keinen Schaden thun. Allein den Pöbel der Charlatans, die Quacksalber, welche vornehmlich den gemeinen Mann betrügen, aus dem Urin wahrsagen und Gift, anstatt Arzeneyen, verkaufen, diese sollte man suchen zum Besten des menschlichen Geschlechts auszurotten. Ein solcher Kerl verdient gewiß mit mehrerm Recht an den Pranger gestellt, ausgepeitscht, und ins Zuchthaus gesetzt zu werden, als einer, der aus Mangel und Noth gestohlen hat, dieser hat wenigstens niemand getödtet, oder ungesund gemacht, da jener die Einfältigen ihres Geldes und ihrer Gesundheit zugleich beraubt. Es gehöret dies mit unter diejenigen Sachen, welche uns demüthigen, und an unsere nicht gar lange abgelegte Barbarey und Unwissenheit erinnert. Zum Glück ist die deutsche Sprache den Ausländern wenig bekannt, sonst würden sie einen sonderbaren Begriff von uns bekommen, wenn sie in den deutschen Zeitungen läsen, daß unsere Aerzte Brüche durch Salben heilen wollen, Goldtinkturen, Lebensoele, Nervenspiritus, nebst einer unzähligen Anzahl Pulver und Tropfen, die wider alle mögliche Krankheiten helfen sollen, verkaufen. Sie müssen uns Deutsche für sehr einfältig halten, weil unsere Aerzte die Dreistigkeit haben, uns zu

sagen,

sagen, daß es Geschicklichkeit, Aufmerksamkeit und Erfahrung erfordere, und ihnen unendlich viel Mühe koste, die Wahl zu treffen, ob sie Eyerschalen, Perlmutter, Krebsaugen, Austerschalen oder Muscheln zu ihren Pulvern nehmen sollten, und daß sie erst durch eine vieljährige Praxin und die genaueste Beobachtung hinter das Geheimniß gekommen wären, ob sie gleich viel oder die Hälfte von einem oder mehrern Salzen mit diesen absorbirenden Mitteln vermischen sollten, um eine Arzeney heraus zu bringen, die beynahe allen möglichen Krankheiten vorbeugt.

Es scheint mit den Charakter der deutschen Nation verbunden zu seyn, daß ihre Aerzte allezeit etwas Charlatanerie mit ihrer Kunst verbinden. Ich habe nie gehört, daß Boerhaave, Seydenham, Mead, Hurtham und andere gleich große Aerzte, Mittel, deren Zusammensetzung sie geheim gehalten, verkauft haben. Hingegen haben Stahl, Hoffmann, Junker, Richter und andere deutsche Aerzte sich hiermit bereichert. Weder von Swieten, Störk, Haen, Tissot noch Pringle, handeln mit geheimen Arzeneyen, da sie doch wirklich neue Methoden und vorher unbekannte Mittel wider Krankheiten, erfunden haben. Unterdessen verkaufen uns unsere Aerzte Magentropfen, blutreinigende Kräuter, Brustsäfte, rothe, weisse, graue Pulver und dergleichen

unnütz

unnütz Zeug für Geheimnisse. Wie vielen könnte die Larve abgezogen und sie mit dem Doktor Lamb, Read und Werdhusen in London zu gestehen, genöthiget werden, daß sie nichts von der Arzeneykunst verstünden und bloß die Geschicklichkeit bisher besessen hätten, sich das Ansehen, einsichtsvoller Aerzte zu geben, wenn sie vor einem Gerichte unpartheyischer und gelehrter Aerzte erscheinen sollten. Jedoch könnten diese noch geduldet werden, wenn nur der Auswurf der Charlatans erst ausgerottet würde.

* * * * * * * * * * * * *

Anzeige
von
denjenigen Schriften
des berühmten
Herrn Magister Ehrenfried Zuckmantels,
welche
nach seinem Tode herauskommen werden;
von ihm selbst abgefaßt.

Die Schriften, welche bisher aus meiner Feder geflossen, sind von der einsichtsvollen Welt mit so vielem Beyfalle aufgenommen wor-

worden, daß ich mehr als zureichende Gründe habe, mit ihr sowol, als mit mir selbst und mit meiner Geschicklichkeit zufrieden zu seyn. Je schwerer es ist, in unsern bis zum wieder dunkel werden aufgeklärten Zeiten hierinn glücklich zu seyn, um desto schmeichelhafter ist es für mich, daß ich seit mehr als dreyßig Jahren dem klügern Theile der Bewohner unserer Erdkugel gefallen habe. (Denn seit so langer Zeit habe ich die Welt bald mit Vorreden zu den Schriften anderer, bald mit Abhandlungen, Lob- Schutz- und Einladungsschriften, theils unter meinem, theils unter fremden Namen, und über dieses jährlich mit drey bis vier Bändchen über verschiedene Materien bereichert.) Ich sehe es schon vorher (und so frey auch, Gott Lob! mein Gemüth von aller Eitelkeit und Ruhmsucht ist; so ist es mir dennoch sehr erfreulich) ich sehe schon vorher, sage ich, daß, so bald ich die Augen zugethan haben werde, man mich wenigstens neben den verewigten Richey, und, (wie Gott will) vielleicht über ihn setzen wird.

Um aber dieses glänzenden Ruhmes desto würdiger zu seyn, habe ich nun seit Jahr und Tag aufgehöret, mit neuen Schriften die Pressen zu beschäftigen, und arbeite aufs emsigste daran, denenjenigen von meinen Werken, die nach meinem Ableben herauskommen sollen, den höchsten Grad der Vollkommenheit mitzutheilen.

Allein,

Allein, damit das Publicum nicht etwa hintergangen werde, damit nicht etwa Schriftsteller aus dem niedern Haufen sich meines Namens bedienen, und ihrem elenden Geschmiere meine Titel vorsetzen; so habe ich hiedurch alle noch von mir zu erwartende Schriften selbst bekannt machen, und erklären wollen, daß nur die hiernächst verzeichneten ächt sind, und mit den Schriften des Verlegers dieser Monatschrift, (und bey keinem andern) gedruckt und bey ihm zu haben seyn werden.

Mein zu Wohlthun sich neigendes und von Menschenliebe gleichsam übersiedendes Herz machet, daß ich diese Monatschrift vorzüglich zu dieser Anzeige erwähle. Der Verleger derselben hat mich versichert, daß etwas von mir, (wenn es auch nur mein bloßer Name seyn sollte) fähig wäre, ihm einen bessern Absatz dieser periodischen Schrift, als er bisher gehabt, zu verschaffen. Da nun die Verfasser derselben ohnehin theils meine Freunde, theils Freunde meiner Freunde sind, ja da sie ihre Aufsätze allezeit erst meinem Urtheile unterwerfen; so habe ich dem Anhalten des Verlegers um desto eher gewillfahret.

Meine Opera posthuma aber, oder diejenigen meiner Schriften, die erst nach meinem Absterben in dreymal dreyen Bänden in groß Octav unter dem Titel: Letzte Werke des verklärten Herrn Ehrenfried Zuckmantels

und

u. s. w. resp. Mitgliedes und Ehrenmitgliedes aller nur möglichen Societäten und Akademien in und außer Europa u. s. w. von ihm selbst in Ordnung gebracht, vervollkommet, und mit den nöthigen Registern versehen; nun aber der Welt in öffentlichem Druck mitgetheilet durch Lobreich Zuckmantel u. s. w. Hamburg bey Michael Christian Bock. 17**. (Nach meiner sel. Auflösung, wenn Gott will) diese Werke, sage ich, sind folgende:

I. Neunmal neun und sieben Schutz- und Einladungsschriften, Untersuchungen und Beantwortungen — Unter diesen Schriften, wovon schon sehr viele, jedoch nicht in Octav, in öffentlichem Druck erschienen, ist eine Einladungsschrift befindlich, welche ich vor etwa 8 Jahren für den Rector einer bekannten hohen Schule zu einem Schulactu verfertiget. Er ließ solche zu dem bestimmten Gebrauche drucken. Da ich sie mit vielem Fleiß ausgearbeitet, alles darinn gründlich erwiesen, und mit denen mir ganz eigenen Blümlein der Beredtsamkeit ausgeschmücket hatte; so erwarb sich dadurch der Rector nicht nur die Achtung und Zuneigung seiner Gönner, die ihn bisher mit Recht für einen Idioten gehalten hatten; sondern man hielt ihn sogar für geschickt genug, die Kanzel in einer sehr ansehnlichen Stadt zu betreten. Ungeachtet er nun dankbarlich auf

mich, als den Urheber seines Glücks, hätte zurücksehen sollen, so hat er sich doch meiner niemals wieder erinnert, ja! O nefandum facinus! mir nicht einmal das versprochene Honorarium von 2 Gulden leicht Geld überschicket. Damit ich nun zu meinem Gelde kommen, und den Ehrlosen — doch ich will ihn nicht schimpfen — Gott vergebe es ihm; der Streich ist ärger als ein Straßenraub — damit ich ihn bestrafe, sage ich; so will ich der Welt durch die Herausgabe dieser herrlichen Schrift unter meinen übrigen Werken die Augen öffnen, auf daß sie sehen möge, aus wessen Feder sie geflossen sey.

II. Sicherer Wegweiser in alle Societäten und Akademien, aus eigener Erfahrung entworfen; oder Geschichte meiner Aufnahme in alle Akademien, nebst einem Anhange von den untrüglichsten Mitteln, in kurzem, auch allenfalls ohne Verdienste, berühmt zu werden. — Dieses macht einen sehr starken Band aus.

III. & IV. Betrachtungen über verschiedene Gegenstände. — Dieses ist eines meiner größten Meisterstücke. Es enthält die Geschichte meines Hauses bey ***, welches man aus dem Titel gewiß nicht gemuthmaßet hätte. Es liegt auf dem Lande. Ich beschreibe die ganze umliegende Gegend und die Aussicht nach den vier Winden ganz poetisch, wobey eine

kurz-

kurzgefaßte Geschichte aller Häuser, die man aus demselben entdecken kann, der Personen, die solche bewohnen, und von jeher bewohnet haben, vorkommt. Hiernächst beschreibe ich den Grund, worauf das meinige stehet, physisch; das ist, ich zeige, welche Erdarten sich unter demselben, bis 50 Klaftern tief, befinden. Hierauf kommt die Untersuchung, wer zuerst auf diesen Grund gebauet habe, wo ich denn entdecke, daß es ein Officier gewesen, der unter Hengist und Horst nach Britannien mit übergegangen, dort geblieben, der Stammvater eines vornehmen Hauses geworden ist, und seine erste Frau schändlich verlassen hat, welche vierzig Jahre hernach, in einem hohen Alter, für Gram über seine Abwesenheit, gestorben. Alles dieses beschreibe ich so rührend, daß es das Herz eines Türken bewegen muß. Die tragische Scene, da man diesen adlichen Sitz, nach dem Absterben der trostlosen Dame, bald von Teufeln, bald von Soldaten, bald von Eulen und Uhus bewohnt, bald als eine Räuberhöhle, bald aber gar in Schutt und Trümmern siehet, beschließt den ersten Theil der Geschichte auf eine ihrer würdige poetische Art. Aus eben dem Tone fängt der zweyte Theil derselben an. Hier entwerfe ich, um den leeren Raum in der Historie meines Hauses auszufüllen, alles dasjenige, was sich in allen 4 Welttheilen, so lange das Schloß in Schutt und

Graus begraben lag, zugetragen. Endlich komme ich auf die Grundlegung meines Hauses. Ich stelle mich hier, als kennte ich den Urheber desselben nicht. Ich rufe die Muse an; und sie erzehlet ganz unschuldig, daß ein Krüger, Namens Zuckmantel Zuckmantelsen, der Erbauer desselben gewesen. Sie macht hiernächst eine ganz genaue Beschreibung der Person und der Lebensart dieses Krügers; sie erzehlet, daß er sich durch falsches Maaß und die mächtige Wirkung einer guten Kreide einen unsäglichen Reichthum sehr rechtmäßig erworben habe; sie vergißt sogar nicht den kleinen und schmutzigen Umstand, daß er unterweilen, nach einem starken Rausche, die üble Gewohnheit gehabt habe, die Betten auf eine ungebührliche Art dergestalt anzufeuchten, daß solche des andern Tages, auf einem hinter dem Hause befindlichen Zaune, der sehr accurat beschrieben wird, getrocknet werden müssen. Alle Theile des Hauses sind nicht nur sehr deutlich geschildert, sondern es werden auch Kupferstiche beygelegt werden, die alles im Plan Profil und Perspective vorstellen. Hierbey vergißt die Muse nicht, alle im Dorfe wohnhafte Bauern namentlich anzuführen, und die obrigkeitlichen Personen der nächsten Stadt nach dem Leben zu schildern, ihr Herkommen, Character, Lebensart, Streitigkeiten und dergleichen zu erzehlen. Weil sich die Muse hier in eine Materie vertieft,

tiefst, wo sie sich schwerlich wieder heraus finden könnte; so bricht sie auf eine reizende Art auf einmal ab, und geräth, so daß der Leser nicht weiß, wie ihm geschiehet, auf die Beschreibung des heimlichen Gemachs, wobey sie herzlich über die Gewohnheit der Bedienten seufzt, die, so bequem dasselbe auch ist, es dennoch mit offenbaren Merkmaalen ihres materiellen Uebermuths besudelt haben. Sie ziehet hier ganz bescheiden den Vorhang über eine verliebte Begebenheit, die einst durch saubere Abdrücke dieser Unreinigkeiten auf den Anzug eines Mädgens verrathen worden; — doch ich schweige, um meinen Lesern das Vergnügen zu lassen, bey Lesung des Werks selbst überrascht zu werden.

V. Pflanzen zum Garten des Witzes, oder allerneuestes Neu. — Dieses hatte ich für einen guten Freund ausgearbeitet, der eine erstaunende Begierde und nur wenige Fähigkeit besaß, ein Schriftsteller zu werden. Er gab vieles davon unter einem andern Titel heraus, und auch dieses, wovon ich rede, würde unter seinem Namen herausgekommen seyn, wenn er sich nicht mit einem Russen, gegen welchen er die Ehre der deutschen Nation retten wollte, dergestalt vollgesoffen hätte, daß er drey Tage hernach an einer Entzündung der Lunge gestorben wäre. Da mir nun der Verklärte ohnedem die Gebühren für meine erste Arbeit noch nicht

entrichtet hat; so halte ich mich um destomehr für berechtiget, dieses unter meine Opera posthuma zu setzen, um meinen Kindern den Vortheil davon zuzuwenden. — Die schönste Abhandlung darinn führet den Titel: Die ganze Gelehrsamkeit in einer Bratwurst. Eine andere, die ich ihr beynahe gleich schätze, heißt: Die Schleichende und Schmeichelnde. Dieses ist ein Lob der Heucheley, und eine glückliche Nachahmung des Huy und Pfuy des verklärten und unsterblichen Paters Abraham a Sancta Clara.

VI. Practischer Unterricht, wie sich ein junger Mensch am Hofe aufzuführen habe, nebst dem Lobe der Freyheiten eines Etranger oder Fremden in Frankreich, da sich solcher bey dem Lever du Roi oder beym Aufstehen des Königes einfinden, und so nahe als ein Hund bey Sr. Majestät stehen kann, wann auch der Etranger nur ein verkleideter Ladendiener seyn sollte. Recht in der Mitte dieses Bandes ist eine Ausschweifung nach der Mode angebracht, die eine Lobrede auf die Suisses (Schweizer) oder zu Deutsch die Thürsteher enthält.

VII. Pracht, Macht, Sitten und Reichthum aller Europäischen Städte in Form einer Reisebeschreibung, nebst dem genauen Verzeichnisse aller möglichen Ausgaben auf der Reise und bey dem Auffenthalt in den Städten zum besten junger unerfahrner

ner Reisenden. — Ich bin so kühn, dieses Werk mit meinen Betrachtungen in gleichen Rang zu setzen. Es ist weltbekannt, daß ich niemals weitere Reisen, als von meinem Geburtshause in die nächste Stadt auf die Schule, von da nach *** um zu promoviren, und von da wieder in die meinem Geburtshause nächstgelegene Sadt gethan habe. Gleichfalls ist es weltbekannt, daß ich mich in *** nur solange aufgehalten habe, als nöthig war, mich des Gradus halber zu melden, solchen anzunehmen, und das Geld dafür zu erlegen. Dennoch gebe ich Reisen heraus — Ja das thue ich, und dieses ist eine der stärksten Probe meiner Geschicklichkeit, die ich nur geben kann. — Man sehe nur meine Beschreibung von Paris an. Alles, was ich davon sage, ist so wahr, daß ein jeder Laquai, der auch nur 14 Tage in dieser kleinen Welt gewesen ist, dennoch wird bekennen müssen, daß er nicht mehr und nicht weniger davon zu sagen wisse, als ich gesagt habe. Meine Leser können indessen versichert seyn, daß ich Paris niemals mit Augen gesehen. Nemeitz, Pöllnitz, Uffenbach, Klüver, Mißon, Willebrand haben mir einen reichen Stoff verliehen, welchen ich in meinem väterlichen Hause, als ein geschickter Werkmeister bearbeitet habe, ohne die Hitze des Sommers und die Kälte des Winters zu empfinden, oder die Grobheit eines Postillons, und die unumschränkte Herrschaft

eines Schiffers an seinem Bord zu erfahren — dieses Geständniß muß nothwendigerweise den Werth dieser Schrift vermehren.

VIII. & IX. Ein Tausend, ein Hundert und eilf Bogen Manuscript, welche ich vor einigen Jahren nach und nach, als eine Wochenschrift, unter dem Titel: Der Leyermann, herauszugeben gesonnen war. — Ich bin versichert, daß solche eben so guten Abgang gefunden haben würde, als irgend eine Schrift von dieser Art, und ich war, da ich, außer der Leyer, auch noch den Generalbaß und tausend andere Sachen verstehe, so geschickt, als irgend ein anderer gelehrter Witzling, die Welt einige Jahre hintereinander alle Woche einmal tüchtig zu lachen zu machen, ja, wenn es nothwendig ist, daß eine Schrift dieser Art, (eben wie Groteske komische Schauspiele) eine oder mehrere lustige Personen habe, wie z. E. der Packesel, und Leberecht Spürer im Menschen, David Wilhelm Mävius und sein Narr der prosaische Schriftsteller, wie auch der Rußе Schuvalitz in dem verklärten Hypochondristen, die Charlatans, alte Weiber, schlechte Wundärzte und Doctor Klippmann im Arzte sind; so siehet man leicht ein, daß es mir an dergleichen nicht fehlen konnte. Denn außer meiner eigenen Person, (ein Leyermann ist gewiß eine lustige Person) lasse ich öfters Dorfschulmeister, Dorfmusicanten, Chorjungen, besoffene

Wei-

Weiber, Bälgetreter und dergleichen auftreten, bey deren Possen auch selbst ein Pansoph, der noch nie gelacht hat, zum Lachen bewegt werden muß — Allein, da einer meiner allertheuersten Freunde, der noch nicht verklärt ist, mir zuvorkam, und ein dogmatisch-critisch-polemisch-heroisch-comisches Blatt herausgab; so habe ich, um ihm keinen Eintrag zu thun, meinen Vorsatz fahren lassen. Nur thut es mir leid, daß mich diese meine Großmuth verhinder that, der Welt im zweeten Jahrgange meine beyden Arcana anzupreisen. — Jedoch dieses verschaffet mir Gelegenheit, noch nach meinem Ableben nützlich zu seyn, und befreyet mich von dem Verdachte des Eigennutzes. — Ich ziehe dieses Werk, welches meiner ersten Einrichtung zufolge dreyzehen Bände stark geworden wäre, in zween Bände zusammen, und die Leser verlieren bloß die an mich eingesandten Briefe, die ich selbst, theils zu meinem Lobe, theils zur Belustigung meiner Leser von gröbern Geschmack, bey hunderten gelegentlich verfertiget habe — Da mir die Akademien, wie aus dem zweeten Bande dieser meiner Werke des mehrern zu ersehen seyn wird, sehr viel gekostet; so kann ich meinen Kindern nichts, als meine Werke und meine Arcana zur Erbschaft hinterlassen. Mein Sohn besorgt die Ausgabe der erstern. Meine Tochter, die ganz artig aussieht, und ein schöner Geist ist, wird

die Arcana ausgeben, Sie weiß gut mit zubinden und Einpaken der Gläser umzugehen. NB. Meine Arcana sind in Gläsern.

Zu allem diesen werden noch drey Bände Supplemente hinzukommen. Der erste enthält meine Gedichte unter dem Titel: Spatziergang in die schattenreichen Gänge des Helikons und Erquickung an der süßen Quelle der Hipokrene. —

Ich habe, aus Furcht, man möchte mich bey meinen Lebzeiten mit Gewalt zum gekrönten Poeten machen, mir bisher nichts von meiner Stärke in der Dichtkunst merken lassen. Da ich aber, ohne Ruhm zu melden, so geschickt in gebundener, als ungebundener Rede bin; so wird durch Entdeckung dieser meiner Gabe, nach meinem Tode, mein Ruhm unstreitig einen ungeheuren Zuwachs erhalten. Hier ist eine Probe. Es ist eine Anrede an die Muse, woraus man hoffentlich den Unterscheid zwischen mir und einem Gellert, einem Hagedorn, einem Gleim und den besten itztlebenden Dichtern erkennen wird:

Muse, die mit leichten Schwingen
Meine Schläfe oft berührt,
Wenn ich reizend wollte singen,
So, daß es die Herzen rührt;
Wenn mir meine Julian'
Sagte: Sing doch, holder Mann!

Und

Und ich dann von Wein und Liebe
Und von Liebe und von Wein
Und vom holden Liebes-Triebe
Und vom schönen Trieb nach Wein
Und von Glut und Rausche sang,
Taumelnd küßte, lallend trank.

Du o Muse, holde Schöne!
Liebe Muse steh mir bey.
Lächle du durch meine Töne,
Daß mein Vers recht niedlich sey.
So sollst du (denn du bist werth)
Mit mir seyn zugleich verklärt.

Dem zweeten Bande dieser Supplemente kann ich keinen andern Namen geben, als diesen: Witz und Unsinn. — Hier löse ich endlich den Knoten auf. Ich zeige mich der Welt in meiner wahren Gestalt, als einen Menschen, der niemals etwas gewußt hat, ja etwas zu lernen unfähig war, dessen einzige Kunst darinne bestand, ein Etwas scheinendes Nichts mit einer Sündfluth von Worten und Redensarten zu überschwemmen, und in die Welt zu spülen. — Ohne Zweifel wird man hier für meinen Ruhm zittern? — Bemühen sie sich nicht, meine Herren! Erinnern sie sich an die Zeiten, in denen wir leben, und an den Geschmack des Schiefen. Bewundern wird man mich und vergöttern! — Welch

eine

eine Bescheidenheit! werden einige, welch ein sinnreicher Einfall, werden andere meiner Verehrer sagen — Aber meine Feinde? — Auch deren Beyfall werde ich erhalten. Er ist kein Gelehrter, werden sie sagen; das haben wir gewußt: aber er hat Verstand; und das wollten wir nicht glauben.

Den dritten und letzten Band macht endlich ein vollständiges Register über alle in diesen Werken enthaltene Sachen aus, welches in gereimten Adonischen Versen verfaßt ist —

Nun lege ich die Feder nieder, nachdem ich solche seit mehr als dreyßig Jahren mit so vielem Ruhme geführet habe. Alle Werke, welche von nun an bis zu der Herausgabe dieser bey Michael Christian Bock, und keinem andern, zu druckenden Werke, das ist, bis zu meiner Verklärung, unter meinem Namen etwa erscheinen möchten, (sollten es auch Schutzschriften für mich wider meine Feinde seyn) sind falsch und erdichtet, und der Ehre nicht werth, von einem ehrlichen Manne gelesen zu werden. — Noch dienet dem Publico zur Nachricht, daß ich einen Vorrath von neun hundert neun und neunzig Vorreden habe. Die besten, das ist, diejenigen, worinn der Verfasser des Buchs, an dessen Spitze eine dergleichen prangen soll, am ausschweifendsten gelobt wird, kosten 20 Thaler schwer Geld. Die schlechtsten, oder die, deren Endzweck bloß der ist, daß mein Name

dem

dem Buche einen Abgang verschaffen soll, kosten 2 Mark Lübsch. — Ich bestimme das daraus zu hebende Geld zu meinem Leichenbegängniße, welches standesmäßig seyn soll. — Sollten sich meine Vorreden dereinst vergriffen haben; so kann mein Sohn aufwarten. Ich habe ihn als ein rechtschaffener Vater erzogen, und unterrichtet. NB. Er macht gar Vorreden in Versen.

Dieser mein lieber Sohn wird über meinen Sarg eine Leichenrede zum Lobe meiner Tapferkeit über die Worte: Durch einen Esels-Kinnbacken habe ich tausend Mann geschlagen, in ungereimten Versen halten. — Meine Grabschrift habe ich selbst verfertiget. Sie ist in einem alten verehrungswürdigen Geschmack geschrieben, und lautet folgendermaßen:

Hier liegt der allergrößte Held;
Er hieß Zuckmantel auf der Welt;
Er war zu seiner Zeit der einzige Gelehrte,
Und heißt nunmehr mit Recht der größeste Verklärte:
— Denn da er manchen hier verklärt,
So ist er es vor allen werth.
Kein frecher Sterblicher stör ihn in seiner Ruh,
Doch deck ein frommer Hund sein heilig Grab mit

Albo Græco zu.

Ehrenfried Zuckmantel,
resp. Mitglied und Ehrenmitglied
aller Akademien und Societäten
in und außer Europa.

Zur

* * * * * * * * * * * *

Zur Verbesserung der Landwirthschaft.

Man ist überzeugt, daß die Verbesserung der Landwirthschaft, des Ackerbaues und des Baurenstandes eines der wesentlichen Stücke ist, dadurch ein Staat reich, mächtig und seine Einwohner glücklich gemacht werden können. In unsern Zeiten, da wir uns schmeicheln, die menschliche Erkenntniß aufs höchste getrieben zu haben, erwählen wir öfters ganz verkehrte Mittel, zu unserm Zweck zu gelangen. Wir hoffen, alles durch die Größe des Verstandes, die Stärke der Vernunftschlüsse und Lebhaftigkeit der Erfindungskraft zu erhalten, ohne daß wir uns bemühen, die Natur zu beobachten, und sie zur Führerin in unserm Unternehmen zu erwählen. Man erfindet künstliche Maschinen, den Acker zu bearbeiten, und man sucht durch chymische Zubereitungen das Land zu zwingen, fruchtbarer zu werden. Personen, die öfters kaum die ersten Begriffe vom Ackerbau haben, thun Vorschläge, ihn zu verbessern. Andere, die mit der Post durch ein Land gereist sind, wollen seine Wirthschaft verändern und auf einen bessern Fuß setzen. In kalten Ländern will man die

Oeko-

Oekonomie der wärmern einführen, und mit allem diesen erlangt man nichts mehr, als daß die Zeit und Kosten mit vergeblichen Versuchen verlohren gehen. — Ein Herr, der wegen seiner tiefen Einsichten, großen Kenntniß der Welt und langen Erfahrung verehrungswürdig ist, und mit seinem vornehmen Stande die seltene Eigenschaft eines Menschenfreundes verbindet, hat unternommen, die Landwirthschaft auf seinen Gütern nicht durch leere Vorschläge und zweifelhafte Versuche, sondern durch sichere und der Natur der Sache gemässe Mittel zu verbessern. Auf Ersuchen einer seiner Freunde hat er solche in folgendem Briefe, welchen er in dieser Monatschrift zum allgemeinen Nutzen öffentlich bekannt zu machen erlauben wollen, erzehlet. Wir haben selbst das Glück gehabt, von dem glücklichen Erfolg, welchen diese Anstalten haben, Augenzeugen zu seyn. Dieser Herr hat das unschätzbare Vergnügen von seinen Unterthanen nicht allein, als ein Herr gefürchtet, sondern auch als ein Vater geliebt und verehrt zu werden. Seine edlen Anstalten und die unermüdeten Bemühungen derjenigen, die solche ausgeführet, haben aus armen, dürftigen, elenden, trägen und groben Bauren, wohlhabende, reiche, glückliche, fleißige und gesittete Landleute gemacht. Es ist kaum zu begreifen, warum so wenige, denen jedoch die Macht und Vergnügen dazu nicht fehlet, ein gleiches thun.

Wenn

Wenn die Sache auch nicht so vortheilhaft für den Gutsherren wäre, als sie wirklich ist; so würde jedoch das Vergnügen eine so reizende Tugend, als die Menschenliebe ist, ausgeübet zu haben, allein hinlänglich seyn, dieses Unternehmen zu belohnen. Niedrige Schmeichler vergleichen große Herren wegen ihrer Größe, Pracht und Macht mit Gott. Wie klein sind sie aber nicht in dieser Absicht gegen das höchste Wesen! Können sie in einem Stücke demselben verglichen werden, und ihm nahe kommen; so ist es gewiß alsdenn, wenn sie Wohlthaten und Handlungen ausüben, die ihre Unterthanen und Nebenmenschen glücklich machen.

* * *

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wissen: 1) Durch welche Gründe ich bewogen worden, den sogenannten Hoftag oder die Hand- und Spann-Dienste ꝛc. mittelst welchen bishero meine Hoffelder sind bebauet worden, abzuschaffen? 2) Durch welche Anstalten diese Veränderungen bewirket worden sind? 3) Welche Unkosten dazu angewendet werden müssen, und endlich 4) Was für Nutzen und Vortheile man gespüret hat? — Ich habe Anstand genommen, hierauf zu antworten, weil ich glaube, daß ein jeder Privat-Mann zwar schuldig ist, den besten und gesundesten Begriffen nach zu handeln, ohne einen außerordentlichen Beruf aber sich nicht

nicht unternehmen muß, seine eigene Begriffe andern vielleicht tiefer einsehenden, oder gar dem Publico aufzudringen, das ist, sich die verhaßte Gestalt eines Projecten-Machers zu geben. Da aber die von mir verlangte Nachricht (wie ich denn darum inständig ersuche) hoffentlich unter uns bleiben wird, so habe ich nach langem Ueberlegen in dem Befehle meines Freundes einen Beruf zu finden geglaubt, Ihnen den verlangten Bericht nicht zu verweigern, und dieses um so viel mehr, da Sie, mein Herr, ihrer Einsicht und Erfahrung nach, im Stande sind, alles zu prüfen, zu verbessern, und folglich, da wo ich geirret, mich zu belehren.

* * *

Die Gelegenheit zur Veränderung der hiesigen Landwirthschaft, und die Masregeln, denen wir bey der gegenwärtigen Einrichtung gefolget sind, waren diese. Man fand, daß bey der bisherigen Oekonomie die sämtlichen Hofselder lange nicht so genutzet, noch zu demjenigen Grad der Fruchtbarkeit gebracht waren, den sie der natürlichen Güte des Bodens wegen hätten erreichen können. Man sahe die Schläfrigkeit und Trägheit der Hofgänger in Bebauung der herrschaftlichen Felder, und den Zwang, mit welchem man sie zu ihren Pflichten anhalten mußte. Der Unmuth und Verdruß, womit sie an ihre Arbeit gingen, brachte eine sorglose

Gleichgültigkeit, es gut oder schlecht zu machen, und eine träge Begierde hervor, den Tag mit so weniger und so schlechter Arbeit zuzubringen, als es die Gegenwart oder Abwesenheit der Aufseher verstattete. Es wurde daher alles von der Hand geschlagen, und ohne Nachdenken gearbeitet. Mit eben solcher Gemüthsverfassung sahe man sie ihre eigenen wenigen Felder beackern. Sie hatten die Lust verlohren, sie gehörig zu bauen, weil der geringe Vortheil, den sie etwa daraus ziehen konnten, nicht stark genug war, sie aus ihrer Schläfrigkeit zu wecken, und zum Fleiße anzutreiben. Ihre schlechte Umstände hatten sie schon zur Niederträchtigkeit gewöhnet, ja sie hatten sogar den Muth nicht mehr, jemals eine Verbesserung ihrer Glücks-Umstände zu hoffen. Sie lebten also in den Tag hinein, verzehrten alles, so bald sie nur etwas weniges erübriget hatten, und wurden nachher ohne Bedenken ihrem Guts-Herrn zur Last, der sich genöthiget sahe, sie aus der Hand zu füttern, in Ermangelung dessen sie haufenweise aus dem Lande giengen, um anderswo ihr Glück, Brod und bessere Umstände zu suchen; und an der Anzahl derjenigen, so zurück geblieben waren, verspürte ein patriotischer und genauer Beobachter mit Betrübniß und Erstaunen zwee Umstände, davon der eine dem Vaterlande so schädlich, als der andere die Menschlichkeit selbst verunehrende Folgen

haben

haben mußte: 1) Diejenigen Bauern, so nicht entweichen konnten, verlohren den Muth, ihre Felder zu verbessern, ihre Wohnungen zu unterhalten, neue Wohnplätze anzulegen, sich zu verheyrathen, und wenn sie es waren, oder es des benöthigten häuslichen Beystandes wegen thun mußten, verlohren sie die sonst natürliche Begierde, Nachkommen zu hinterlassen, um nicht statt der Erbschaft dasjenige Elend an sie zu übertragen, welches sie selbst von ihren Voreltern geerbet hatten. 2) Dieses mußte natürlicher Weise alles moralische Gute bey ihnen ersticken. Man spürte eine fast viehische Kaltsinnigkeit gegen Gott und die Religion; eine öfters bis zum Haß getriebene Gleichgültigkeit gegen ihre Obern; eine stupide Unempfindlichkeit über ihre eigene Umstände. Sie führten ihre Hausgeschäfte ohne Ueberlegung, sie arbeiteten ungern, und dahero faul und untreu, weil sie aus der Erfahrung überführt zu seyn glaubten, daß sie niemals zu ihrem, sondern zu anderer Nutzen arbeiten würden. Die zwey sich am meisten widersprechende Dinge, Armuth und Verschwendung sahe man bey ihnen vereinigt. Denn weil sie, sich aus der ersten zu reißen, alle Hoffnung verloren hatten; so verschwendeten sie das Wenige, was sie besassen, und trösteten sich mit diesem verzweifelten Gedanken: Wo unsere Herren nicht selbst verderben wollen, müssen sie uns wol füt-

tern; und da der Mensch ohne Beschäftigung, ohne Zeitvertreib und ohne Vergnügen nicht leben kann; so mußten natürlicher Weise diese mit Lastern und Ausschweifungen ersetzt werden.

Lügen, Betrügereyen und Diebstahl gegen ihre Obern und unter sich beschäftigen ihre Seele. Nichts, oder Böses zu thun, war ihr Zeitvertreib; Saufen, Fressen, Spielen und Schlägereyen waren ihr Vergnügen.

Dieses trieb uns an, nachzusinnen, welches doch die Quelle eines solchen Verderbnisses der Sitten und der Lebensart der Einwohner, und die Ursache einer so übeln Wirthschaft seyn möchte, und ob es nicht möglich wäre, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch dieser eingerissenen, und vestgewurzelten Trägheit abgeholfen, die Unzufriedenheit gehoben, und eine bessere Denkungsart bey den Eingebohrnen eingeführet würde.

Man fand, (und dieses kann nicht oft genug wiederholet werden) daß diese Ursache keine andere seyn konnte, als weil diese Leute gar nicht für sich und für ihren eigenen Vortheil, sondern bloß für andere, und zum Nutzen ihres Gutsherrn arbeiten mußten.

Der Eigennutz, diese starke und fast allgemeine Triebfeder der menschlichen Handlungen, welche sonst alles in Bewegung setzet, und alle Stände belebet, hatte bey dieser Einrichtung nicht den geringsten Einfluß; und gleichwol

ist

ist der Bauerstand derjenige, dessen Aufrechthaltung allen andern Ständen, von den Regenten an, bis zu den Handwerkern herab, zur eigentlichen Stütze und Quelle ihres Unterhalts dienet. Es war also sehr nöthig, auf ein Mittel zu denken, diesem vortrefflichen ehrwürdigen Stande Gründe an die Hand zu geben, die sein eigenes Interesse zugleich mit beträfen, und die hinlänglich wären, durch die ihm vorgestellten Vortheile, ihn auf seinen Privat-Nutzen aufmerksam, und eben dadurch zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt willig zu machen.

Dieses Mittel konnte vernünftiger Weise nur alsdann brauchbar und nützlich werden, wenn es die Quellen verstopfte, aus welchen das vorgeschriebene, so tief eingewurzelte, sowol sittliche, als wirthschaftliche Verderben geflossen war. Man suchte also diese Quellen, und fand deren mehr als eine.

Die erste entdeckte man in dem bey der ersten Land-Maaße und Austheilung der Felder begangenen Fehler, da man entweder den Bauern zu wenig Land ausgewiesen, oder da man in der Proportion der ausgemessenen Korn-Aecker mit dem dabey gelegten Weydeland, Wiesewachs, Viehzucht und Dünger sich geirret hatte, oder endlich, daß man gleich Anfangs in einem Dorfe einigen wenigen eine vortheilhaftere Ausweisung angedeihen lassen, welches verursachte, daß, da sie alle gleiche Dienste

leisten, und gleiche Gefälle tragen sollten, die Armen und Schlechten zuerst, und bald darauf, weil der Gutsherr die ihm beykommende Dienste und Gefälle nicht verlieren kann, noch will, auch die besten ruinirt werden mußten.

Zweetens. Weil man sowol gleich Anfangs, als auch nachher versäumet hatte, die einem jeden Bauer zugelegte Felder in einem besondern Ort einzuschließen und zu befriedigen. Man hatte es vielmehr der Communion der ganzen Dorfschaft überlassen; wovon der Erfolg war, daß der eine früher, der andere später ackerte und erndtete, der Fleißige sich nach dem Faulen, der Vorsichtige sich nach dem Unbesonnenen richten und der Ehrliche seine Felder der Unart seines ungetreuen Nachbaren zum Raube überlassen mußte.

Drittens. An den meisten Orten sind Bauerhöfe niedergeleget, und zu den Hoffeldern geschlagen worden; die in den Dörfern übrig gebliebene mußten also noch mehrere Arbeit verrichten, folglich mehr Volk, mehr Pferde, mehr Wagen und Baugeräthschaft halten, und also von Jahren zu Jahren in schlechtere Umstände gerathen.

Viertens. Die Herrendienste, die Kirchengefälle, die Amtssportuln, Extra-Fuhren, Handdienste, Kornlieferungen ꝛc. sind nach den Umständen der Zeiten immer mehr und mehr vergrössert worden.

Fünf-

Fünftens. In einem jeden Dorfe findet sich eine Menge in kleinen Kathen wohnender sogenannten Insten oder kleinen Leute, welche man als die beste und sicherste Pflanzschule der Völkschaft eines Guthes und eines ganzen Landes, folglich als einen unerschöpflichen Schatz ansehen soll, und für deren Brod und Unterhalt zu sorgen man ganz vergessen hatte. Eine solche fruchtbringende Familie wohnet mehrentheils in Hütten, welche man eher für Viehställe, als Menschenwohnungen, halten sollte. Viele haben kaum einen Kohlhof, und, ausser einigem wenigen Fällen, haben sie gar kein Acker- noch Wieseland. Gleichwohl werden von diesen armen Leuten Handdienste gefordert, und da man sie verhindert, ihr Brod anderwärts zu suchen, und sie gleichwohl leben müssen; so wird ihr Unterhalt den übrigen Anbauern der Dorffelder eine immer sich vermehrende Last, weil sie der Insten ihr Vieh, auf ihren Feldern ernähren müssen, wodurch ihre eigene Nahrung nothwendig vermindert werden muß.

Sechstens. Niemand zweifelt an dem Nutzen einer guten Kinderzucht, und folglich an der Nothwendigkeit guter Schulen. In dem Bauerstande, wie er leider ist, findet man von der ersteren auch nicht die geringste Spur. Der Vater führet selbst seinen Sohn in die Krüge, und so oft ein böser Streich in Vorschlag, ist der Sohn der erste Vertraute, und der beste

Gefährte seines Vaters. Die letztern sind in einem so vielmehr beklagenswürdigen Zustande, als kein Mittel zu ersinnen ist, geschicktere Schulmeisters auf den Dörfern, so wie die Lebensart ihrer jetzigen Einwohner beschaffen ist, wann man sie auch noch so theuer bezahlen wollte und könnte, zu erhalten. Indessen wächset dieses arme Landvolk in Unwissenheit, und kaum halb menschlichen Sitten auf.

Die Ehrerbietung, welche ein jeder Unterthan der Landesverfassung, unter welcher er lebet, schuldig ist, war uns ein Gesetz, die Quellen des verderbten so respectablen Bauernstandes bloß in den ökonomischen Umständen zu suchen. Sollte sich aber eine Landschaft finden, wo der Bauerstand keine zureichende Anzahl Ackersleute, Soldaten und Dienstboten, Tagelöhner und eine Menge anderer Arbeitsamer zur Erweiterung der Manufacturen, der Kunst und der benöthigten Handwerker, unentbehrlichen Menschen ꝛc. und der Adel, die benöthigte Officiers und Civilbediente liefern, auch der Bürgerstand die Städte nicht mit wohlhabenden Kaufleuten, Künstlern, Manufacturiers und geschickten Handwerkern bevölkern könnte, und also der Hof- und Civil-Etat, die Armee, das Commercium, entweder verfallen, oder mit armen Fremdlingen und Monopolisten unterhalten werden müßte; so wäre es hohe Zeit, daß ein jeder patriotischer Landes-Einwohner

in

in seinem Eigenthume die Verbesserung des Bauernstandes, welcher doch die Grundlage von allen andern bleiben wird, nicht weiter hinaus setzte, sondern bey sich und den Seinigen, je eher je lieber, den Anfang damit machte, und die Verbesserung der in den übrigen Ständen sich etwan ereignenden Mängel, der Weisheit seiner hohen Obrigkeit, und derer von ihr bestellten National-Aufseher, gehorsamst überließe.

Da nun der Bauerstand der alleinige Vorwurf unserer gegenwärtigen Ueberlegung ist, so überlässet man Ihnen, mein Herr, zu urtheilen, ob die oben angeführten Ursachen nicht mehr als zureichend sind, zu beweisen, daß, da der Bauer, ohne Hoffnung seinen und der Seinigen Zustand zu verbessern, für andere arbeitet, ihm aller Muth entfallen, und er in die Umstände gerathen muß, in welchen er sich leider befindet.

Hier wäre nunmehro die Zeit und der Ort, die Mittel zu untersuchen, wodurch dieser Stand könnte in bessere Umstände gesetzet werden. Weñ dieses aber viel zu weitläuftig fallen, und mehr einem Buche, als der Beantwortung eines Briefes ähnlich werden würde, so begnüge ich mich, auf ihre Frage eine so kurze und deutliche Antwort, als mir möglich ist, zu ertheilen. Ich habe sie in gegenwärtigem Bogen deutsch verfasset, damit Sie die dortige und andere

Wirthschaftsverständige darüber zu Rathe ziehen können. Sie finden also in Nachfolgendem einen kurzen historischen Bericht, wie wir hier Schritt vor Schritt diese neue Einrichtung zu Stande gebracht haben.

1) Man fing an, das ganze Hoffeld aufmessen zu lassen, um zu erfahren, wie viele Scheffel (Rendsburger Maaßes) Saatlandes Rocken-Aussaat (den Scheffel zu 85 bis 90 Ruthen in der Länge und 1 Ruthe in der Breite gerechnet) dasselbe hielte. Der Scheffel ward zu 2 Mark Lübsch jährlicher Hauer taxirt; ein jedes Fuder Heu aber, wie es hiesigen Orts der Bauer zu Hause mit 4 Pferden einzufahren gewohnt ist, und welches, dem Vermuthen nach, gewiß noch einmal so groß ist, als wie man selbige (am Hoftag einzufahren pfleget,) ward zu 2 Rthlr. angesetzet; eine jede Bauerhufe ward eben so, wie das Hoffeld, zu Scheffeln Saatland und zu Fuder Heu, angeschlagen. Das Product von allem diesen brachte die Summe heraus, welche man an reinen Revenüen zu erwarten hätte, wann alle diese Felder und Wiesen zu obigen Preisen verhäuert seyn würden. Darauf zog man aus zehnjährigen Rechnungsbüchern das Calculum, was eben diese Felder nach der bisherigen Oekonomie mit Hofdiensten an freyem Gelde eingetragen hatten.

2) Ob man nun zwar sogleich bey der ersten Einsicht dieser Bilance Ursache hatte, zu urtheilen,

len, es würde, wann alle Felder nach obigem Preise ausgethan wären, und zwar an Leute, welche die Wirthschaft darauf für sich selbst, und nicht für andere treiben dürften, ehender Vortheil als Schade zu erwarten seyn; so wollte man doch, in Betrachtung, daß alle große Veränderungen gefährlich sind, es nicht wagen, den ersten Versuch mit mehr als einer Hauerstelle zu machen.

3) Man erwählte hiezu vor 24 Jahren, nämlich im Jahre 1739 ein Stück Feldes, so am entferntesten von dem Hofe, von der mindesten Fruchtbarkeit, und mit einem geringen morastigen Wiesewachs versehen war.

4) Man bestimmte die Größe dieser neuen Wirthschaft zu 105 Scheffel Ackerland, und 10 oben beschriebener Fuder Heu, als welches zur Weyde von 10 Kühen und 2 Pferden, und zu einem mit dieser Anzahl Kühe proportionirten Ackerbau zureichend ist, wenn man auf eine jede Kuh 4 und einen halben Scheffel, auf ein Pferd aber 2 Tonnen Saatland rechnet.

5) Auf diesem zu der ersten Hauerstelle bestimmtem Acker ward ein Haus von 8½ Fach lang und 40 Fuß breit, das Stuben Fach zu 12 und die andern zu 9 Fuß weit gerechnet, gebauet, und dabey beobachtet, daß der neue Bewohner, eine durch einen Anleger-Ofen eingeheizte

geheitzte Stube, nebst einer Speisekammer und noch einer Milchkammer, ferner auf der einen Seite der Diehle einen Stall zu 12 Stück Hornvieh, auf der andern Seite, einen Stall zu 3 Pferde, desgleichen Schaf- und Schweine-Stallverfand; und daß die Lage des Hauses so viel möglich in der Mitte seiner Felder, wo möglich, abhängig an einer Wiese, und endlich bey zureichendem Wasser angeleget war.

6) Während der Zeit das Haus gebauet ward, theilte man die dabey gelegte 105 Scheffel Saatland, in 9 gleiche Theile, wovon 4 besäet und 5 beweidet werden sollten; jede Koppel ward mit einem Graben und lebendigen Zaune befriediget.

7) Wie alles fertig war, schickte man 10 Stück Hof-Kühe, 2 Pferde, und 3 bis 4 Schweine, nebst Wagen und Pflug dahin; imgleichen die benöthigte Aussaat auf das erste Jahr, welche Saat aber doch innerhalb 5 Jahren bezahlet, oder in natura zurück geliefert wird.

8) Diese solchergestalt eingerichtete und fertige Wohnung, überlieferte man eines hiesigen Bauren Sohn, (weil man sich ein unverbrüchliches Gesetz gemacht hatte, die Felder an keine andere, als eingebohrne Bauern des Guthes auszutheilen,) welcher selbige mit seiner Frauen und 2 kleinen Kindern bezog, und die Wirthschaft ohne andere Dienstboten fortsetzte, ausser daß er in der Erndtezeit einige Tagelöhner hielte.

Der

Der Erfolg nach etwa 5 Jahren, war dieser: Er hatte jährlich seine Hauer mit 90 Rthlr. richtig bezahlet, sein Vieh war verbessert, seine Baugeräthschaft vermehret, seine Felder trugen das schönste Korn im ganzen Guthe, seine mohrigte Wiesen waren ausgetrocknet, und er fing an, sie sogar mit Kleser zu besäen, er hatte sich eine schöne Viehtränke und Brunnen ausgegraben, und überhaupt seine ganze Haushaltung augenscheinlich verbessert. Da man nun diese schleunige Veränderung keiner andern Ursache zuschreiben konnte, als daß er für sich selbst, und nicht für andere, gearbeitet, und dieser natürliche Grundsatz durch eine Erfahrung von 5 Jahren bestätiget ward; so fuhr man in den folgenden Jahren fort, auf eben die Art, wie bey dieser ersten Probe geschehen war, jährlich ein oder zwey andere Hauerstellen anzulegen; so daß deren anitzo überhaupt 20 sind, unter welchen sich 5 befinden, die anstatt 100, 200 Rthlr. geben; wiewohl man eher anrathen will, sich lieber nach der ersten obenbeschriebenen Probe zu richten.

Dann ob es gleich scheinen mögte, daß alsdann die Erbauung mehrerer Häuser auch größere Unkosten erfordern würde; so ist doch dagegen zu betrachten, daß auch mehrere Familien ihre Nahrung finden, die Häuser kleiner seyn können, und daß endlich die Erfahrung gewiesen, daß ein Mann mit seiner Frau und Kindern,

diese

diese auf 10 Kühe eingerichtete Hauerstelle selbst beackern können; dahingegen auf Größeren mehrere Dienstboten gehalten, und folglich mehrere Unkosten gewendet werden müssen.

Es hat also eine zwanzigjährige Erfahrung die Muthmaßung, so man aus der ersten Probe geschöpfet hatte, völlig bestätiget, und welches man kaum hoffen dürfen, sehr weit übertroffen. Die in diesen 20 Jahren geführten Rechnungen beweisen, daß, ungeachtet der Unkosten, so man zu Anlegung dieser neuen Wirthschaften jährlich anwenden müssen, die Revenüen des Gutes in keinem einzigen Jahre vermindert, in manchen Jahren aber vermehret worden. Alle Pächter bezahlen ihre Hauer in dreyen bestimmten Terminen ganz richtig. Ihre Aecker und Wiesen verbessern sich unglaublich. Faulheit, Unverstand und Ausschweifungen haben gänzlich bey Ihnen aufgehöret. Man bemerket sogar eine bessere Kinderzucht, fast bürgerliche Lebensart, und, welches von der Zukunft alles hoffen lässet, einen Wetteyfer, da einer in der Ordnung und Reinlichkeit seines Hauswesens, in der Verbesserung seines Ackerbaues, Wiesewachses und Viehzucht es dem andern zuvorthun will, welcher Wetteyfer sich seit einigen Jahren ganz sichtbar geäußert hat, da alle Jahre zwischen Pfingsten und Johannis eine genaue Besichtigung aller dieser neuen Colonien vorgenommen, und der am besten befun-

dene

dene Haushalter, als in den Gilden zu geschehen pflegt, zum Wirthschaftskönige ernannt, an des Herrn Tafel gezogen, und mit einer Prämie von 20 Thalern beschenket wird; wobey sich nicht ohne Vergnügen bemerken ließ, daß der erste, vor 20 Jahren, und gewiß am mindesten vortheilhaft eingesetzte Hauersmann, den ersten Preis davon trug, welchen die andern mit einem sichtbaren Eifer nach oder vorzukommen sich anitzo bemühen.

Zur völligen Beurtheilung dieser neuen Anstalt folget die Specification der Unkosten:

1) Der Landmesser bekommt für eine Last Korn Aussaat zu messen und einzutheilen, die Last zu 32 Tonnen gerechnet, 3 Thaler, folglich für die Ausmessung und Eintheilung der eben beschriebenen Hauerstelle præterpropter 4 Thaler.

2) Für einen Graben von 5 Fuß weit und 3 Fuß tief zu graben, à Ruthe 2 ßl. welches nebst allen übrigen Ausgaben auf 1116 Ruthen, so dieses Feld halten kann, macht 93 Thaler. Hievon gehet ab, was man im Hoftag ohne Bezahlung an diesem Graben ausrichten kann.

3) Das Haus, wenn alles dazu gekaufet wird, kommt auf 350 Thaler. Hievon gehet abermals ab der Werth des Eichenholzes und des Land- und Reht-Schofs zu dem Dache, welches vermuthlich ein jedes Landgut selber liefern kann.

4) Zwey

4) Zwey Pferde, à Stück 20 Thaler, kosten 40 Thaler. Hievon gehet ab, was man an alten Bau-Pferden selbst liefern kann.

NB. Wann aber eine Bauerhufe zu einer Hauerstelle gemacht wird, gewinnet man dagegen ein Großes an dem Pferde-Besatze, weil die Hufe, so lange sie zu Hofe geht, nicht unter 16, dagegen die daraus gemachte Hauerstelle mit 6 Pferden auskommen kann.

5) Ein neuer Wagen kostet ohngefehr 16 Thaler.

6) Pflüge, Eggen, Pferde-Geschirr für 2 Pferde, und andere Geräthschaft, kann man rechnen auf 20 Thaler, und zwar, wenn alles für baar Geld gekauft wird, und keine Hölzung vorhanden ist, welcher Fall doch überaus rar seyn muß.

Der Nutzen und die Vortheile, die sich aus diesen Anstalten schon wirklich zeigen, und die sich in der Zukunft immer mehr und mehr vergrößern müssen, sind folgende:

1) Die Bevölkerung wird unglaublich befördert.

2) Die Menschen werden klüger, fleißiger, und folglich besser.

3) Sie werden vermögender und sittlicher.

4) Die Kinder werden besser erzogen.

5) Die Felder und Wiesen werden auf eine erstaunende Weise verbessert; und man dürfte kaum in einem halben Jahrhunderte hoffen, was

man

man schon itzo mit Augen siehet. Fast alle neue Colonisten haben sich mehrentheils auf ihre eigene Unkosten Scheuren angebauet, weil die Verbesserung ihrer Felder und Wiesen ihre Erndten so sehr vermehret, daß die in den ersten Jahren kaum halb gefüllten Wohnhäuser den Vorrath nicht fassen können. Ein patriotisches Auge aber nimmt mit einem noch viel zärtlicherm Vergnügen wahr, daß der Colonisste in seiner neuen Scheure eine Wohnung für sich bereitet hat, wann er seine Wirthschaft einmal seinen Kindern abtreten wird, und daß ein jeder eine Holzung nahe bey seinem Hause von 3 bis 600 Stämmen hart und weich Holz gepflanzet hat; zum augenscheinlichen Beweise, daß er an das Zukünftige gedenket, und für die Nachkommenschaft zu arbeiten im Sinne hat.

Dieser in allen öffentlichen Anstalten so sehr zu wünschende Geist hat sich schon bey den vorbeschriebenen Insten ausgebreitet. Dann weil man ihnen gleichfalls etwas Land verhäuert, und sie bey den andern größern Colonisten guten Verdienst haben; so bauen sie sich selbst bequeme Häuserchen oder Kathen, welche nach Proportion an Reinlichkeit und Bequemlichkeit den größern nichts nachgeben.

6) Der Guths-Eigenthümer wird von einer niederträchtigen Wirthschaftssorge befreyet; er kann seine gewisse Revenüen in dem Dienste

des Landesherrn und des Vaterlandes verzehren, ohne seinen Wohlstand zu versäumen, oder in Gefahr zu setzen.

7) Er wird von der Gefahr der Viehseuche, des Mißwachses, der Feuerschaden und allerhand nicht zu verhütenden Zufällen befreyet.

8) Wann er übrigens alles bedächtlich und wirthschaftlich einrichtet, werden auch, ungeachtet des zu dieser neuen Einrichtung benöthigten Vorschusses und Unkosten, seine Einkünfte nicht vermindert werden; wenigstens ist solches, wie oben erwähnet, in den 20 Jahren nicht geschehen, in welchen man an dieser Veränderung gearbeitet hat.

9) Der große Vortheil aber wird sich erst bey Anlegung der letzten Hauerstelle zeigen, dann von diesem, dem Eigenthümer so vortheilhaften Zeitpunkte an werden keine Vorwerke, keine Wirthschaftsgebäude, keine Verwalter noch andere Bediente; keine Holländereyen, keine kostbare Haushaltungen, keine Pferde noch Wagen, und was zu deren Unterhaltung an Futter, Beschlag und dergleichen, gehöret, in Summa alles, was bis Dato dem Eigenthümer in seiner Rubrique von Ausgaben zur Last gefallen, und ihn den größten Theil seines Einkommens absorbiret, wird nicht mehr da seyn; ohne andere zufällige Vortheile zu benennen, welche sich hier schon wirklich einfinden. Als z. E. die Hauersleute kaufen alles alte Holz

theils

theils zu ihrer Consumtion, theils um damit zu handeln. Sie fangen schon an, ihre Hauerstellen in Erbpacht verwandeln zu wollen, und für dergleichen Erbpachtsbriefe einen ganz raisonnablen Bot zu thun. Viele haben schon mehr Land zu den ihrigen gehäuret, und alle verlangen es; wodurch das künftige Anbauen der noch übrigen Hauerstellen augenscheinlich gespa-ret wird.

Solche und andere Vortheile sind unausbleiblich, da wo die Unterthanen ihr Vaterland lieben, weil sie in dessen Wohlstande, die Verbesserung ihres eigenen antreffen.

Sollte sich aber jemand finden, der aller dieser Ursachen ungeachtet, und so sehr er obbeschriebene Anstalten in der Vernunft Erfahrung und Menschenliebe gegründet finden mögte, sich dennoch nicht entschließen könnte, einige 20 Jahr an der Verbesserung seiner Unterthanen zu arbeiten, weil das menschliche Leben so kurz ist, oder wenigstens seyn kann, daß er leicht Gefahr laufen könnte, etwas zu veranstalten, wovon die Nachkommen erst den Nutzen zögen; oder der noch weniger willens wäre, jährlich 3 bis 400 Thaler seinem Aufwande und Ueberflusse zu entziehen, bloß um das schlechte Vergnügen zu haben, daß er sich um seine Unterthanen, um sein Vaterland und um seine eigene Nachkommenschaft verdient gemacht hätte, dem will ich aufrichtig rathen, daß er sich mit einer

Anstalt nicht abgebe, die mit einer solchen Denkungsart nicht verbunden werden kann. Ich war nicht in Willens, in diesem von Ihnen verlangten Berichte so weitläuftig zu seyn; ich wollte mich begnügen, Sie, mein Herr, einzuladen, die hiesigen Anstalten mit eigenen Dingen zu sehen, und zu prüfen; eine persönliche Untersuchung und der Augenschein von 2 Tagen würden Sie besser in den Stand gesetzet haben, alles zu beobachten, um nach Befinden Ihre Maaßregeln zu nehmen, als eine Beschreibung, wann sie auch viel heller und deutlicher, als die gegenwärtige ist, gerathen wäre. Ich habe aber doch Ihren Befehl gehorsamen und Ihnen dieselbe vorläufig darlegen wollen, nicht zweifelnd, Sie werden, ehe Sie einen Gebrauch davon machen, selbst nöthig oder wenigstens viel sicherer finden, alles vorher mit eigenen Augen zu sehen, und mir dadurch zugleich die Ehre und das Vergnügen geben, Sie mündlich zu versichern, wie ich mit aller Hochachtung bin,

Mein Herr ꝛc.

* * * * * * * * * * * *

Azakia.

Eine huronische Erzehlung.

Die alten Einwohner von Canada waren insgesammt Wilde; und sie waren es in dem eigentlichsten Verstande. Nichts bewe-

set solches besser, als das Schicksal derjenigen Franzosen, welche zuerst ihren Fuß in diesen Theil der neuen Welt setzten. Sie wurden von denen, die sie zu Menschen und gesittet machen wollten, aufgefressen.

Neue Versuche hatten einen glücklichen Erfolg. Man trieb die Wilden in das Innerste des Landes. Man setzte ihnen gewisse Grenzen. Man errichtete Verträge mit ihnen, die oft gebrochen wurden. Man suchte endlich ihnen gewisse Sachen unentbehrlich zu machen, zu deren Erhaltung das Joch der Franzosen ihnen nothwendig war. Brandwein und Taback richteten dasjenige leicht aus, was man durch die Waffen viel schwerer bewerkstelliget haben würde. Nun fieng man an, einander von beyden Seiten zu trauen. Die canadischen Wälder wurden eben so frey von den neuen Ankömmlingen, als von ihren alten Einwohnern besucht. Auch die Weiber und Töchter der Wilden fanden sich oft darinn ein, und sie entsetzten sich im geringsten nicht, wenn sie von ohngefehr einem Franzosen begegneten.

Das Frauenzimmer in diesem Lande ist fast durchgehends schön; und ihre Schönheit ist, so wie ihre Lebensart, ungekünstelt. Sie sind von Natur sanftmüthig und munter. Sie lachen auf die angenehmste und reizendste Art. Sie haben eine starke Neigung zur Liebe; und ein Mädchen folgt dieser Neigung ohne Bedenken

und ohne Verweise zu fürchten. Allein, mit einer verheyratheten Frau ist es ganz anders beschaffen. Sie gehöret ohne alle Einschränkung ihrem Manne zu; ja! (so unglaublich dieses manchem vorkommen wird, so wahr ist es gleichwol) sie übertritt ihre Pflichten niemals.

Eine Heldin von dieser Art, eine gebohrne Huronin, verirrte sich einsmals in einem Walde, welcher nahe an der Gegend lag, wo sie wohnte. Ein französischer Soldat, welcher sich nicht die Mühe nahm, zu fragen, ob sie ein Mädgen oder eine Frau wäre, und der gar nicht geneigt war, die Rechte eines huronischen Ehemanns, aus Ehrfurcht, ungekränkt zu lassen, überfiel sie. Das Geschrey, welches die junge Wilde machte, indem sie sich vertheidigte, zog den Baron von Saint Castin, einen Officier in den canadischen Truppen, dahin. Er nöthigte den Soldaten, ohne viele Mühe, sich zu entfernen. Allein, diejenige, welcher er zur Hülfe gekommen war, hatte so viel Reizungen, daß ihm dieser Mensch wol zu entschuldigen schien. Er ward selbst in Versuchung geführt, sich die Belohnung für seine That zu nehmen. Er fing es auf eine verführendere Art an, als sein Vorgänger, und ward doch nicht glücklicher, als derselbe. Der Freund, welcher vor meinen Augen ist, sagte die Huronin zu ihm, hindert mich, dich zu sehen. Das ist die Redensart, deren sich eine Wilde bedient,

dient, um auszudrücken, daß sie verheyrathet ist, und daß sie durchaus ihre Pflicht gegen ihren Mann nicht verletzen will. Allein, diese Redensart ist nicht etwa nur ein eitles vom Wohlstand vorgeschriebenes Formular, sondern eine förmliche Verweigerung, deren sich alle Weiber dieser wilden Nationen bedienen, welchen die Nachbarschaft der Europäer diese Art von Wildheit noch nicht hat benehmen können.

Saint Castin, der in der Sprache und den Sitten der Huronen sehr erfahren war, sahe gleich, daß er nichts zu hoffen hatte. Dieses machte seine Großmuth wieder rege. Er begnügte sich demnach daran, die schöne Wilde zu begleiten, die nur von ohngefehr in den Wald gekommen war, und neue Zufälle befürchtete. Unterwegs bekam er alle nur mögliche Merkmaale der Erkenntlichkeit von ihr, nur das einzige ausgenommen, welches er anfänglich begehret hatte.

Nach einiger Zeit widerfuhr dem Baron eine Beleidigung von einem andern Officier. Er forderte ihn heraus, und erlegte ihn. Der Entleibte war ein Neffe des Generalgouverneurs der Colonie, und dieser hatte eine eben so unumschränkte Gewalt, als er rachgierig war. Saint Castin begab sich auf die Flucht. Man muthmaßte, er würde sich zu den Engländern nach Neu-York begeben haben. Es

war wahrscheinlich. Allein, er hatte einen andern Weg genommen. Er war versichert, daß er unter den Huronen eine eben so sichere Freystadt, als bey den Engländern finden würde; und er gab den Huronen den Vorzug.

Das Verlangen des Barons Azakien (so heißt die Wilde, der er beygestanden hatte) wieder zu sehen, vermochte ihn wol hauptsächlich zu dieser Wahl. Sie erkannte ihren Beschützer alsobald. Ihre Freude, ihn wieder zu sehen, war außerordentlich. Sie bezeigte ihm dieselbe mit eben der ungezwungenen Art, mit welcher sie seinen Bemühungen widerstanden hatte. Der Wilde, dessen Frau sie war, und welcher Ouabi hieß, empfing den Herrn von Saint Castin auf eben die Art, wie sie. Dieser unterrichtete jenen von den Ursachen seiner Flucht. „Der große Geist sey gelobet, daß er dich zu „uns geführet hat, versetzte der Hurone. Dieser Leib, fügte er hinzu, indem er seine Hand „auf die Brust legte, soll eine Brustwehr für „dich seyn, und diese Streitkolbe soll deine „Feinde entfernen, oder zu Boden schlagen. „Meine Hütte soll die Deinige auch seyn; täglich wirst du das große Gestirn erscheinen und „untergehen sehen, ohne daß dir etwas fehlen „oder schaden soll.„

Saint Castin erklärte, daß er eben so, wie sie, leben, ihre Sitten annehmen, mit ihnen zu Felde ziehen, alle ihre Verrichtungen mit

ihnen

ihnen theilen, kurz ein Hurone werden wollte; Dieser Vorsatz verdoppelte die Freude des Ouabi. Dieser Wilde war der Vornehmste unter seinem Stamme. Er war das Oberhaupt desselben, und hatte sich diese Würde durch seine Tapferkeit und Dienste zuwege gebracht. Es stunden viele andere Häupter unter seinem Befehl. Er bot dem Herrn von Saint Castin eine von diesen Stellen an; allein, dieser schlug solche aus, und begnügte sich an dem Range eines gemeinen Kriegers.

Die Huronen waren damals mit den Iroquesen in Krieg verwickelt. Man wollte einen Streich wider diese letztern unternehmen. Saint Castin stritte bey dieser Gelegenheit als ein wahrer Hurone. Allein, er ward gefährlich verwundet. Man brachte ihn auf einer Art von Tragsessel nach Ouabis Hause. Azakia ward bey diesem Anblick äusserst gerührt. Allein, sie blieb nicht dabey stehen, ihn bloß zu beklagen. Sie wendete alle nur mögliche Sorgfalt und Handreichung an. Ob sie gleich viele Sclaven hatte; so verließ sie sich doch in demjenigen, was ihres Gastes Versorgung betraf, allein auf sich selbst. Ihre Geschäftigkeit war eben so groß, als ihre Unruhe. Eine Liebhaberinn kann nicht so besorgt für die Erhaltung ihres Liebhabers seyn.

Saint Castin dachte auch, als Hurone noch französisch. Er zog aus dem Betragen Aza-

kiens die schmeichelhaftesten Folgen für seine Leidenschaft. Seine Sehnsucht und seine Hoffnung wuchsen mit seinen Kräften zugleich. Ein einziger Punct war seinen Absichten ein wenig hinderlich. Ouabi hatte ihm mit Freundschaft überhäuft. Konnte er ihn hintergehen, ohne zugleich undankbar und treulos zu handeln? Aber wie? sagte Saint Castin bey sich selbst; Ouabi ist ja nur ein Wilder; sollte er in diesem Puncte eigensinniger seyn, als viele rechtschaffene Leute in Europa? Diese Ursache, die im Grunde keine war, kam dem verliebten Franzosen sehr wichtig vor. Er erneuerte seine zärtlichen Anforderungen, und erstaunte, als er abermals abgewiesen wurde. "Halt ein! "Celario, (so hieß Saint Castin seitdem er "ein Hurone geworden,) halt ein! sagte Azakia zu ihm. Die Stücken der Ruthe, die ich "mit Ouabi gebrochen habe, sind noch nicht zu "Asche verbrannt. Ein Theil derselben ist "noch in seiner, und der andere in meiner Gewalt. So lange diese noch da sind, gehöre "ich ihm zu, und kann dir nicht gehören." Diese Worte sprach sie mit einem so gesetzten Thon aus, daß Saint Castin fast allen seinen Muth verlor. Er unterstund sich nicht, weiter in sie zu dringen, und verfiel in ein trauriges Nachdenken. Azakia ward davon gerühret. "Was ist zu thun? sagte sie zu ihm; ich kann "nicht die Deinige werden, als wenn ich aufhöre,

"höre, die Gattinn deines Freundes zu seyn;
"und ich kann diesen nicht verlassen, ohne ihm
"die Traurigkeit zu verursachen, welche du itzt
"empfindest. Antworte mir, hat er dieses
"verdienet? — Nein! rief Celario, nein!
"er verdienet allen Vorzug vor mir; allein, ich
"muß sein Haus und den ganzen Wohnplatz
"verlassen. Nur, wenn ich aufhöre Azakien
"zu sehen, kann ich aufhören undankbar gegen
"Ouabi zu seyn."

Die junge Wilde erblaßte, indem sie diese Worte hörte. Sie vergoß Thränen, welche sie nicht zu verbergen suchte. "Ach! undank-
"barer Celario, rief sie schluchsend, indem sie
"seine Hände zärtlich drückte, undankbarer
"Celario, ist es dein Ernst, daß du diejenigen
"verlassen willst, denen du lieber bist, als das
"Licht des großen Gestirns? Was haben wir
"dir gethan, daß du uns durch deinen Abschied
"betrüben willst. Fehlet dir etwas? Bin ich
"nicht immer an deiner Seite, als die Selavin,
"die deinen Wink erwartet, um zu gehorchen?
"Warum willst du, daß Azakia für Traurig-
"keit sterben soll? Du kannst sie nicht verlas-
"sen, ohne ihr ihre Seele zu entreißen; und
"diese Seele gehöret dir, so wie ihr Leib dem
"Ouabi gehöret." — Die Ankunft dieses letztern hinderte den Celario zu antworten. Azakia fuhr mit Weinen fort, ohne an sich zu halten, ohne sogar die Ursache desselben einen

Augen-

Augenblick zu verbergen. "Freund! sagte sie "zum Huronen, du siehest den Celario noch; "du siehest ihn; du kannst mit ihm sprechen, "und ihn hören. Aber, bald wird er vor unsern "Augen verschwinden; er will andere Freunde "suchen. — Andere Freunde? rief der Wilde, "der eben so bestürzt, als Azakia selbst, war. "Und welche Ursache, mein lieber Celario, "entreisset dich unsern Armen? Hat dich "jemand beleidiget, oder dir Schaden zugefüget? "Antworte mir; du weißt, was ich hier ver- "mag. Ich schwöre dir bey dem großen Geiste "zu, daß du gerächet und befriediget werden "sollst!"

Diese Frage setzte den Herrn von Saint Castin in Verlegenheit. Er hatte keine recht- schaffene Ursache, sich zu beklagen, wenigstens durfte er sie dem Ouabi durchaus nicht ent- decken. Er wendete demnach einige Ursachen vor, die den Wohnplatz angiengen, und wel- che der ehrliche Ouabi höchst lächerlich fand. „Laß uns von andern Sachen reden, sagte er. „Ich rücke morgen gegen die Irroquesen aus. „Ich werde unsern Kriegern diesen Abend die „gewöhnliche Mahlzeit geben. Nimm an die- „ser Belustigung Theil, mein guter Celario — „Ich will auch an der Gefahr und an den Be- „schwerden, die ihr ausstehen werdet, Antheil „nehmen, fiel ihm Saint Castin ins Wort; „kurz, ich will euch begleiten. — Deine

„Kräfte

„Kräfte würden deine Tapferkeit nicht zu unter-
„stützen fähig seyn, antwortete das Oberhaupt
„der Huronen. Es ist leicht, dem Tode kühn
„entgegen zu gehen; allein, das ist nicht ge-
„nug. Man muß ihn unter dem Feinde zu ver-
„breiten wissen; man muß ihn verfolgen, wenn
„er flieht; man muß die Kunst besitzen, ihn zu
„vermeiden, wenn er uns überlegen ist. Dis
„sind zu allen Zeiten die Regeln gewesen, die
„wir in unsern Kriegen beobachtet haben. Den-
„ke demnach itzo an nichts, als an deine völlige
„Heilung, und sey der Aufseher über dieses Haus
„in meiner Abwesenheit. Ich traue dir die
„Vorsorge für dasselbige an.„ Der Franzose
würde nur vergebens hierwider Einwendungen
gemacht haben. In kurzem hatten sich die
Krieger versammlet. Die Feyerlichkeit nahm
ihren Anfang. Kaum war sie zu Ende, als
das Heer den Marsch antrat. Saint Castin,
oder vielmehr Celario hatte mehr als jemals
von den Reizungen Azakiens zu befürchten.

Es ist gewiß, daß die junge Wilde ihren
Gast liebte. Sie liebte ihn recht metaphysisch,
ohne jedoch zu wissen, was das für eine Art von
Liebe wäre. Sie faßte sogar einen Entschluß,
den unsre metaphysische Liebhaberinnen in Eu-
ropa gewiß nicht fassen würden. Sie verschaffte
dem Herrn von Saint Castin Gelegenheit, von
einer andern das zu erhalten, was sie selbst ihm
nicht bewilligen wollte. Die Nebenbuhlerinn,

welche

welche sie sich an die Seite setzte, war sehr geschickt, bey dem Herrn von Saint Castin eine Veränderung hervorzubringen. Sie war achtzehn Jahr alt, sehr schön, und, welches nicht minder dazu erforderlich war, noch unverheyrathet. Ich habe bereits gesagt, daß ein Mädgen bey diesen Nationen der größten Freyheit genießet. Saint Castin hatte mit der jungen Dissna (so hieß das ledige Frauenzimmer) verschiedene Unterredungen, wozu ihm Azakia selbst behülflich gewesen war. Nach einigen Tagen konnte er in ihren Augen lesen, daß sie nicht so unerbittlich seyn würde, als ihre Freundinn. Die Geschichte meldet nicht, ob er sich diese Entdeckung zu Nutze machte. So viel ist indessen gewiß, daß er Azakien deswegen nicht vergaß; ohne Zweifel würde auch Azakia dieses nicht gerne gesehen haben. Saint Castin empfand, daß ihm eine geheime Macht zu Azakien zurück zog, als eine Begebenheit, die an jedem andern Orte zu ihrer Vereinigung gedienet haben würde, sie beynahe auf ewig getrennet hätte.

Man erfuhr von einigen Flüchtlingen, die behender, als die andern, gewesen waren, daß Ouabi in einen Hinterhalt von Irroquesen gefallen, den besten Theil seiner Truppen verloren hätte, und selbst auf dem Wahlplatze geblieben wäre. Diese Nachricht versetzte den Herrn von Saint Castin in eine gerechte Betrübniß.

trübniß. Seine Großmuth machte, daß er alle eigennützige Absichten fahren ließ. Er vergaß, daß, indem er einen Freund verlor, er sich zugleich von einem Nebenbuler befreyet sähe. Ueberdies konnte der Tod dieses Nebenbuhlers auch den Tod der Azakia nach sich ziehen. Ihr Leben hieng, von diesem Augenblicke an, von einem Traume ab. Wenn die Wittwe nach dem abergläubischen Gebrauch, der von jeher unter diesen barbarischen Völkern heilig gewesen, in den ersten vierzig Tagen nach dem Tode ihres Mannes denselben im Traume zweymal sähe und mit ihm sprach; so mußte sie daraus schließen, daß er ihrer im Lande der Seelen benöthiget wäre, und sie mußte sich durchaus umbringen.

Azakia war entschlossen, diesem Gebrauche zu folgen, wenn der doppelte Traum ihr solches befehlen würde. Sie beweinte den Verlust des Ouabi aufrichtig; und ob ihr gleich Saint Castin, wenn sie starb, Ursach zu neuen Thränen gab; so siegte das Vorurtheil dennoch über die Neigung. Es ist schwer, die Unruhe, und das Schrecken auszudrücken, welche den Liebhaber dieser schönen und leichtgläubigen Huronin quälten. Jede Nacht stellte er sich vor, wie sie ein Raub unglücklicher Träume wäre. Niemals kam er des Morgens zu ihr, ohne über das, was er etwa hören möchte, im voraus zu beben. Endlich traf er sie einsmals an, da sie

eben

eben einen tödtlichen Trank zubereitete. Es war der ausgepreßte Saft aus der Wurzel eines gewissen Baums; ein Gift, der dort untrüglich wirkt. " Du siehest, mein lieber Celario, sagte Azakia zu ihm, du siehest hier „die Zurüstung zu der langen Reise, welche mir „Ouabi zu thun befiehlt — Himmel! fiel ihr „Saint Castin ins Wort, können Sie sich auf „einen Traum verlassen, der Sie täuscht, auf „ein nichtiges, auf ein betrügerisches Bild? — „Halt ein! Celario, versetzte die Huronin: du „betrügst dich selbst. Ouabi hat sich mir diese „Nacht gezeiget; er hat mich bey der Hand ge„nommen, und mir befohlen, ihm zu folgen. Die „Schwere meines Körpers ließ es nicht zu. „Ouabi hat sich mit einer traurigen Mine ent„fernet. Ich rief ihn. Allein, anstatt mir zu „antworten, hat er mir die Hand gereicht, und „ist verschwunden. Er wird gewiß wieder kom„men, mein lieber Celario; und denn muß ich „ihm gehorchen. Wenn ich dich werde beweinet „haben; so will ich diesen Trank zu mir neh„men, welcher meinen Leib einschläfern wird. „Ich will mich zu dem Ouabi ins Land der See„len begeben."

Diese Rede machte den Herrn von Saint Castin ganz trostloß. Er stellte Azakien alles vor, was ihm Vernunft, Schmerz und Liebe nur überzeugendes eingaben. Nichts bewegte die junge Wilde. Sie weinte, aber dem ohngeacht

geacht beharrte sie auf ihrem Entschluß. Der trostlose Franzose erhielt nichts von ihr, als daß sie, wenn ihr auch Ouabi zum zweitenmale erschien, ihren Tod noch verschieben wollte, bis sie von Ouabis Tode besser versichert wäre. Und hiervon wollte Saint Castin, so bald es nur möglich wäre, nähere Erkundigung einziehen.

Die Kriegsgefangenen werden bey diesen wilden Völkern niemals ausgewechselt, oder loßgekauft. Sie suchen nur solche, wenn es möglich ist, dem Ueberwinder mit Gewalt wieder abzunehmen. Das Schicksal der Gefangenen ist die Sclaverey, oder der Tod; und die Iroquesen haben vor andern die Gewohnheit, ihre Gefangene ums Leben zu bringen. Ouabi war also vermuthlich entweder an seinen Wunden gestorben, oder von dieser grausamen Nation verbrannt worden. Azakia glaubte dieses mehr, als alle andre. Aber Saint Castin wollte, daß sie wenigstens daran zweifeln sollte. Er seiner Seits feuerte den Muth der Huronen von neuem an, und schlug eine zwote Unternehmung gegen den Feind vor. Sie ward gebilliget. Es kam nur auf die Wahl eines Oberhaupts an. Alle Stimmen fielen auf Saint Castin, welcher schon Proben seiner Tapferkeit und Klugheit gegeben hatte. Er setzte sich mit seinem Heer in Marsch, nachdem er doch vorher sich noch einmal von Azakien hatte versprechen lassen, daß sie, es möchte ihr träumen was da

wollte, die traurige Reise, die sie anzutreten gedächte, verschieben würde, bis er zurück käm.

Der Marsch der huronischen Krieger war so glücklich, als er seyn konnte. Die Irroquesen bildeten sich ein, sie wären allzu sehr geschwächt, und hätten den Muth allzu sehr verlohren, als daß sie etwas unternehmen könnten. Sie, die Irroquesen selbst, marschierten, um sie anzugreifen, und marschierten ohne alle Vorsicht. Ganz anders war es mit Saint Castins Heere beschaffen. Er hatte einige Mannschaft vorausgeschickt, welche ihm von der Verfassung des Feindes Nachricht ertheilte. Die Gegend war vortreflich zu einem Hinterhalte. Die Huronen machten sich diesen Vortheil so wohl zu nutze, daß sich die Irroquesen von allen Seiten eingeschlossen befanden, ehe sie noch glaubten, daß sie etwas ähnliches zu befürchten hätten. Man fiel sie mit einer Wuth an, die ihnen nicht Zeit ließ, sich zu besinnen. Der größte Theil derselben blieb auf dem Platz; die übrigen wurden theils verwundet, theils gefangen genommen. Hierauf marschierte man ohne Verzug auf das nächste Dorf zu. Man überrumpelte die darinn versammelten Irroquesen, die sich eben das Vergnügen machen wollten, einen Huronen zu verbrennen. Schon sang dieser sein Todeslied. Dieses unterläßt ein Wilder niemals, den der Feind eben hinrichten will. Ein großes Geschrey und ein Hagel von Flintenkugeln zerstreueten

gar

gar bald den Haufen der Neubegierigen. Man hieb die Flüchtlinge und die, so sich zur Wehr setzten, nieder. Die zügellose Tapferkeit der Wilden wüthete hier auf alles ohne Unterscheid. Umsonst bemühete sich Saint Castin dem Gemetzel Einhalt zu thun. Er konnte kaum eine geringe Anzahl von Kindern und Frauen retten. Er fürchtete hauptsächlich, Ouabi möchte selbst niedergehauen werden, wann er anders noch leben, und sich etwa in diesem Dorfe befinden sollte. Voll von diesen Gedanken lief er von einem Ort zum andern. Er erblickte auf einem Platze einen Gefangenen, der an einem Pfahl bevestiget war, und zu seiner Seite alle Zubereitungen zum Tode hatte; alles, was nöthig war, ihn bey einem langsamen Feuer zu verbrennen. Die Irroquesen waren im Begriff ihn zu ermorden, da sie ihm nicht mitnehmen konnten. Das Oberhaupt der Huronen flog auf diesen unglücklichen Gefangnen zu, zerriß seine Bande, erkannte, und umarmte ihn. Es war Ouabi.

Diese tapfere Wilde hatte den Verlust seines Lebens dem Verluste seiner Freyheit vorgezogen. Man hatte ihm, da er kaum von seinen Wunden wieder hergestellt gewesen, das Leben unter der Bedingung ein Sclave zu seyn, schencken wollen. Er hatte den Tod erwählet, und beschlossen, sich selbst das Leben zu nehmen, wenn man es ihm lassen würde. Allein, die Irroquesen hatten ihm diese Mühe ersparen wollen. Ei-

nen Augenblick später wäre es seinen Landsleuten unmöglich gewesen, ihn zu retten.

Nachdem man alles, was von Irroquesen in der ganzen Gegend übrig war, theils vertilget, theils zu Sclaven gemacht hatte, so trat die huronische Armee den Rückmarsch nach ihrem Lande an. Saint Castin wollte das Commando an Ouabi abtreten; allein, dieser schlug es aus. Unterwegs erzehlte er ihm, wie Azakia entschlossen gewesen, zu sterben, indem sie sich eingebildet, er selbst sey nicht mehr am Leben, und verlange, daß sie ihm folgen solle; wie sie sich deshalb Gift zubereitet, und mit welcher Mühe er erhalten habe, daß sie es noch verschieben mögte, solchen zu genießen. Saint Castin sprach mit einer solchen Heftigkeit, auf eine so bewegliche Art, daß der ehrliche Ouabi darüber erstaunte. Er erinnerte sich an einige kleine Umstände, die ihm ehedem nichts weniger, als bedenklich, geschienen hatten. Allein, auch itzt ließ er sich nichts von demjenigen merken, was er im Schilde führte. Man kam an. Azakia, welche einen zweeten Traum gehabt hatte, sahe diese Rückkehr als das Zeichen zu ihrem Tode an. Wie erstaunte sie, als sich der Gemal, zu dem sie in die Geisterwelt hatte gehen wollen, unter den Lebendigen befand. Anfangs blieb sie für Erstaunen unbeweglich und sprachloß stehen; allein, bald hernach drückte sich ihre Freude durch lebhafte Liebkosungen und lange Reden aus.

Oua-

Ouabi nahm die erstern an, und that den letztern Einhalt. Hierauf wandte er sich zu Saint Castin. "Celario, sagte er zu ihm; du „hast mir das Leben gerettet, und welches mir „weit lieber ist, du hast mir Azakien zwey„mal erhalten. Sie gehöret also mehr dir, als „mir zu. Ich selbst gehöre dir. Siehe, ob der „Besitz ihrer Person für uns beyde eine hinrei„chende Belohnung ist. Ich überlasse sie dir „aus Erkenntlichkeit; aber ich würde sie nie„manden überlassen haben, um mich aus dem „brennenden Feuer der Irroquesen zu ziehen"

Es ist unmöglich, dasjenige auszudrücken, was Saint Castin bey Anhörung dieser Worte empfand. Sie kamen ihm zwar nicht so lächerlich vor, als vielleicht vielen, die dieß lesen werden. Er wußte, daß die Ehescheidung ganz gewöhnlich unter den Wilden ist, daß sie sich eben so leicht trennen, als sie sich vereinigen. Allein, da er nicht begreifen konnte, wie man Azakien abtreten könnte, ohne sich eine übernatürliche Gewalt anzuthun; so glaubte er, daß er verbunden wäre, es dem großmüthigen Ouabi gleich zu thun. Er schlug demnach dasjenige aus, was er am sehnlichsten wünschte, und er schlug es vergebens aus. Er mußte Ouabis anhaltenden Bitten nachgeben. Man wird sich vielleicht einbilden, daß die getreue Azakia, welche Saint Castins Angriffen widerstanden, und den Gemahl, den sie für todt hielt, nicht über-

leben wollte, lange in die Trennung von ihrem Mann nicht hat willigen wollen? Im geringsten nicht. Bisher hatte sie nur der Pflicht Gehör gegeben. Jetzo konnte sie ihrer Neigung folgen. Ouabi selbst wollte es. Die Stücken der Trauungsruthe wurden also herbeygebracht, wieder zusammengesetzt und verbrannt. Ouabi und Azakia umarmten sich zum letzten mal, und, von diesem Augenblicke an, trat die junge und schöne Huronin wieder in alle die Rechte, die sie als Mädgen gehabt hatte. Man sagt sogar, Saint Castin hätte sie mit Hülfe einiger Mißionarien in bester Form zu seiner Frau gemacht. Ouabi seiner Seits brach eine Ruthe mit der jungen Zisma; und diese beyden Ehen, die auf so verschiedene Art geknüpft wurden, waren beyde gleich beglückt. Jeder Gemahl war versichert, daß er keinen Nebenbuhler hatte, und vergaß, daß er nicht der erste Glückliche wäre.

* * * * * * * * * * * *

Die Geschicklichkeit.

Der Junker, sagt ihr, wie? der sollte nichts verstehn?
Ich bitt euch, hört ihm zu! er pfeift! — Pfeift er nicht schön?

Ge=

Gespräch
zwischen
Pericles, einem heutigen Griechen
und
einem Russen.

Pericles.

Ich habe Lust, einen heutigen Griechen zu sprechen, und Minos hat mir gesagt, daß einer von uns beyden einer wäre.

Der Grieche.

Minos hat die Wahrheit gesagt; ich war in meinem Leben ein demüthiger Sclave der hohen Pforte.

Pericles.

Was höre ich! ein Sclave? Kann ein Grieche ein Sclave seyn?

Der Grieche.

Kann ein Grieche frey seyn?

Der Russe.

Er hat Recht; Grieche und Sclave bedeutet heutiges Tages gleich viel.

Pericles.

O Himmel! wie sehr beklage ich meine unglückseligen Landsleute!

Der Grieche.

Und warum das? Ich war mit meinem Zustande noch ziemlich zufrieden. Der Bassa von

Romelien hatte mir aus Großmuth ein klein Stückchen Landes gelassen; dieses bauete ich, und bezahlte meinen Tribut an den Großsultan—

Pericles.

Tribut? Wie? dieses Wort muß ich aus dem Munde eines Griechen hören? Aber sprich, worinn bestand denn dieses erniedrigende Zeichen der Knechtschaft?

Der Grieche.

Darinn, daß ich einen Theil der Früchte meiner Hände Arbeit, meinen ältesten Sohn und alle meine Töchter, wenn sie schön waren, hergeben mußte.

Pericles.

Wie? Niederträchtiger! du gabst selbst deine Kinder in die Knechtschaft? Haben wol jemals die Griechen, die zu den Zeiten des Miltiades, des Aristides, des Themistocles lebten, so unwürdig gehandelt? —

Der Grieche.

Das sind Namen, die ich mein Lebtage nicht habe nennen hören. Waren diese Leute Bostangis, Capigibachis, Bassen von dreyen Roßschweifen, oder Oberste der Verschnittenen?

Pericles (zum Russen.)

Mit welchen barbarischen und lächerlichen Namen beleidiget dieser Mensch meine Ohren? Ohne Zweifel ist er ein dummer Bäotier, oder

ein

ein unwissender Spartaner. (zum Griechen) Ohne Zweifel ist dir der Name Pericles nicht besser bekannt?

Der Grieche.

Pericles? — Nein — Unterdessen — wo mir recht ist, so hat einer unserer berühmtesten Mönche also geheißen.

Pericles.

Ein Mönch? Was ist das für ein Mann? Vielleicht der Vornehmste im Staate?

Der Grieche.

Ein Mönch bekümmert sich nicht um den Staat, so wie der Staat sich nicht um ihn bekümmert.

Pericles.

Aber wodurch hat sich denn dieser berühmt gemacht? Hat er so, wie ich, für das Vaterland Krieg geführet, und den Sieg davon getragen? Hat er dasselbige mit Denkmaalen für die Götter, für die schönen Künste, zum gemeinen Nutzen und zum Vergnügen der Bürger gezieret? Hat er die Geschicklichkeit aufgemuntert, die Künstler und Schriftsteller beschützt und bereichert, die Meisterstücke hoch geschätzt und belohnt?

Der Grieche.

Im geringsten nicht. Der Mönch, von welchem ich rede, konnte nicht einmal lesen, bewohnte eine kleine Hütte, bauete sein Land

selbst, zergeißelte sich täglich seinen Rücken, lebte von nichts, als von Wurzeln, und rechnete dem Himmel seine Geißelung, seine Arbeit, seine Enthaltsamkeit und seine Unwissenheit als ein Opfer an.

Pericles.

Und dieser Mensch ist berühmter, als ich?

Der Grieche.

Nicht anders. Alle Griechen halten ihn in Ehren; aber keiner weiß das geringste von Euch.

Pericles.

Welch ein Schicksal! — Aber zum wenigsten werde ich doch noch in Athen, in derjenigen Stadt, wo ich die Pracht und den Geschmack an dem Schönen einführte, in Ehren gehalten?

Der Grieche.

Das weiß ich wahrhaftig nicht. Was mich betrifft, ich wohnte in Setine, einem elenden Flecken, der, wie man mir hat versichern wollen, ehemals weit ansehnlicher gewesen ist, hinführo aber immer schlechter werden wird.

Pericles.

Also ist dir das berühmte und reiche Athen eben so unbekannt, als Themistocles und Pericles. (zum Russen) Er hat vermuthlich in einem abgelegenen Winkel Griechenlandes gewohnet?

Der

Der Russe.

Im geringsten nicht. Er wohnte in der Stadt Athen selbst.

Pericles.

In Athen? Wie ist das möglich? Er weiß ja nichts von mir? Er weiß ja nicht einmal den Namen dieser so berühmten Stadt?

Der Russe.

Kein Irrthum ist leichter und natürlicher, als der Seinige. Das alte stolze Athen ist heutiges Tages der elende Flecken Setine.

Pericles.

Himmel! was höre ich!

Der Russe.

Das ist die Wirkung der Verwüstung der Zeit und der Ueberschwemmung von Barbaren, welche mehr zerstöret haben, als Jahrhunderte.

Pericles.

Ich habe zwar erfahren, daß die Nachfolger Alexanders Griechenland unters Joch gebracht haben; aber hat ihm nicht Rom die Freyheit wieder gegeben? Aus Furcht, ich möchte erfahren, daß es dieselbe zum zweytenmale verloren hätte, habe ich mich niemals darnach erkundigen wollen.

Der Russe.

Ihr würdet es oft unter der Herrschaft neuer Herren gesehen haben. Eine Zeitlang schien es sich mit den Römern in die Beherrschung des Erdbodens zu theilen. Keine von beyden

Mächten

Mächten wußte aber dieselbe zu behaupten. Allein von Griechenland insbesondere zu reden, so würdet ihr, sage ich, dasselbe bald unter der Botmäßigkeit der Franzosen, bald in den Händen der Venetianer, bald unter dem Joche der Türken gesehen haben.

Pericles.

Ich habe niemals ein Wort von diesen dreyen barbarischen Nationen gehöret.

Der Russe.

An dieser Art zu reden erkenne ich einen alten Griechen. Alle fremde Völker waren Barbaren in euren Augen. Ihr nahmet sogar die Aegypter nicht davon aus, die euch doch zuerst auf die Spur aller eurer Wissenschaften und Künste gebracht hatten. Die Türken haben zwar niemals eine andere Kunst verstanden, als die Kunst Eroberungen zu machen; ja sie verstehen noch heutiges Tages nicht viel mehr, als die Kunst, was sie erobert haben, zu behaupten; allein die Venetianer und besonders die Franzosen sind euch Griechen in mehr als einem Stücke gleich gekommen, und haben euch sogar in vielen andern übertroffen.

Pericles.

Das ist eine schöne Schilderung; aber es kommt mir vor, als ob sie nicht recht aufrichtig wäre. Bist du nicht ein Franzose?

Der Russe.

Nichts weniger als das. Ich bin ein Russe.

Peri-

Pericles.

Ein Russe! — Alle Völker des Erdbodens müssen, seitdem ich in den elisäischen Feldern bin, andere Namen angenommen haben. Ich schliesse indessen aus deinen Reden, welche viele Wissenschaft verrathen, daß deine Nation sehr alt seyn muß. Stammet sie vielleicht gar von den Aegyptern her, welchen du vor einem Augenblick das Wort redetest.

Der Russe.

Nein. Ich kenne diese Völker bloß aus euren Geschichtschreibern. Meine Nation kommt von den Scythen und Sarmaten her.

Pericles.

Ist es möglich, daß ein Nachkömmling von den Sarmaten und Scythen den alten Zustand von Griechenland besser weiß, als ein heutiger Grieche.

Der Russe.

Vor höchstens vierzig Jahren kannten wir weder die Egypter, noch die Griechen, noch gar die Sarmaten, von welchen wir abstammen. Allein, einer unsrer Monarchen war ein großer Geist? Er faßte den Entschluß, aus seinen Staaten die Unwissenheit zu verbannen. Bald darauf sahe man Künste und Wissenschaften darinn aufgehen; wir bekamen Akademien und Schauspiele; wir lernten die Geschichte aller Völker; und verdienten dadurch, daß, andre Völker die unsrige erlernten.

Peri-

Pericles.

Es ist gewiß, ein Fürst darf nur wollen; so kann er solche Verwandlungen hervorbringen; allein es ist noch gewisser, daß ich meine Zeit übel angewendet habe. Ich hofte, mich zu verewigen, und man weiß sogar in meinem Vaterlande nichts von mir.

Der Russe.

Dahingegen kennt man Euch in dem meinigen; dieses hättet Ihr wohl niemals gedacht.

Pericles.

Das gestehe ich. Indessen kränkt es mich, so gleichgültig ich gern dabey seyn wollte, daß Athen vergessen hat, was ich für dasselbe gethan habe. Ich will mich in der Gesellschaft des Osiris, Minos, Lycurgus, Solons und vieler andern Stifter mächtiger Reiche und Gesetzgeber, deren Thaten und Vorschriften man vergessen hat, trösten. Die menschlichen Kenntnisse sind ein Gestirn, welches nur einen Theil der Erdkugel auf einmal, alle zusammen aber nach und nach, erleuchtet. Der Tag bricht bey einer Nation an, wenn er bey einer andern eben untergehen will.

Monatschrift
zum
Nutzen und Vergnügen.

Fünftes und sechstes Stück.

Monate:

November und December.

Hamburg,
gedruckt und verlegt von Mich. Christ. Bock.
1763.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1823199186/phys_0389
DFG

Inhalt.

Sie wurden alle zufrieden. Eine Geschichte aus der neuesten Zeit, — S. 1

Fragment von dem Aufsatze eines gelehrten Portugiesen, den Zustand der Wissenschaften in Portugal betreffend, — — . „ 50

Schreiben an einen Freund über die Eifersucht „ 64

Nachrichten von den Koriaki, einem heidnischen Volke in Kamtschatka, — — „ 107

Geschichte der Handlung, — „ 109

Von den verschiedenen Arten zu reisen in Japan „ 132

Die drey Freundinnen, und die drey Brüder, eine lehrreiche Geschichte, — „ 141

Eine Erzehlung, — — „ 153

Bericht, der unter den Papieren des berühmten Doctor Swifts gefunden worden, und zur Ergänzung seines Gullivers dienet, „ 154

Allerley Einfälle, — — „ 164

Recept zu einem sichern Schönheitsmittel, „ 166

Beyträge zum neologischen Wörterbuch, oder satyrische Erklärungen, — „ 168

Merkwürdige Beschreibung der Feyerlichkeit, womit zu Constantinopel die Handwerkszünfte dem türkischen Kayser die Geschenke überliefern, die sie ihm, sobald er mit seinen Truppen zu Felde zieht, zu machen verbunden sind. (Aus einem Briefe von Madame Worthley Montague.) — „ 172

Kritische Anmerkungen über die Erfindung des Schießpulvers, — — „ 175

Gespräch zwischen Alexander und Diogenes, „ 178

Eine lappländische Tradition, — „ 184

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1823199186/phys_0390

DFG

Vorrede.

Ich bin so wenig ein Freund von Vorreden, als viele meine Leser. Es kann uns indessen beyderseits zum Troste gereichen, daß diese nur kurz seyn wird.

wird. Der Mangel der Uebung in dem Handwerke eines Vorredners macht, daß ich kein einziges überflüßiges Wörtchen sagen werde. — Der Leser findet in folgenden Blättern nichts, als Uebersetzungen. Ob sie gut gewählt, und wohlgerathen sind, das darf ich nicht beurtheilen. — Mich dünkt, für einen ersten Versuch gehet diese Vorrede noch wol an.

Der Herausgeber.

Sie

Sie wurden alle zufrieden.

Eine Geschichte aus der neuesten Zeit.

Kaum war Damon von Lucilien eingenommen, als er schon hundertmal zu ihr gesagt hatte: Ich liebe Sie. Lucilie liebte den Damon schon seit einem halben Jahre, und sagte es ihm doch nicht. Woher kam eine so verschiedene Aufführung? Von einer noch weit größern Verschiedenheit der Gemüther. Damon war lebhaft, ungestüm, ungeduldig. Seine Unternehmungen quälten ihn mehr, als sie ihn be-

schäftigten. Lucilie war sanftmüthig, an sich haltend, etwas furchtsam, und gewissen Rathschlägen unterworfen, welche aus ihr machten, was sie wollten. Sie hatte von Natur ein zärtliches Herz; aber sie besaß die Kunst, nur empfindlich zu scheinen; ja sogar diesen Schein der Empfindlichkeit wußte sie größtentheils zu verbergen. So viel Zurückhaltung setzte den armen Damon ganz außer sich. Nein, sagte er, niemals hat man die Gleichgültigkeit so weit getrieben. Sie ist ein Marmor, welchen nichts erhitzen kann. Ich will Lucilien vergessen; ich will mich in einen andern verliebten Handel einlassen, der mich mehr vergnügt, der nicht so metaphysisch, nicht so dauerhaft, nicht so gleichförmig ist. Dorval, ein junger Mensch, ohngefähr von gleichem Alter, der aber weit mehr Erfahrung hatte, als er, bestärkte ihn in diesem Vorsatze. Dorval war sowol aus Ueberlegung, als aus Neigung ein Petitmaitre geworden. Er zog diesen Stand allen andern vor, weil er ihm derjenige zu seyn schien, dem man alles übersieht. Kleinigkeiten gab er gern ein wichtiges Ansehen, und mit wichtigen Sachen gieng er als mit Kleinigkeiten um. Er beschäftigte sich eben so gern mit diesen, als mit jenen. Er konnte sich zu gleicher Zeit mit erhabenen Handlungen, mit wunderlichen Händeln und mit kleinen Tändeleyen abgeben. Er blieb immer in gleicher Gemüths-

müthsverfassung, weil ihm die heftigen Leidenschaften unbekannt waren, und entschuldigte (welches wenigstens eben so selten ist) das Gegentheil an andern. Damon war dem Schein nach viel überlegter, und vielleicht war er im Grunde nicht so bedachtsam. Sein ernsthaftes Wesen, war nicht sowol philosophisch, als vielmehr traurig. Eine einzige Leidenschaft war hinreichend, alle seine Gedanken zu beschäftigen, und seine Gedanken waren oftmals nicht sehr gründlich. Kurz, der Philosoph konnte leicht ein Petitmaitre, und der Petitmaitre leicht ein Philosoph werden.

Dieser letzte regierte auch jenen. „Wie! sagte dieser neue Mentor zu ihm, „du läs„sest dir von einem Kinde Gesetze vorschrei„ben? Was mich betrifft, ich schreibe den „eigensinnigsten und listigsten Wittwen wel„che vor. Die Zeit ist vorbey, da man „alt wurde, ehe man einen Liebeshandel in „Gang brachte, den man in der Jugend „schon angesponnen hatte. Folge mir, flat„tere einige Zeit von einem Gegenstand zum „andern, und überlaß mir der Sorge, et„was aus der unschuldigen Lucilie zu ma„chen. —„ Allein, Damon verlangte ihn nicht zum Lehrmeister bey seiner Gebieterin zu haben. Er liebte, und aus diesem Grunde war er ein wenig eifersüchtig. Ueberdies hatte er eine ziemlich gute Meynung von sich selbst,

und hoffte, schon allein die Furchtsamkeit Luciliens zu überwinden; denn er konnte nicht glauben, daß sie gleichgültig seyn sollte.

Allein gesetzt, Damon hätte diese Furchtsamkeit überwunden; so waren noch andere Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Lucilie lebte nicht weit von Paris unter der Aufsicht einer Tante, welche in ihrem vierzigsten Jahre alle die Ansprüche beybehielt, die sie im zwanzigsten gemacht hatte, und verlangte, daß ihre Nichte in ihrem sechzehnten keine machen sollte. „Alle Männer sind Betrüger,„ sagte sie zu ihr, „oder müssen doch unfehlbar welche „werden. Glaubet meiner eigenen Erfah„rung, und hütet euch, solches zu ver„suchen.„ Diese Rede, oder andere von derselbigen Art, wiederholte sie so oft, daß Lucilie, so geduldig sie auch die Natur geschaffen hatte, dennoch darüber ungeduldig ward. Dem ohngeachtet machten dieselben einen starken Eindruck auf ihr Gemüth. Ich muß meiner Tante wol glauben, sagte sie ganz traurig zu sich selbst; sie ist in solchen Sachen weit erfahrner, als ich. Ohne Zweifel wird sie wol oft genug betrogen worden seyn, (und das war wirklich wahr;) aber wahrscheinlicher Weise, setzte Lucilie hinzu, wird es ihr nicht mehr so gehen. (Allein hierinn irrte sie sich.)

Cinthie, (so müssen wir diese Tante nennen) hatte geheime Absichten auf den Damon;

ich

ich sage geheime Absichten, weil sie nicht wollte daß sie Dorval merken sollte. Sie glaubte, diesen letztern vest genug in ihren Banden zu haben, weil er so gefällig war, sie nicht aus dem Irrthume zu ziehen. Aber er kam ihr ein wenig allzu flüchtig vor; Damons anscheinende Ernsthaftigkeit schien sich besser für sie zu schicken. Eben darum mißgönnte sie ihrer Nichte diese Eroberung. Nur selten ließ sie ihnen die Gelegenheit, allein mit einander zu sprechen. Sie war fast bey allen ihren Zusammenkünften gegenwärtig. Dieses brachte den ungeduldigen Damon außer sich. Er antwortete kaum auf die Fragen, die sie an ihn zu thun beliebte. Er sprach nur für Lucilien, und sie sah er nur an. Lucilie hingegen unterstund sich kaum, ihn anzusehen. Sie hörte ihn nur mit niedergeschlagenen Augen zu, schwieg still, fand ihn liebenswürdig, und ihre Tante langweilig.

Die armen Kinder, sagte einsmals Dorval bey sich selbst, sie haben einander tausend Sachen zu sagen, und können nicht mit einander sprechen. Vielleicht werden sie sich doch nichts sagen, wenn sie auch Gelegenheit haben; aber das schadet nichts; man muß sie wenigstens so glücklich machen, daß sie in Freyheit seufzen können. Es gelung ihm. Er erfand einen Vorwand, welcher Cinthien nöthigte, sich zu entfernen, und er selbst ließ auch bald hernach die beyden Verliebten allein. Lu-

Lucilie war damit zufrieden, aber sprachlos. Damon verlohr die Sprache so leicht nicht. Er wollte Lucilien nöthigen, sich deutlich zu erklären; und sie setzte sich ihrer Seits vor, solches durchaus nicht zu thun. Sie wollte sich sogar bey den ersten Worten, die Damon zu ihr sagte, entfernen. Er hielt sie auf, und vermehrte dadurch nur ihre Verwirrung. „Werden Sie denn niemals etwas empfinden, „oder sich immer verstellen? „ sagte er zu ihr. „Wie? Sie sagen mir nicht ein Wort, welches mich zufrieden stellen, oder wenigstens beruhigen könnte? — Sie beruhigen?„ versetzte Lucilie ganz unschuldig. „Aber was denn : : glauben Sie denn, daß „ich selbst ruhig bin? — Nun so sagen „Sie mir die Ursach Ihrer Furcht — Ich „weiß Ihnen keine zu sagen; aber was fürchten Sie? — Ich fürchte, daß Sie mich „nicht lieben — „ Lucilie ward roth, und antwortete nichts. „Lassen Sie uns ohne „Verstellung sprechen, „ fuhr Damon fort, „und erlauben Sie mir, daß ich mich ohne „Umschweife erkläre: Ich liebe Sie, reizende „Lucilie. — O, „ versetzte sie, „Sie sollen „mir es nicht sagen — Aber, Undankbare, Sie lieben mich also nicht — Ich „bin nicht undankbar — Also lieben Sie „mich? — Das habe ich nicht gesagt. — „Himmel!„ rief der aufgebrachte Damon,

„ich

„ich sehe es nur allzu wohl, meine Ge„genwart ist Ihnen zur Last. Gut, ich „muß Sie davon befreyen; ich will Ihnen „auf ewig entsagen. —„ Bey diesen Worten veränderte Lucilie die Farbe, schlug die Augen nieder, und verstummte. Ihr Stillschweigen sagte genug. Jeder andere als Damon würde ihr zu Füßen gefallen seyn; aber er verlangte etwas mehr, als ein stillschweigendes Geständniß; er verlangte, die furchtsame, sanftmüthige, zärtliche Lucilie sollte sich ohne Zurückhaltung herauslassen; ihre Worte sollten eben so feurig seyn, eben so viel Leidenschaften enthalten, als die seinigen. Zum guten Glück befreyete sie Cinthie von ihrer Verwirrung. Vielleicht war dieses das einzigemal, daß ihre Ankunft ihrer Nichte Freude verursachte. Damon konnte den Verdruß, der ihn quälte, nicht verbergen. Cinthie bemerkte es, und war von Herzen vergnügt darüber.

In Wahrheit, sagte Lucilie bey sich selbst, Damon führt sich besonders auf. Was will er mehr haben? Habe ich nicht schon zu viel gesagt? Kann er das übrige nicht errathen? Ach ohne Zweifel kann er es; er will nur aus meinem eigenen Munde hören, daß ich ihn liebe, und hernach wird ers niemals wieder zu hören verlangen. Gut! er soll es hören, aber so spät, daß er es wenigstens lange wünschen soll. Meine Tante hat es mir wol hundertmal

gesagt, daß die Männer nur sich selbst lieben, nur um ihrer selbst willen, nur, um ihre Eigenliebe zu befriedigen, geliebt werden wollen. Gewiß! meine Tante hat wohl recht.

Dorval hatte wohl gemerkt, daß die Zeit, da das junge Paar durch seine Vermittelung allein geblieben war, mit Zänkereyen verflossen wäre. Es ist doch immer ein Schritt näher zum Schlusse, sagte er; eine kleine Streitigkeit in der Liebe ist doch immer besser, als wenn man einander gar nichts sagt. Allein, Damon dachte ganz anders. Da ihm Cinthiens Gegenwart das Stillschweigen auferlegte, so konnte er diese Probe nicht lange aushalten. Er begab sich unter einem falschen Vorwande nach Hause. Da überließ er sich den heftigsten Gemüthsbewegungen. Eine Hinderniß war für ihn eine Marter; sie nahm ihm Ruhe, Appetit und Vernunft. Diese raubte ihm sogar die Gesundheit. Er wäre gewiß nicht gelassen genug gewesen, nur eine Unpäßlichkeit von dreyen Tagen zu erdichten. Allein, er bekam in der That ein Fieber, welches ihn weit länger zu Hause zu bleiben nöthigte. Dorval fand ihn in diesem Zustande, und erstaunte recht, als er die Ursach davon vernahm. „Ist es weiter nichts, als dieses? sagte er mit einem spöttischen Tone, „ich nehme diese Cur über mich. Ich will mit deiner Grausamen reden; ich will ihr deine

„ver-

„verliebte Verzweifelung schildern. Es ist „heutiges Tages nicht mehr Mode, unerbitt„lich zu seyn. Ich bin versichert, daß Lu„cilie deine Gesundheit und deine Beständig„keit in der Liebe wünschen wird.

Damon ward durch diese Rede vielmehr beleidiget, als getröstet. „Ich verlange dich „nicht zum Mitler,„ sagte er zu Dorvaln; „solche Unterhändler arbeiten gemeiniglich für „sich selbst. Fahre du nur fort, von einer „zur andern zu flattern, und laß mich auf „meine Art lieben; insbesondere will ich ver„bitten, daß du nicht auch in sie verliebet „wirst — O, sorge dafür nicht,„ versetzte Dorval. „Lucilie ist sehr liebenswürdig, „aber ich liebe nur, wenn und so lange ich will. „Ich verspreche dir, dein Nebenbuhler erst „alsdenn zu werden, wenn du einen nöthig „hast, der dich rächet.„ Damon wollte antworten, aber Dorval war schon verschwunden.

Damons Abwesenheit setzte Cinthien in Erstaunen, und betrübte ihre Nichte noch weit mehr. Lucilie sahe diese Abwesenheit als einen Beweis seines Leichtsinnes an. Sie war zugleich erfreut und betrübt darüber, daß ihr das Geständniß nicht entwischt war, welches ihr Damon entreißen wollte. Er ist seines Sieges kaum halb gewiß, sagte sie, und er eilet schon zu andern Eroberungen; was würde

gar geschehen, wenn er desselben gänzlich gewiß wäre! Gewiß meine Tante hat groß Recht! — Einen Augenblick hernach kam Dorval. Er gab ihr von Damons Befinden Nachricht. „Er ist so kindisch,„ sagte er, „und wird für Liebe krank; er vergehet ganz, „er schmachtet; Liebe und Fieber verzehren „ihn.„ Diese Nachricht beunruhigte und rührte die zärtliche Lucilie aufs lebhafteste. Einen Augenblick schien sie an der Wahrheit derselben zu zweifeln, jedoch bloß um derselben gewisser zu seyn, und Dorval versicherte sie davon auf eine Art, die sie überzeugen mußte. Es ist also doch nicht wahr, sagte Lucilie bey sich selbst, daß Damon unbeständig ist, und daß er nur sich liebet; man wird von demjenigen, was man aus bloßer Eitelkeit wünschet, nicht so stark gerühret. Aber diese Betrachtungen machten sie nur unruhiger. Sie sahe überdis kein Mittel vor sich, Damon aufzurichten. Sie schwieg noch immer still. Dorval, den nichts in Verwirrung setzte, und welcher allezeit diejenige Sprache annahm, welche die Geschickteste ist, andern die Verwirrung zu ersparen, vermahnte Lucilien, den Schaden, den sie angerichtet, wieder gut zu machen. „Welchen Schaden?„ frug sie ihn, — „Nur „den, daß Sie den treuen Damon an den „Rand des Grabes gebracht haben. — „Wer? ich? — Ja, Sie. Es ist ein Mord,

„dessen

„dessen Sie sich schuldig gemacht haben. Fol„gen Sie mir, schreiben Sie diesem armen „Sterbenden, befehlen Sie ihm zu leben. — „O schreiben werde ich ihm gewiß nicht. — „Sie müssen. — Aber, mein Herr, den„ken Sie wol an das, was Sie verlangen? — „Zweifeln Sie daran nicht. Es ist eine hel„denmäßige Handlung, welche der Nachwelt „zum Beyspiele dienen muß. Ich wünschte, „daß ich derselben auch Ihre Reizungen zeigen „könnte; sie würde alsdenn im Stande seyn, „noch besser von der Größe Ihres Opfers zu „urtheilen. Glauben Sie aber ja nicht, daß „ich diese Wunderwerke umsonst ins Werk rich„ten will. Sie müssen sich entweder entschlies„sen, den Damon zu lieben und zu trösten, „oder geschehen lassen, daß ich Sie liebe.„ —

Der vorgeschlagene Wechsel kam Lucilien sehr sonderbar vor. Es kam ihr indessen nicht schwer an, zu wählen; aber der Schritt, zu welchem sie Dorval verleiten wollte, machte ihr Bedenken. Das hieß, sagte Lucilie bey sich selbst, das hieß die Lehren meiner Tante schlecht nützen! Wie? ich sollte schreiben, und sie untersagt mir sogar das bloße Sprechen? — Allein, alles wohl überlegt, wenn der Zweifel, worinn ich den Damon lasse, die einzige Ursach seiner Krankheit ist? — wenn ihn nun ein Wort gesund machen könnte? — Wenn ich ihm die-

dieses Wort versage, und sein Uebel ärger wird? — was würde ich mir nicht vorzuwerfen haben? was würde ich mir nicht wirklich vorwerfen? — Gewiß, es kann seyn, daß meine Tante Unrecht hat.

Dorval errieth einen Theil von dem, was in Luciliens Seele vorgieng. "Die Zeit ist „kurz,„ sagte er zu ihr; „jede Minute kann „meinen Eifer unnützlicher machen, und wird „Damons Zustand gewiß verschlimmert. — „Aber, mein Herr, was soll ich denn schrei„ben?„ versetzte Lucilie. — „Was Ihnen „Hertz eingeben wird. Lassen Sie Ihre Hand „nur seinen Regungen gehorsam seyn, so wird „es vortreflich gehen. — O, ich versichere „Ihnen, mein Herz hat sich noch für niemand „erkläret. — Es wird sich schon erklären. — „im geringsten nicht,„ versetzte Lucilie ganz verwirrt; „ich weiß nicht, wo ich anfangen „soll. — Ich sehe wohl, rief Dorval, daß „ich mich gänzlich aufopfern muß. Wohlan! „schreiben Sie, ich will Ihnen vorsagen — „Lucilie ergriff die Feder mit zitternder Hand, „und Dorval dictirte ihr Folgendes:

"Ihre Abwesenheit beunruhigte mich, ob „ich gleich die wahre Ursach derselben nicht „wußte. Jetzo, da ich sie weiß, nimmt diese „Unruhe zu. —

Aber,

„Aber, mein Herr,„ fiel ihm Lucilie in die Rede (nachdem sie es jedoch erst hingeschrieben hatte,) „ist das nicht ein wenig zu viel? — „Im geringsten nicht,„ versetzte Dorval ganz kaltsinnig, „keine Spröde würde es bey so ge„mäßigten Ausdrücken bewenden lassen; fahren „Sie nur ohne alle Furcht fort. — Aber ich „dächte, das wäre schon hinlänglich. — Las„sen Sie mich nur machen.„ — Lucilie fuhr also fort zu schreiben, und Dorval zu dictiren:

„Man hat mir gesagt, daß Sie sich für un„glücklich halten. Seyn sie versichert, daß „Sie es nicht sind. —

„In Wahrheit, Marquis,„ unterbrach ihn Lucilie abermals, „Sie lassen mir da aus„serordentliche Dinge sagen. — Kleinigkei„ten!„ versetzte Dorval, „nichts ist natürli„cher, als diese Schreibart. Nur noch ein „paar Worte, so sind wir fertig. — Ueber„legen Sie dasjenige ja wohl, was Sie mir „einsagen, ich bitte Sie. — Verlassen Sie „sich auf mich.„ — Die paar Worte lauten also:

«Hören Sie auf, sinnreich zu Ihrer Quaal „zu seyn, und leben Sie für die zärtliche Lucilie.

„Nein! rief Sie, nein! nimmermehr wer„de ich diese letzten Worte schreiben! ——— „Es muß aber seyn,„ versetzte Dorval. —

„Ich

„Ich schwöre Ihnen zu, daß ich es nicht thun „werde. — Sie müssen, sage ich, sonst ist „die Hülfe schwach, und Damon ist morgen „todt. — Wie, mein Herr, Sie gedenken „also mir ein solch Geständniß abzuzwingen? — „Aber, Fräulein, was hat denn dieses Ge„ständniß so Sonderbares an sich? Wissen Sie „wohl, daß ich Ihre Zärtlichkeit erstaunend „schone? Hätten Sie mehr Erfahrung, so wür„den Sie mir mehr Gerechtigkeit wiederfahren, „lassen. Ich versichere Ihnen, daß man mich „niemals so leicht befriediget hat. In einem „solchen Fall verlange ich die kläresten, geschick„testen und richtigsten Ausdrücke. — Was „mich betrifft,„ antwortete Lucilie, „ich will „durchaus Sachen von dieser Art nicht schrei„ben. — Schöne Lucilie, sagte Dorval „hierauf auf die ernsthafteste Art, ich fühle, „daß meine Standhaftigkeit zu wanken anfängt. „Vermuthen Sie nicht allzu viel von meiner „Stärke. Noch ein geringer Widerstand von „Ihrer Seite wird mich überreden, daß Da„mon nichts mehr zu fodern habe; ich werde „aufhören, zu seinem Vortheile zu arbeiten, „und mich bloß mit dem meinigen beschäftigen. „Ja,„ fuhr er fort, „ich falle zu Ihren Füs„sen; ich thue dieses noch für ihn; aber wenn „Sie in Ihrer Verweigerung beharren, so „werde ich in dieser Stellung für mich liegen „bleiben.„

„So

So sehr auch Lucilie bewegt war, so war sie doch kaum vermögend, ernsthaft zu bleiben. Sie fürchtete überdies, ihre Tante, welche sich eben mit einem berühmten Advocaten über einen Proceß besprach, welcher bald entschieden werden sollte, und dessen Gewinn oder Verlust ihr Vermögen, entweder beträchtlich vermehren oder vermindern konnte; Lucilie, sage ich, fürchtete, Cinthie möchte sie überfallen, und Dorvaln in dieser Stellung finden. Sie sagte es ihm, aber er blieb unbeweglich. Lucilie mußte ihm also einen Theil seiner Foderung einräumen, indem sie es eingieng, von den vier letzten Worten drey zu schreiben. Dorval stritte noch lange, ehe er aufstund, allein, er konnte nichts mehr erhalten. Das Beywort zärtlich, ward weggelassen. Der Brief endigte sich also mit den Worten: "Leben Sie „für Lucilien.„

Dieses war in der That genug gesagt; aber noch viel zu wenig für den unruhigen Damon. Dorval kam mit derjenigen vergnügten Mine zu ihm, welche einen glücklichen Erfolg ankündiget. "Da,„ sagte er zu ihm, „dieses wird „dir mehr helfen, als alle Lehrsätze des Hip„pocrates.„ Der erstaunte Damon riß den Brief begierig zu sich, und las ihn noch begieriger durch. Eine freudige Bewegung schien ihn zu entzücken; aber wie erstaunte Dorval,

als

als er sahe, daß diese Freude auf einmal verschwand. "Was soll," sagte er zu ihm, "dieses traurige, dieses kaltsinnige Gesicht bedeuten? Hoffest du, daß, anstatt einen Brief "zu bringen, ich dir Lucilien persönlich herführen sollte? Ich zweifle, daß unter allen "Helden in der Freundschaft ein einziger den "Eyfer so weit getrieben habe. — Ach mein "lieber Dorval, rief Damon, ich entdecke "in diesem Briefe nichs, als Mitleiden, und "ich wünschte, Liebe darinn anzutreffen. "Ein: Ich liebe Sie, ist das, was ich fordre, "was ich noch nicht habe erhalten können, was "mir so gar auszusprechen verboten ist. — "Je nun! was kommt denn darauf an, versetzte Dorval, daß sich Lucilie vor dem "Worte scheuet, wenn sie sich nur mit der Sache selbst bekannt macht? Wie viel Frauenzimmer giebt es nicht, denen die Sache unbekannt und das Wort nur allzu bekannt "ist!"

Unterdessen, daß Dorval den Damon also aufrichtete, marterte Cinthie ihre Nichte mit unzähligen Fragen. Sie wollte wissen, was für Wirkungen Damons Abwesenheit und Krankheit in ihrem Gemüth verursachten. Aber Lucilie, die sie selbst in der Verstellung unterrichtet hatte, bediente sich dieser Kunst gegen ihre Lehrmeisterin. Sie nahm sich insbeson-

besondere wohl in Acht, zu gestehen, daß sie an Damon geschrieben hätte. Sie war zwar unruhig darüber, daß sie sich Dorvaln dergestalt anvertrauet hatte; allein, sie hatte diese Ueberlegung zu spät gemacht; und nun war sie entschlossen, den Ausgang davon abzuwarten.

Nach einigen Tagen erschien Damon wieder bey Cinthien. Er sahe ungemein niedergeschlagen und entkräftet aus. Dieses rührte Lucilien auf das lebhafteste. Sie zweifelte fast nicht mehr an der Aufrichtigkeit seiner Liebe. Eine einzige Probe von dieser Art macht mehr Eindruck auf eine zärtliche Seele, als unzählige Betheurungen. Damon hätte natürlicher Weise Lucilien seine Erkenntlichkeit bezeigen sollen; aber er glaubte wenig Ursach dazu zu haben. Das Nachdenken hatte seine Zweifel vergrößert. Er sahe Luciliens Brief bloß als eine Wirkung von ihrer Höflichkeit, oder von Dorvals Verfolgungen an. Lucilie ihrer seits, warf sich vor, daß sie schon zu viel gethan hätte. Sie maß Damons Kaltsinn dem allzu großen Eifer und der Empfindlichkeit bey, welche sie in ihrem Briefe an Damon hatte blicken lassen. Gewiß, sagte sie bey sich selbst, nun wird sich der Unbeständige nicht mehr zwingen; seine Eitelkeit ist befriediget, er wird neue Opfer suchen. Lucilie nahm also ihr furchtsames und gezwungenes Wesen wieder an,

welches viel weniger sagte, als ihr Brief, aber dennoch weit mehr, als sie wünschte. O Himmel! sagte der ungeduldige Damon bey sich selbst, als er es bemerkte, habe ich es nicht errathen? War dieser Brief wol mehr als eine kaltsinnige Höflichkeit? ein Schritt, der nichts, vielleicht auch nur allzu viel bedeutet? Lucilie hat Dorvals Verfolgungen nicht widerstehen können. Vielleicht haben sie sich gar untereinander beredet, mich zu betrügen.

In demselben Augenblicke kam Dorval an. „Wie? sagte er zu dem verwirrten Paare, „sind Sie doch beyde so kalt, als ein paar Bil„der! Haben Sie sich einander nichts mehr „zu sagen, oder bin ich Ihnen noch nöthig? „Sprechen Sie doch nur, ich diene Ihnen „gern. — Seyn Sie nur nicht allzu dienst„fertig, versetzte Damon auf eine ungedul„dige Art, — „Sey du selbst ein wenig hitzi„ger, antwortete Dorval. Ich werde „nicht leiden, daß man mein Werk so verder„be. — Was soll das sagen, versetzte Da„mon. — Es soll sagen, antwortete Dor„val, daß, wenn Ihr beyde nicht einig zu„sammen seyd, so halte ich mich Ehrenhalber „verpflichtet, Euch zu trennen. Meine Me„thode ist, nichts in den Wind zu thun. „Ich habe Lucilien das Urtheil gefället, „daß sie empfindlich werden soll, und sie „soll es entweder für dich oder für mich seyn.

„Lu-

Lucilie konnte sich nicht enthalten, zu lächeln. Damon bebte, da er es sahe. „Die Erklä„rung ist nicht ungeschickt,„ sagte er voller Verdruß. — „Sie ist nicht neu,„ versetzte Dorval; „ich wiederhole nur Lucilien in „deiner Gegenwart, was ich ihr allein ge„sagt habe. Man kann mir nicht Schuld ge„ben, daß ich jemals einen Sieg verstohlen „davon zu tragen gesucht habe. Allein, „ich will ihn dir dem ungeachtet nur so lange „streitig machen, als du fortfahren wirst, „als ein Mensch anzugreifen, der nicht sie„gen will. — „O das ist zu viel,„ rief Damon — Cinthiens Ankunft hinderte ihn, mehr zu sagen. Sie war eben mit ihrer Toilette fertig geworden, zu welcher schon seit einigen Jahren niemanden der Zugang mehr verstattet wurde. Dorval, welcher nicht aufhörte, Damon lächerlich zu machen, und ihm zu dienen, glaubte, ihm einen Gefallen zu thun, wenn er vorschlüge, nach dem Mittagsessen in die französische Comödie zu fahren. Er hatte Cinthien gewöhnt, ihm niemals zu widersprechen. Sie war mit allem zufrieden, was er wollte. Lucilie gab stillschweigend ihren Beyfall dazu; aber Dorval erstaunte, als Damon solches ausschlug. Dieser wunderliche Liebhaber hatte einen Anschlag gemacht, der eben so wunderlich war, als er selbst. Da er ungewiß war, ob Lucilie empfindlich wäre,

so wollte er versuchen, ob sie eifersüchtig seyn würde. Daher verwarf er die Partie, die man ihm vorschlug, unter dem Vorwande daß er der Marquise von N . . . sein Wort gegeben hätte. Diese Marquisin war eine junge Wittwe, welche seit kurzem von einem alten eifersüchtigen Manne war befreyet worden. Sie bediente sich aller der Freyheit, welche ihr dieser Todesfall gelassen hatte. Es fehlte ihr weder an Annehmlichkeiten, noch an Lust zu gefallen; auch war die Anzahl ihrer Verehrer sehr groß. Cinthie und ihre Nichte kannten sie. Kaum hatte sie Damon genennet, als jene aus Verdruß erröthete, und diese für Schmerz seufzte. Damon freute sich, als er Luciliens Unruhe sahe. Dieses bestärkte ihn noch mehr in seinem Vorhaben, und er begab sich nach seinem vorgegebenen Rendevous. Damons Verfahren war für Dorvaln ein Räthsel, eine Quelle von Muthmaßungen. Ohne Zweifel, schloß er, fängt Damon an, seine Aufführung in der Liebe zu verbessern. Er wird sich hervorthun; er wird seine Neigungen theilen; kurz, er wird das werden, was er längst hätte seyn sollen. Er hat Recht. Allein Luciliens Traurigkeit gab genugsam zu erkennen, daß er nach ihrer Meynung Unrecht hätte. Cinthie ihrer seits, war indessen nicht minder aufgebracht. Sie begriff ganz leicht, wie möglich es wäre, daß man der Marquise

vor

vor einer so unerfahrnen Nebenbuhlerin, als ihre Nichte wäre, den Vorzug geben könnte; aber, daß man ihr selbst den Vorzug vor ihrer Nichte und der Marquisin nicht einräumte, das konnte sie nicht begreifen.

Es war Zeit, sich nach der Commödie zu begeben; man begab sich hin, und Cinthie nahm, nach ihrer Gewohnheit, in einer der vornehmsten Logen Platz. Sie hatte den Ueberrest ihrer Reizungen durch einen ungemeinen Putz erhoben. Lucilie hingegen war in einer Art von nachläßiger Kleidung; aber dieses Nachläßige schien Kunst zu seyn; so viel Reizungen hatte ihr die Natur mitgetheilet. Ihre Traurigkeit, ein gewisses schmachtendes Wesen, machten sie noch reizender. Alle junge und alte Petitmaitres richteten ihre Augengläser auf sie; alle schöne und häßliche Frauens beurtheilten sie, als Damon mit der Marquisin erschien. Sie nahmen, vielleicht von ohngefähr, vielleicht mit Vorbedacht, die Loge ein, welche Cinthien ihrer gerade gegen über stund. Damon grüßte sie, sowol als ihre Nichte, mit einer freyen Art, welche der Gleichgültigkeit nahe kommen sollte, und welche ihm gewaltig sauer ankam. Cinthie und Lucilie mußten sich nicht weniger Gewalt anthun, jene ihren Unmuth, und diese ihre Verwirrung zu verbergen. Dorval erleichterte es ihnen, durch tausend lustige Einfälle; ja es gelang ihm sogar, sie in der

That aufgeräumt zu machen. Die Eigenliebe, womit alle Schönen, sie mögen so jung und neu seyn, als sie wollen, versehen sind, unterstützte Dorvals Reden, und machte, daß Lucilie eine Zufriedenheit blicken ließ, die sie in der That nicht hatte. Allein, so wie ihre Munterkeit sich wieder einzufinden schien, sahe man Damons seine verschwinden. Er antwortete der Marquise mit lauter einsilbigen Wörtern. Er nahm sogar einige Worte sehr hitzig auf, welche gesagt zu seyn schienen, Lucilien lächerlich zu machen, und deren Endzweck doch nur war, ihn auf die Probe zu stellen. Die Marquisin hatte Reizungen genug, um es andern zu verzeihen, wenn sie auch viele hatten; die Anzahl ihrer Anbeter war zu groß, als daß sie nöthig gehabt haben sollte, andern welche zu entführen. Sie war überdies eine von denjenigen Frauen, die die Liebe auf eine leichtsinnige Art treiben, für welche die Liebe ein Eigensinn ist, und bey welchen ein Eigensinn niemals zur Leidenschaft wird; kurz, sie war dasjenige in ihrem Geschlecht, was Dorval in dem seinigen war; sie war geschickter, ihm zu gefallen, als dem Damon eine dauerhafte Neigung einzuflößen, und ihre Absicht war nicht sowol Damons, als vielmehr Dorvals Eroberung. Sie kannte ihn, und er sie. Er hielt sie für sehr geschickt, Damon von seiner ersten Verbindung zu befreyen; allein, ihr einziger Endzweck

zweck war, diesen eifersüchtigen Liebhaber zu kränken; und es glückte ihr vollkommen. Dorval stund ihr hierinn aus allen Kräften bey, ohne daß es seine Absicht war; er trieb Damons Verzweifelung aufs höchste, indem er sich einbildete, daß er bloß Lucilien tröstete. Der Ungetreue, sagte er, höret auf, sich zu zwingen; er schonet mich gar nicht mehr; er erkläret sich öffentlich für meinen Nebenbuhler — Wohlan, so muß ich denn mit ihm als mit einem Nebenbuhler verfahren.

Man stelle die Zaire vor. Orosmans Argwohn und Eifersucht gaben der Marquisin Gelegenheit zu scherzen, und Lucilien Betrachtungen anzustellen. Zairens Verfassung zwang ihr Thränen ab; sie fand einige Aehnlichkeit mit der ihrigen darinn, und um desto leichter ward sie davon gerührt. Unschuldige und redliche Seelen werden leicht bewegt. Allein, bey stolzen und verderbten Herzen werden die mächtigen Eindrücke einer Zaire, einer Monime, verlohren seyn. Lucilie ward durch das Nachspiel noch weit stärker gerührt. Man hätte meynen sollen, daß dieses alles mit Vorbedacht so angeordnet wäre. Man stellte das schöne Lustspiel, das Orakel, vor. Die Zauberin, sagte Lucilie, will Lucinden gar nicht wissen lassen, was Mannspersonen sind; Cinthie verbietet mir, sie anzuhören. Die Ursachen der Zauberinn konnten nicht schlimm seyn, und die

Ursachen meiner Tante kommen mir ziemlich gut vor.

Nach geendigtem Schauspiele begleitete Dorval die Tante und die Nichte nach Hause. Damon blieb bey der Marquise. Er zürnte über das Gesetz, das er sich selbst auferleget hatte. Er stellte sich Dorvaln vor, wie er alle Augenblicke, die er ihm ließ, ihn auszustechen anwendete. Zu seiner desto größern Marter ward bey der Marquise soupirt, und er sahe sich genöthiget, dabey zu seyn. Die Gäste waren bey eben so guter Laune, als ihre Wirthin. Die Unterredung war lebhaft und munter; aber Damon gab wenig von dem Seinigen dazu. Er antwortete sogar ein wenig ungeschickt auf die Scherze, womit ihn die Marquise aufzog, oder womit sie andern dazu Gelegenheit gab.

Als er nach Hause kam, konnte er nicht schlafen; und den andern Tag, nachdem er lange mit sich selbst uneinig gewesen war, erschien er wieder bey Cinthien. Er erstaunte, als sie ihn wohl aufnahm, und betrübte sich, daß ihn Lucilie eben so empfing; sie ließ nicht den geringsten Unwillen, nicht die mindeste Spur einer Eifersucht blicken. Sie war zwar nicht frey davon; aber Cinthiens Befehle, und besonders ihre Gegenwart, zwangen sie, sich zu verstellen. Vielleicht kam ein wenig wohlgegründeter Stolz zu allen diesen Ursachen hinzu. Allein, alles war, nach Damons Meynung,

nung, Dorvals Werk. Ihm allein gab er den Kaltsinn Schuld, mit welchem sich Lucilie schmückte. Er hielt ihn für seinen Nebenbuhler, der ihm noch dazu vorgezogen würde. Die heftigsten Entschließungen stellten sich ihm vor; die Freundschaft bestritte sie aber noch. Cinthiens verdrießliche Gegenwart hinderte ihn, seine Sache mit Lucilien ins Reine zu bringen. Vielleicht hätte er die Gelegenheit hiezu vermeidet, wenn sie ihm wäre angeboten worden. Vielleicht hätte auch die Eitelkeit seiner Eifersucht ein Stillschweigen auferleget.

Unruhig, verwirrt, aber aufmerksam solches zu verbergen, gieng er weg, und ließ Lucilien von seiner Unbeständigkeit vest überredet. Um sich zu zerstreuen, gieng er zur Marquisin. Er fand seinen vermeynten Nebenbuhler, und den Ritter von B***, ihren gemeinschaftlichen Freund, daselbst. — „Weißt „du wol,„ sagte der letztere zu Dorvaln, „daß die Nichte artig ist? Woran denkt die „Tante, daß sie sie neben sich zeiget? Darinn „steckt viel Ungeschicklichkeit und eine hohe Ein„bildung — Aber,„ verfolgte er, indem er sich zu Damon wendete, „es schien ja, als „wäreſt du bestimmt, diesen jungen Gegen„stand vollkommen zu machen, und nun schei„net mir, diese Ehre Dorvaln aufbehalten zu „seyn? Man sieht, daß das artige Kind sehr „geneigt ist, seine Lehren zu nützen — „ Dor-

val widersprach ihm nicht; er hätte sonst demjenigen Tone Abbruch gethan, welchen er selbst angenommen hatte. Allein, sein Stillschweigen machte Damons Muth vollkommen; er beschloß, von Stund an es aufs äußerste zu treiben, sich mit ihm zu schlagen.

Die Marquise war bey diesen Reden nicht gegenwärtig; Damon machte sich ihre Abwesenheit zu Nutze, Dorvaln auf die Seite zu ziehen. Er ersuchte ihn, sich nur auf einige Minuten in die freye Luft zu begeben. — „Ich „will noch ehe da seyn, als du, „ versetzte der andere, „ohne jedoch das Geheimniß zu errathen. — „ Er gieng einen Augenblick hernach hinaus, und Damon folgte ihm bald nach. Damons ernsthaftes Wesen setzte Dorvaln gar nicht in Verwunderung. Er hatte ihn selten anders gesehen. — „Wie gehet „der neue Liebeshandel?„ sagte er. „Bey „meiner Treue, Graf, ich wünsche dir Glück „dazu, deine Wahl konnte auf keine bessere, „als die Marquise fallen. Du wirst bey ihr „in zween Monaten weiter kommen, als bey „Lucilien in zwey Jahren. — Ich komme „viel geschwinder weiter, „ antwortete Damon „ganz trocken, als Sie gedenken; ich habe den „Unterscheid zwischen einem wahren und falschen „Freund kennen lernen. — „ Wie? versetzte Dorval mit einiger Verwunderung über den Ton, womit diese Worte ausgesprochen wurden,

den, „schränkt die Marquise ihre Sorge auf „einen solchen Unterricht ein? — Lassen Sie „die Marquisin seyn,„ versetzte Damon mit noch mehrerer Heftigkeit; „Lassen Sie uns „von Ihrem Betragen sprechen; dieses ist nicht „das erstemal, daß es mir anstößig ist; allein, „ich bin darauf bedacht, mich deswegen zu rä„chen, nicht solches zu untersuchen. — Weißt „Du wol, mein lieber Graf,„ sagte Dorval, „daß die Sprache, welche Du mit mir redest, „mir endlich die Freyheit, ja sogar den Willen „benehmen wird, Dich aus dem Irrthum zu „ziehen? — Daran liegt mir nichts,„ unterbrach ihn Damon; „es würde überdies um„sonst seyn; ich weiß, woran ich mich zu hal„ten habe. Lassen Sie uns einen entlegenern „Ort suchen. —„ Sie giengen ohne alle Begleitung weiter, und es währete nicht lange, so fanden sie, was sie wünschten. Dorval, welcher in allen Umständen seines Lebens einerley Sprache führte, veränderte solche bey gegenwärtiger Gelegenheit nicht. — „Es kommt „mir vor,„ sagte er, „als sähe ich die Zeiten „unserer uralten Ritter wieder hervorkommen: „wenn sie nichts gescheiters zu thun hatten, so „brachen sie zum Zeitvertreibe, und ihren Da„men zu Ehren, eine Lanze. Es ist natürlich,„ fuhr er fort, „ein Arm in der Binde mußte in „den Augen einer Schönen ungemein viele Am„muth haben. —„

Sie

Sie machen an einem Orte Halt, welcher ihnen zu demjenigen bequem scheint, was sie im Schilde führen. Sie ziehen die Degen, und schlagen sich mit einer solchen Hitze, als wenn sie beständig Feinde gewesen wären. Sie waren schon beyde verwundet, als der Ritter von B*** ankam. — „Meine Herren, „ sagte er zu ihnen, „indem er ihnen Einhalt „that, was bedeutet dieser Auftritt? — Bey „meiner Ehre, mein lieber Ritter, „ versetzte Dorval, „ich weiß es nicht; Frage Damon; „vielleicht weiß er es. — „ Damon bildete sich in der That ein, daß er es wüßte; aber er fand es nicht für gut, sich zu erklären. Die vermeinten Nebenbuhler waren alle beyde der Hülfe eines Wundarztes benöthiget. Man ließ einen kommen; er verband sie; Sie ließen hierauf ihre Wagen kommen, und fuhren nach Hause. Der Ritter begleitete Damonen, welchen er in diesem Handel für den Urheber ansahe. Er that noch einige Fragen an ihn, um die Ursache davon zu erfahren; aber umsonst. Er schloß endlich, daß die Eifersucht die beyden Nebenbuhler wider einander aufgebracht hätte, und daß der Gegenstand dieser Eifersucht die Marquisin wäre.

Sie war es wenigstens, die zuerst den Bewegungsgrund ihres Herausgehens gemuthmasset hatte. Sie befand sich, ohne daß es jemand wußte, in einer benachbarten Laube, als

Damon

Damon mit Dorval ingeheim gesprochen hatte; sie hatte den Ort des Kampfplatzes nennen hören, und auf ihre Bitte war der Ritter den beyden Schlägern nachgeeilet. Daher erschien er so unvermuthet bey ihnen; weder Dorval noch Damon hatten es vorhergesehen.

Der Ritter benachrichtete sie von dem, was vorgefallen war, und gab ihr seine Muthmassungen zu erkennen. Der Name eines Zweykampfs erschreckte sie anfänglich. Sie war nicht von der Zahl derjenigen Coquetten, welche bey solchen Gelegenheiten den Tod eines Liebhabers, als ein Opfer, das ihren Reizungen gebracht wird, als den wahrhaften Sieg ihrer Schönheit ansehen. Der Ritter beruhigte sie wiederum, indem er ihr versicherte, daß die Wunden der beyden Nebenbuhler nicht gefährlich wären. Nichts konnte sie außerdem in Irrthum führen. Sie wußte, daß Damon Lucilien liebte, sie wußte, daß er der Urheber des Streits gewesen war. Sie fürchtete einzig und allein, Damons Eifersucht möchte nur allzu wohl gegründet seyn. Unterdessen machte ein kleiner versteckter Haß, (der unter dem weiblichen Geschlechte bekannter, als unter dem männlichen seyn soll) daß sie Cinthien von der Uneinigkeit der beyden Freunde unter der Hand Nachricht geben ließ. Man fügte noch, und zwar auf ihren Befehl, hinzu, daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Marquisin sie zu Nebenbuhlern gemacht hätte. Nichts

Nichts ist leichter, als eine Frau eifersüchtig zu machen, die ihren Verlust so leicht nicht wieder ersetzen kann. Cinthie war in einer so schlechten Verfassung. Verlohr sie Dorvaln; so verlohr sie alles, was ihr noch übrig war. Sie konnte ihre Verzweifelung sogar vor den Augen ihrer Nichte nicht verbergen. Ueberdem verstellte sie sich weniger gegen Lucilien, seitdem sie glaubte, daß sie Damon vergessen hätte. Sie hatte sogar ihr Zutrauen ungemein weit getrieben. Lucilie legte sich aufs Miniaturmahlen und war glücklich darin. Cinthie verlangte, sie sollte Dorvals Portrait nach dem Gedächtniß mahlen. Ein ziemlich seichter Vorwand mußte dieses Ansinnen unterstützen helfen. Lucilie gehorchte ihrem Befehl, ohne ihre Absichten zu ergründen, und dachte nur daran, wie sie von dieser ihrer Gabe auch für sich Gebrauch machen wollte. Sie fand sich unterdessen weit mehr als ihre Tante gedemüthiget. Ach! sagte sie, wenn es wahr ist, daß sich Damon und Dorval um die Marquise geschlagen haben; so ist es wol gewiß genug, daß Damon nicht mehr an mich gedenket, daß er mich dieser Nebenbuhlerin aufopfert. Dieses Opfer ansehnlicher zu machen, wollte der Undanckbare wissen, was in meinen Herzen vorging. Ich habe ihm das meiste verschwiegen, und habe ihm doch noch zu viel gesagt.

Unterdessen, daß Lucilie den Damon also

beschul-

beschuldigte, beunruhigten ihn bald der Kummer, daß er vielleicht Dorvaln Unrecht gethan hätte, bald die Furcht, er möchte nur mehr als zu viel Ursach dazu gehabt haben. Er war mit einem Fieber befallen worden, welches die Heilung seiner Wunde verzögerte. Dorvals seine hingegen war innerhalb acht Tagen geheilet. Er vernahm den Zustand seines Gegners, und ward davon gerührt. Aller Groll war aus seinem Herzen verbannet, oder vielmehr es war gar keines Grolles fähig. Er hatte sich mit Damon geschlagen, ohne sein Feind zu seyn. Er entschloß sich, ihm so zu dienen, als ob sie sich niemals geschlagen hätten; er wollte ihn zum andernmahle mit Lucilien aussöhnen. Es sind ein paar Kinder, sagte er, die einander lieben, und einander trotzen. Man muß mit ihrer Unerfahrenheit Mitleiden haben; man muß sie zwingen, daß sie sich endlich verstehen müssen.

In dieser Absicht begab er sich zu Cinthien, welcher er die Ursache seiner achttägigen Abwesenheit zu verbergen sich vornahm. Er erstaunte, als er fand, daß sie solche wußte. — „Wie? „mein Herr,„ sagte sie zu ihm, „so bald sie „ihn erblickte, und Sie wagen es, auszugehen? „Zwinat Sie denn diejenige, um deren willen „Sie sich der Gefahr eines Zweykampfs haben „aussetzen müssen, nicht wenigstens, daß Sie „für Ihre Heilung Sorge tragen müssen? das

heißt

„heißt doch in Wahrheit den Werth gewisser „Sachen schlecht kennen. — Ich schwöre Ihnen bey meiner Ehre zu, gnädige Frau, daß „ich nicht weiß, von wem Sie Reden. — Wie, „mein Herr, haben Sie nicht mit Damon „Händel gehabt? — Ich gestehe es, weil „Sie es einmal wissen, aber weiter weiß ich „auch selbst nichts davon. — So? schlagen „Sie sich, ohne zu wissen weswegen? — Je, „gnädige Frau, ist denn dasso etwas Beson„ders? — Aber man erklärt einander doch „wenigstens vorhero. — Gnädige Frau, ver„setzte Dorval nochmals, dergleichen Erklärungen dienen bloß dazu, die Herzhaftigkeit desjenigen, der sich dabey aufhält, ein wenig zweifelhaft zu machen. Man muß sich vielmehr „stellen, als verstünde man sich. Man kann „sich ja hernach gegen einander erklären, wenn „es nicht zu spät ist. Aber Damon behält sein „Geheimniß noch immer für sich.„

Dorval war unterdessen sehr wohl davon unterrichtet, aber er wollte es Lucilien allein hinterbringen. Weil er sie diesen Tag nicht allein sprechen konnte, so kam er den folgenden wieder. Die Gelegenheit war günstig. Cinthie war abwesend, und Lucilie ganz allein in ihrem Zimmer. Dorval, welcher die Freyheit hatte, unangemeldet hinein zu gehen, bediente sich derselben. Er kam ohne Geräusch bis in das Cabinet, wovon die Thür halb offen war.

Er

Er sahe Lucilien mit Mahlen beschäftiget, und erkannte Damons Bildniß, welches sie aus dem Gedächtniß zeichnete, indem sie unterweilen einige Thränen fallen ließ. Das Werk war schon zu weit fertig, als daß sich Dorval darinn hätte irren können. Er sahe also wohl ein, daß die Sorge, Lucilien zufrieden zu stellen, nicht die dringendste wäre. Er gieng weg, so wie er gekommen war, ohne Geräusch zu machen, ohne erblickt zu werden. Lucilie war allzu ämsig beschäftiget, als daß sie so leicht davon hätte gestört werden können.

Ein neues Hülfsmittel für den armen Damon, sagte Dorval unterwegs bey sich selbst; allein, wie soll ich es ihm mittheilen? Er besorgte, seine Krankheit möchte sich verschlimmern, wenn er sich vor ihm sehen ließe. Er begab sich zum Ritter, welcher seine Zweifel auflöste, ehe er sie ihm noch entdeckt hatte. — „Ich wollte eben zu dir kommen,„ sagte dieser zu ihm, so bald er ihn sahe, „und zwar in Da„mons Namen, welcher dich recht herzlich bitten „läßt, zu ihm zu kommen.— Von Herzen gern,„ versetzte Dorval, „mein Besuch wird ihm, wie „ich hoffe, angenehmer seyn, als der Besuch „seines Arztes. —„ Beyde begaben sich also zum Kranken, welchen sie im Bette fanden. Kaum erblickte er Dorvaln, als er ihm die Hand auf die vertraulichste Art reichte. „Man „versichert mir,„ sagte er zu ihm, „daß mein

„ganzer Verdacht in Ansehung Deiner falsch „sey; ich fange schon an, es zu glauben. Laß „uns das Vergangene vergessen, und werde „wieder mein Freund. — Sehr gern, „ant„wortete Dorval; „ich habe gar nicht aufge„höret, es zu seyn. Ja, was noch mehr ist, „ich habe eine Entdeckung gemacht, welche dein „Fieber und deinen Verdacht gänzlich vertreiben „wird. — Worinn besteht sie denn?„ versetzte Damon ganz lebhaft — „Sie muß dir „recht angenehm seyn. Du weißt es, vielleicht „auch nicht, daß die Tochter eines gewissen Di„butades, in der Besorgung, sie möchte ihren „Liebhaber vielleicht niemals wieder zu sehen „bekommen, seine Züge mit Kole an die Wand „ihres Zimmers zeichnete. — Und was ge„het das mich an? — Lucilie gehet weit ar„tiger mit dir um; sie mahlt dich in Miniatü„re. — Lucilie mahlt mich?„ rief Da„mon. — „Besser, als ein Mahler,„ ant„wortete Dorval; „eine junge Person, deren „Pinsel die Liebe führet, thut allezeit bey solchen „Gelegenheiten Wunder. — Du schmeichelst „mir, mein lieber Marquis,„ sagte Damon, indem er sich aufrichtete, ihn zu umarmen; „gewiß du schmeichelst mir! Lucilie ist allzu „gleichgültig, als daß sie — O zum Henker! „du sollst das Vergnügen haben, es zu sehen; „du mußt ohnehin kommen, und Abbitte thun; „das ist eine vorgängige Ceremonie. — Ich

„muß

„muß dir gestehen, daß ich Cinthiens Vor-
„würfe fürchte. — Cinthie ist mit einem
„sehr wichtigen Processe beschäftiget. Sie ge-
„het alle Morgen aus, und ist so unverständig,
„daß sie Lucilien zu Hause läßt; du mußt dir
„diesen groben Fehler zu Nutz machen. —

Damon war nach etlichen Tagen im Stande, auszugehen; so eine schleunige Wirkung hatte Dorvals Mittel hervorgebracht. Dieser letzte gieng mit Damon nach Cinthiens Hause. Sie war abwesend, wie sie es vorher gesehen hatten. Lucilie selbst war nicht in ihrem Zimmer. Man sagte ihnen, daß sie mit einer alten Verwandtinn, die zu ihr zum Besuch gekommen, in den Thiergarten gegangen wäre. Damon bat Dorvaln, sie ingeheim von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Er that es mit Vergnügen. Kaum fing er an sich zu entfernen, als Damon in Luciliens Cabinet gieng. Er hatte vermuthlich keine gewisse Absicht dabey; vielleicht hoffte er aber, sein Bildniß darinnen zu finden. Allein, wie geschahe ihm, als er Dorvaln seines erblickte, welches ihm sehr ähnlich war, und an welchem Lucilie noch denselben Tag gearbeitet haben mußte. Ein solcher Anblick kann auch den schläfrigsten Liebhaber aus der Fassung setzen. Damon gerieth in die äußerste Wuth. Wie! rief er ganz außer sich, soll ich ohne Aufhören das Spiel einer Meineydigen und eines Verräthers seyn? Hat

er sich unterstanden, mich hieher zu führen, um mich zum Zeugen meiner eigenen Schande zu machen? Ich muß, ich kann nicht anders, als meine Wuth zu Rathe zu ziehen. Es fehlte wenig dran, daß er nicht das Bildniß zerbrach; allein, er ließ es endlich dabey bewenden, daß er das Haus verließ, ohne, daß er weder mit Lucilien, noch mit Dorvaln gesprochen hatte.

Unterdessen, da er nach Hause fuhr, und auf nichts als Rache bedacht war, gab Dorval Lucilien von seiner Ankunft Nachricht. Diese Nachricht setzte sie in die größte Verwirrung. Sie verließ ihre Verwandtinn und Dorvaln in größter Eil, um nach ihrem Zimmer zu laufen. Diese Geschwindigkeit, dachte Dorval, ist von keiner übeln Vorbedeutung für Damon. Allein, das Verlangen, ihn wieder zu sehen, war nicht die einzige Ursache, welche Lucilien antrieb, so zu eilen. Sie wollte seinen Augen das Bildniß, welches sie ganz offenbar hatte stehen lassen, entziehen. Die Ankunft der alten Verwandtinn war Schuld an dieser Vergessenheit. Lucilie kam an, fand das Bild beynahe auf derselben Stelle, aber sie fand Damonen nicht; sie schellete, sie frug, wo er hingekommen wäre; man sagte ihr, er wäre eben wieder in seinen Wagen gestiegen, und hätte sich aufs geschwindeste entfernt. Nun zweifelte Lucilie nicht mehr daran, daß er das unglückselige Bild nicht gesehen haben sollte.

Ich

Ich bin verloren, sagte sie; er wird mich für eine Ungetreue halten; nichts wird mich in seinen Augen rechtfertigen können; wie unglücklich bin ich! Sie hatte sich in ihrem Cabinet verschlossen; sie blieb ganz trostlos in demselben, sie vergaß, daß sie Gesellschaft im Garten hatte. Dorval, welchem die Zeit bey der Alten sehr lang ward, hielt dafür, daß Lucilien und Damonen vermuthlich die Augenblicke ziemlich kurz vorkommen müßten. Er hatte sich ein wenig gewundert, daß sich Lucilie mit so großer Behendigkeit entfernt hatte; er wunderte sich nicht weniger, als er sie traurig und niedergeschlagen wieder kommen sahe. Die alte Cousine machte endlich ihrem Besuch ein Ende, und ließ ihnen die Zeit, mit einander in Freyheit zu reden.

— „Nun! schöne Lucilie,„ sagte Dorval zu ihr, „habe ich Ihnen Damon nicht als den „gefälligsten Menschen von der Welt wiederge„bracht? Wenn er nun nur nicht ausschwei„fend blöde wird; ich habe ihn nicht dahin brin„gen können, sich Ihnen vorzustellen, bevor „Sie nicht von seiner Ankunft Nachricht hät„ten. Aber was hat er Ihnen denn gesagt?— „Wer? Damon?„ versetzte sie, „ach! : : „ich habe ihn nicht gesehen — Wie? Frau„lein, Sie haben nicht mit Damon gesprochen? „Und haben mich eine halbe Stunde mit einer „siebenzigjährigen Baronesse so umsonst allein

„gelassen? — Ich habe ihn nicht gesehen, sa„ge ich Ihnen; er war schon fort: sein Besuch „ist nur eine neue Schmach für mich — O „warlich! dahinter muß etwas besonders, „etwas ausserordentliches verborgen seyn.„ — Lucilie argwohnte wohl, was es seyn könnte; allein, sie wollte es nicht wagen, Dorvaln etwas davon merken zu lassen. „Ich will so„gleich,„ sagte dieser, „dieses Räthsel erforschen, „und sogleich wieder kommen, und Ihnen mei„ne Entdeckung mittheilen. — Halten Sie,„ rief ihm Lucilie nach, „ich fürchte ein neues Un„glück zwischen Ihnen und Damon.„ — Allein, dieser Einwurf und viele andere konnten Dorvaln nicht abhalten, sich zu entfernen.

Er kam bey Damon an, welcher allein war, und mit großen Schritten im Zimmer auf- und niederspatzierte. — „Weißt du wol,„ sagte er zu ihm, „daß du der wunderlichste Kerl in „ganz Frankreich wirst? und daß man Gefahr „läuft, sich höchstlächerlich zu machen, wenn „man sich für dich interessirt?„ Damon, welcher sich über seinen Besuch wunderte, und ihn mit Augen ansahe, worinn die Wuth abgemahlet war, sagte zu ihm: „Und Sie unterste„hen sich, mein Herr, einen Freund, den Sie „auf die unwürdigste Art hintergehen, sogar in „seinem Hause zu trotzen? — Halten Sie „ein,„ unterbrach ihn Dorval, ich sehe, daß „ein neuer Misverstand da ist. — Nein,

„nein,

„nein,“ versetzte Damon, „die Sache ist gar „nicht zweydeutig; alle meine Zweifel sind ins „Licht gesetzt. Lucilie und Sie haben sich zu„sammen vereiniget, mich zu betrügen. Aber „ehe — Höre Damon,“ antwortete Dorval, „wir kennen uns; was sollte mich denn „dazu verleiten, mich gegen dich zu verstellen? „Weißt du wohl, daß es ein abscheulicher Hoch„muth von deiner Seite wäre, wenn du mich „wirklich für so niederträchtig ansehen woll„test? — Wohlan! es sey; ich will glauben, „daß du nicht Luciliens Mitschuldiger bist; bin „ich deswegen weniger betrogen, und bist du „nicht die vornehmste Ursache davon? — O, „erkläre dich deutlicher, wenn ich dich verstehen „soll, oder nein, antworte mir gleich: warum „fand dich Lucilie nicht, als ich ihr deine Ank„unft gemeldet, und dieses arme Kind nach dir „hinlief, ohne, daß sie darauf achtete, daß sie „Gefahr lief, eine reiche, sehr alte Verwand„tinn böse zu machen, die sie zur Erbinn einse„tzen will; warum fand dich Lucilie da nicht „mehr? — O, die Meineydige,“ rief Damon; „sie eilte nicht so, um mich zu sehen, sie „wollte nur den Beweis ihrer Betrügerey „verbergen. — Was? welchen Beweis? — „Dein Bild, weil ich es sagen muß; die Un„dankbare ist jetzo beschäftiget, dich zu mah„len. — Mein Bild! aber, Damon, du „irrest dich; es ist das deinige. Ich habe selbst

„gesehen, wie Lucilie daran arbeitete. — Es „ist das Deinige, sage ich dir; glaube es der „Aufmerksamkeit, mit welcher ich es untersucht „habe; glaube es der Wuth, die mich besi„zet — Die Begebenheit ist wahrhaftig lu„stig! und du bist deiner Sache so gewiß? — „Ach! nur allzu gewiß: möchte ich doch wenig„stens nur daran zweifeln können; aber nein! „alles ist ins Licht gesetzt. Die Undankbare zie„het dich mir vor, dich liebet sie.„ — Dorval schwieg einen Augenblick nachdenkend still, hernach aber sagte er, indem er sich auf dem Absatz herumdrehete: — „Bey meinem Leben, „mein guter Damon, das könnte wol seyn; ich „finde darinn eben kein Wunderwerk. Es ist „das erstemal nicht, daß ich siege, ohne, daß „ich es weiß, ohne, daß ich es einmal suche. „Alles wohl überlegt, so würde es barbarisch „seyn, wenn ich das gute Kind verschmähen „wollte. — Aber, bedenke, daß ich mein „Leben für nichts achte, wenn mir Lucilie ge„raubt ist, und daß du sie nicht bekommen wirst, „als bis du mir jenes geraubt hast. — Aber, „in Wahrheit, Damon, aus dir wird doch „nichts; du bist derjenige Mensch, den ich am „wenigsten gern umbringen wollte; allein, was „soll ich thun? Du kennst Lucilien; kann man „ihr wol hart begegnen? — Die Meineydi„ge! — Was meynst du damit? — Wie? „kann sie wol einen Augenblick daran zweifeln,

„daß

„daß ich sie anbete? — Es wird ihr vielleicht „dermaleinst beyfallen, und dann mußt du dich „rächen, indem du ihr eine andre vorziehest. — „Nein! ich will, ich fordre, daß sie sich noch „heute erkläre, daß sie den Ausspruch zwischen „dir und mir thue. — Aber du bist nicht „klug; hast du denn vergessen, daß Lucilie „ein pures Kind ist, und daß ein solch Geständ„niß die erfahrenste Frau in Verwirrung setzen „kann? — Kleinigkeit! ich will mich an ih„rer Verwirrung vergnügen; ich will ihr un„zählige Vorwürfe machen. — O zum Teu„fel, das werde ich nicht leiden. Ueberdem so „bedenke einmal, wie lächerlich der Schritt ist, „zu welchem du mich verleiten willst: die Liebe „ist heut zu Tage nichts anders, als ein still„schweigender Vertrag. Man liebt, man ver„läßt einander, alles, ohne ein Wort zu sagen. „Eine Frage ist in solchem Fall kindisch, ein Be„kenntniß überflüßig, ein Vorwurf unedel und „übel angebracht.„ —

Dorval mußte dem ohngeachtet Damons Bitten nachgeben; allein er that es mit vielem Widerwillen. Als er Lucilien versprochen hatte, ihn ihr zurück zu bringen, so glaubte er, ihr Freude und nicht Verwirrung zu verursachen. Ihre Ankunft machte, daß sie erblaßte. Dorval bemerkte es sogleich. Er nahm den leichtsinnigen Ton an, welchen er überall brauchte. „Schöne Lucilie,„ sagte er, „ver-

„bannen Sie allen Zwang. Der trostlose „Damon will sein Schicksal wissen. Er „argwohnet, daß sich Ihr Herz für mich erklärt „habe; er glaubt, ein gewisses Bildniß, wor„aus Sie ein Geheimniß machen, sey das „Meinige. Das heißt, ein sehr glaubwürdi„ges Geständniß fordern; aber so ist nun Da„mon. Er ziehet ein erschreckliches Urtheil „einer langen Ungewißheit vor.„

Lucilie antwortete nicht, und schien immer noch mehr bewegt zu werden. — „O!„ rief Damon, „dieses Stillschweigen sagt nur allzu„viel. Es ist um mich geschehen; ich bin verstos„sen. Aber, Grausame, derjenige, den Sie mir „vorziehen, soll seinen Sieg nicht geniessen, oder „der Tod, den ich von seiner Hand empfange, „muß mich hindern, meine Schmach zu se„hen.„ — Lucilie antwortete noch nichts. „Bey meiner Seelen, armer Damon,„ sagte Dorval hierauf; ich habe Mitleiden mit dem „Zustande, worinn ich dich sehe; und wenn es „nicht über die Kräfte eines Menschen gienge, „gegen Lucilien undankbar zu seyn, so hätte „ich vielleicht die Großmuth aufs höchste ge„trieben. Aber siehe sie an, und urtheile, was „man thun könne.„ — Lucilie konnte diesen sonderbaren Misverstand nicht länger aushalten. „Aber, mein Herr,„ sagte sie mit einer heftigen Bewegung zu Damon, „seit wann „nehmen Sie so viel Antheil an dem, was in

„mei-

„meinem Herzen vorgehet? Sie haben, deucht „mir, allzu wenig daraus gemacht, als daß — „Ja,„ fiel ihr Damon ins Wort, „ja, ich „verdiene Ihren Zorn, Ihren Haß. Es hat „geschienen, als vergäß ich Ihre Reizungen, „als setzte ich Ihnen eine Nebenbuhlerinn an „die Seite; aber, indem ich Sie flohe, betete „ich Sie an, und diese Nebenbuhlerinn unter„hielt ich bloß von Ihnen. Sie besitzt Reizun„gen, und ich habe nur von den Ihrigen mit „ihr gesprochen. Vielleicht verabscheuet sie „mich, nachdem sie gesehen hat, wie sehr ich „Sie liebe. — O, Himmel!„ rief Lucilie, „wozu sehe ich mich gebracht! — Sprechen „Sie,„ versetzte Damon, „es ist nicht mehr „Zeit, sich zu verstellen; Aber, was können „Sie wol sagen, um dasjenige zu widerlegen, „was ich gesehen habe? — Räumen Sie die „Schwierigkeit mit einemmal aus dem Wege,„ sagte Dorval; „oder erklären Sie sich wenig„stens durch ein Sinnbild; Lassen Sie das „Bildniß für sich sprechen. — Ich zittere!„ sagte Lucilie, indem sie das Bild aus der Ta„sche zog. — „O, Himmel,„ rief Damon, „dieser Anblick soll also mein Schicksal entschei„den! — Nur frisch,„ sagte Dorval zu Lucilien, welche noch immer zauderte, „thun „Sie, was Ihnen Ihr Herz vorschreibt. — „Wohlan,„ sagte sie, indem sie immer mehr zitterte, „sehen Sie selbst, was zu thun ist.„

Mit

Mit diesen Worten überreichte sie ihm das Bildniß. „Großer Gott,“ rief Damon, „es ist „also um mich geschehen! Es ist mir nichts übrig, „als mich zu den Füßen der Grausamen aufzuopfern.“ — Er hatte schon den Degen gezogen, und kehrte ihn gegen seine Brust. — „Halt ein, halt ein!“ rief ihm Dorval zu, „das ist eine sonderbare Verzweifelung. Sie„he das Gemählde doch an.“ — Damon betrachtete es mit verwilderten Augen, und erkannte seine Gesichtszüge. — „Anbetenswür„dige Lucilie,“ sagte er, indem er sich ihr schnell zu Füßen warf, „was bin ich Ihnen nicht schul„dig, und wie strafbar macht mich mein Ver„dacht! Wie? indem ich Sie beleidigte, wa„ren Sie so gütig, die Züge eines Undankba„ren aufzusammeln? — Aber,“ unterbrach er sich selbst, „eben diese Gunstbezeigung ist „auch einem andern wiederfahren?“ — Bey diesen Worten veränderte Lucilie die Farbe, und verstummte. Neue Unruhe für Damon. — „Ja,“ fuhr er fort, „ich habe „eben erst noch ein anderes Bildniß erblickt; „ich bitte Sie, erklären Sie uns, was das zu „bedeuten habe? — Höre, mein Freund,“ unterbrach ihn Dorval, „die Fräulein hat so „starke Gaben in dieser Art von Kunst, daß es „eine Himmelschreyende Sünde wäre, wenn „Sie sie nicht anwenden wollte. Und was ge„het es dich an, wenn sie für gut findet, eine

„Samm-

„Sammlung von dergleichen zu machen? — „Fürchten Sie,„ sagte hierauf Lucilie zu Damon, „fürchten Sie die Widerlegung ihres „ungerechten Verdachtes! Ich würde Ihnen „denselben niemals vergeben, wenn ich ihn wi„derlegen müßte.„

Diese drey Personen waren so eifrig beschäftiget, daß Cinthie in das Zimmer trat, ehe sie noch ihre Wiederkunft vermuthet hatten. Sie kam, um ihrer Nichte den Gewinn ihrer Rechtssache kund zu thun. Sie fand sie in einer auserordentlichen Bewegung; Damon war beynahe in demselben Zustande, und Dorval schien an dem Auftritte gleichfalls Antheil zu nehmen. — „Was bedeutet das, Lucilie?„ frug Cinthie. Lucilie war zu furchtsam zu antworten. Dorval fing an, das Geheimniß zu errathen; er beschloß, den ganzen Handel zu endigen, und sich der Macht zu bedienen, die er über das Gemüth der Tante hatte. — „Gnä„dige Frau,„ sagte er, „die Sache betrifft ein „Bildniß, welches verstohlen erblickt worden „ist. — Wie? welch Bildniß?„ versetzte die Tante ganz hitzig. Lucilie, welche den Zustand, darinn sie Damon sahe, nicht mehr aushalten konnte, that sich selbst Gewalt an. „Hier „ist das Bildniß,„ sagte sie zu Cinthien, „Sie „allein haben darüber zu gebieten.„ Hierauf gab sie es ihr hin. Cinthie, die erzürnt war, nahm ihren Entschluß desto geschwinder. Sie

näher-

näherte sich Dorvaln, und zeigte ihm das Bildniß, welches ihr Lucilie eben überreicht hatte. — „Es ist das Ihrige,“ sagte sie zu ihm, „und auf meinen Befehl hat Lucilie Ihre „Züge nachgeahmt. Sie können selbst erachten, „daß einem ein Gegenstand, den man mahlen „läßt, nicht gleichgültig seyn muß. Ich be„halte das Bildniß, und biete Ihnen dagegen „meine Hand, nebst meinem ganzen Vermögen „an, welches nunmehro durch die Gewinnung „meines Rechtshandels mit hundert tausend „Pfund jährlicher Einkünfte vermehret worden „ist. — Gnädige Frau,“ versetzte Dorval, „das ist, ich gestehe es, eine Vereinigung vie„ler glücklichen Umstände. Allein, erlauben „Sie, daß ich mich erst des Nutzens meines „Freundes annehme. Ohne Zweifel werden „Sie, wenn Sie sich verheyrathen, nicht „haben wollen, daß Lucilie ledig bleiben „soll. Diese Anordnung würde wenigstens sehr „grausam seyn.“ — Hier fiel Damon Dor„valn in die Rede, und sagte zu Cinthien: „Ich kann es Ihnen nicht länger verbergen, „gnädige Frau, daß ich Ihre reizende Nichte „anbete. Meine Aufführung hat zwar immer „das Gegentheil anzuzeigen geschienen; allein, „dieses war nichts anders, als eine Verstellung. „Die liebenswürdige Lucilie hat mir diesen „Fehltritt bereits vergeben; geruhen Sie, mir „ebenfalls zu vergeben. — Meine Nichte,“

ver-

versetzte Cinthie, „vergiebt, wie ich sehe, sehr „gern; aber, Marquis, rathen Sie mir, was „soll ich thun? — Lucilien mit Damon „vereinigen, gnädige Frau, und Ihr Glück „mit ihnen theilen. — Gnädige Frau, „ unterbrach ihn Damon, „ich verlange ihre Reich„thümer nicht; die liebenswürdige Lucilie ist „weit schätzbarer, als alle Schätze der Erde; „überdies, so kann dasjenige, was ich an Gü„tern besitze, schon — Nein, nein!„ fiel ihm Cinthie ins Wort, „es soll bey dem blei„ben, was der Marquis für gut befunden „hat. — Ach, meine wertheste Tante!„ rief Lucilie. — „Ach, mein werthester Dor„val!„ rief Damon zu gleicher Zeit. — Dorval entzog sich längern Danksagungen. — „Nun, gnädige Frau,„ sagte er, „welche sind „nun Ihre letzten Entschliessungen? — Wie, „Marquis,„ antwortete Cinthie, „was soll „diese Sprache bedeuten? — Alles, was „Sie wollen, gnädige Frau! — Fürchten „Sie sich für der Ehe? — Im geringsten „nicht; wer zu leben weiß, entsetzt sich für der „Ehe nicht. — Das heißt so viel gesagt, daß „Sie denjenigen nachahmen wollen, die einen „Ruhm darinn suchen. — Um Vergebung, „gnädige Frau, ich affe niemanden nach; allein, „es giebt Fälle, in welchen man entweder dem „Gebrauche folgen, oder im höchsten Grad lä„cherlich werden muß. — Und mit einem

„Wort,

„Wort, Marquis, ich erkläre Ihnen, daß ein „Mann nach der heutigen Welt, meine Sache „ganz und gar nicht ist. — Allein, was ver„langen Sie denn, gnädige Frau? Soll man „sich denn bis in die Classe der geringsten „Bürger herunter setzen? Diese sind die ein„zigen, welche das altfränkische Gezwungene „im Ehestande noch beybehalten haben. Das „war vielleicht zu den Zeiten des Saturnus und „der Rhea sehr schön, aber — Aber, ich sa„ge Ihnen nun, daß ich es auch schön finde, „und daß ich so leben will, wie man damals „lebte. — Damals aber, gnädige Frau, „war der Gott der Ehe der Gott der Sclave„rey, und heutiges Tages ist er ein Gott der „Freyheit. Eine liebenswürdige Freyheit, nach „seiner Neigung zu handeln, ein unwandelbares „Vertrauen, haben die Stelle einer frostigen „Behutsamkeit, einer ewigen verdrüßlichen „Dienstbeflissenheit eingenommen. Kurz, die „Ehe ist das Landhaus der Liebe geworden, der „Ort, wo sie von ihren Geschäften, von ihren „Bemühungen ausruhet. — Läßt es doch „fast,„ versetzte Cinthie ganz hitzig, „als hät„ten Sie von meinem seligen Manne Unterricht „bekommen. Er handelte eben so, wie Sie „da sagen; allein, er hat mir dadurch einen Ekel „für einen Mann, der ein Petitmaitre ist, bey„gebracht. Vergessen Sie die Anerbietung, „die ich Ihnen gethan habe; ich meinerseits

„will

„will vergessen. — Ach liebster Dorval!„ rief Damon, „du stürzest mich in den Abgrund „wieder zurück, aus welchem du mich kaum ge„zogen hast. — Aber nein,„ antwortete Dorval, „ich bin noch immer bereit, mich „aufzuopfern. — Das haben Sie nicht nö„thig,„ setzte Cinthie lebhaft hinzu; „seyn „Sie ruhig Damon. Ob ich gleich auf ewig „mit Dorvaln breche, so werde ich nichts de„stoweniger dasjenige halten, was ich Ihnen „versprochen habe; ich willige in Ihre Heyrath „mit meiner Nichte, und ich gebe ihr vorjetzo „die Hälfte meines Vermögens.„ — Mit diesen Worten gieng Cinthie in ihr Schlafzimmer, und schloß hinter sich zu.

„Was bin ich dir nicht schuldig, mein lieber „Dorval!„ sagte Damon. „Du allein bist „der Urheber dieser glücklichen Entwickelung. „Vergiß meine Beleidigungen und meinen un„gerechten Verdacht. Ich habe dich nun erst „recht kennen gelernt. — Was meynest du „damit?„ versetzte Dorval; „dein Argwohn „war im geringsten nicht lächerlich; man wird „wohl bey geringern Anzeigen unruhig; Luci„lie ziehet dich vor; das ist zwar jetzo eine aus„gemachte Sache; aber, die Wahrheit zu sa„gen, so fing ich schon an, deinethalben in Sor„gen zu stehen.„ —

Die Zeit klärte das Schicksal dieser verschiedenen Personen auf. Cinthie ergab sich der

Frömmigkeit, sprach von jedermann übel, und fand Geschmack daran. Dorval heyrathete die Marquisinn, und beyde lebten in wechselseitiger Vertraulichkeit und Zerstreuung. Lucilie und Damon lebten als ein paar Eheleute, die ihr Glück in einander finden. Kurz, alle waren zufrieden.

* * * * * * * * * * * *

Fragment

von dem

Aufsatze eines gelehrten Portugiesen,

den

Zustand der Wissenschaften in Portugal

betreffend.

Die Universität zu Coimbra, welche im Jahre 1537 von dem Könige Don Juan dem Dritten gestiftet worden, hat den Portugiesen jederzeit viel Ehre gemacht. Sie hat ehedem fast alle Universitäten in Europa mit öffentlichen Lehrern in der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Medicin versehen. Die allerberühmtesten unter denselben müssen bekennen, daß ihre Lehrstühle bey ihrer Stiftung, und sogar noch lange hernach, mit einem oder mehreren

ren Portugiesen besetzt gewesen sind. Allein, schon seit geraumer Zeit bringt Coimbra keinen einzigen von denen Männern hervor, welche die europäischen Staaten einluden, zu ihnen zu kommen, um sie zu belehren.

Da die neue Philosophie dem Aberglauben, der Schwärmerey, kurz vielen groben Irrthümern, welche daselbst im Schwange giengen, tödtliche Streiche versetzte; so fürchteten die Directores der Universität zu Coimbra, die insgesammt Jesuiten waren, es möchte diese neue Philosophie ihrem Nutzen zuwider seyn, und sie wol gar selbst stürzen. Sie eilten demnach, sich ihr aus aller Macht zu widersetzen.

Martinho de Mendoza, ein vornehmer Portugiese, dessen Geist die Natur recht zur Philosophie gebildet zu haben schien, kam, nachdem er einen großen Theil der Welt besehen, und viele neue Einsichten erlanget hatte, vor ohngefehr vierzig Jahren nach Lissabon zurück. Man sahe ihn anfangs als einen unschätzbaren Mann an; sogar die Jesuiten gestanden solches einmüthig; allein dieser gelehrte Mann ließ es sich in den Sinn kommen, den Aristoteles in üblen Ruf zu bringen, und sein Lehrgebäude anzutasten. Mehr war nicht nöthig, seinen Untergang zu beschliessen; er gewann Anhänger, und dieses war eine Ursache mehr dazu. Die Jesuiten fingen an, öffentlich wider ihn loszuziehen, und waren äusserst bemühet, die-

sen gelehrten Portugiesen für einen solchen auszuschreyen, der durch allzu vieles Studiren verrückt geworden wäre. Dieser Wahnwitzige aber schien, seines Unsinnes ohngeachtet, denen Jesuiten, so lange er am Hof und in der Stadt wäre, so gefährlich, daß sie nicht eher ruheten, als bis sie es dahin gebracht hatten, daß ihn der König für würdig erklärte, Statthalter von Brasilien zu werden. Der gute Philosoph war nicht reich; er bekam Lust, solches zu werden; er nahm die Stelle an, ward ein schlimmer Statthalter, und starb nicht lange hernach.

Das Kirchen- und das bürgerliche Recht, und die Arzneygelahrtheit sind diejenigen Wissenschaften, welchen die Portugiesen am meisten obliegen, weil sie nur als Doctores Juris oder Medicinæ von der Universität Coimbra, sich um die einträglichsten Stellen bewerben können. Aber unter hunderten solcher sogenannten Doctoren findet man kaum zehen, welche dieser Würde werth sind. Alle andere sind Unwissende, die mit einem gewissen Hochmuthe, den sie Gelehrsamkeit nennen, und mit einer Eitelkeit, die bey ihnen die Stelle der Verdienste vertritt, erfüllet sind. Allein, nur allzu oft werden diese, wenn sie zumal von Familie sind, die einiges Ansehen haben, besonders, wenn es richterliche Stellen betrifft, jenen zehn würdigen Doctoren vorgezogen, welche, da sie arm sind, und keine

ne Vorsprache haben, fast immer unbekannt bleiben.

Daß die Juden in Portugal es in der Rechtsgelehrtheit und Arzneywissenschaft ungleich weiter bringen, als die Christen, ist eine ausgemachte Sache. Da sie aber keine öffentliche richterliche Aemter bekleiden können, so werden sie insgesamt Advocaten oder Aerzte; und sie thun sich in diesen beyden Profeßionen dergestalt hervor, daß sie gemeiniglich allen christlichen Portugiesen, auch denen, die sich am meisten hervorzuthun suchen, vorgezogen werden. Daher rührte es zum Exempel, daß in der Streitsache zwischen dem Könige und seinen Mitwerbern um das Herzogthum Aveyro, der Jude, Manuel Lopez de Leam, Procurator der Krone ward, und daß bey Stiftung des Lissabonischen Patriarchats der König einen andern Juden, Namens Franciscus Trigueyros, zum Procurator der heil. Patriarchalkirche ernannte. Als ich im Jahre 1734 Lissabon verließ, trauete sich der vornehmste Adel keinem, als einem Mirandella, einem Torres, einem Siqueira an, welche insgesammt Juden waren. Natürlicherweise bereichern sich diese jüdischen Advocaten und Aerzte ganz erstaunend; allein, so bald sie einen gewissen ansehnlichen Reichthum erlangt haben, bey welchem sie sich des Verlusts ihres ganzen Vermögens, ja wol gar ihres Lebens befürchten müssen; so ver-

dammen sie sich selbst zum Abzuge, und verlassen das Land heimlich, da sie sich denn anderwärts, besonders in Holland und England, niederlassen, woselbst einige von ihnen eine ziemlich ansehnliche Rolle gespielt haben. Diejenigen hingegen, welche aus Eigennutz, oder aus Liebe zu ihrem Vaterlande, durchaus darinn bleiben wollen, werden über lang oder kurz die Opfer des Aberglaubens, oder der Schwärmerey.

Vor ohngefähr dreyßig Jahren hätte man in Portugal diejenigen gewiß gesteiniget, welche sich unterstanden hätten zu leugnen: Der Mond sey nicht das größte Gestirn nächst der Sonne, oder der da hätte behaupten wollen: Die Erde bewege sich. Diese, und viele andre Dinge von derselben Beschaffenheit, waren der Orthodoxie des Landes schnurstracks entgegen. Ich habe von den Werken, die meine Landsleute bis ins Jahr 1754 herausgegeben, aufs sorgfältigste Nachricht eingezogen, und ich muß frey bekennen, daß kein einziges von allen denen, die zu meiner Kenntniß gekommen, mir von ihrer Philosophie einen vortheilhaften Begriff beygebracht hat. Ich weiß wohl, daß Doctor Franciscus Xavier Leytam von der königl. Academie, der Herr Joseph Boreas d'Araujo, und der Pater Juan Baptista von der Brüderschaft des Oratorii, sich mit gutem Erfolg auf die neue Philosophie gelegt haben.

haben. Allein, obwol der erste von diesen Herren wohl eingesehen hat, daß in dem System des Descartes für die Arzneygelahrtheit, in welcher er Professor war, sehr nützliche Sätze enthalten wären; so hat er dennoch für seinen Aristoteles stets viele Ehrfurcht beybehalten, und ist im Jahre 1739 in einem Alter von zwey und siebenzig Jahren gestorben, ohne etwas zum Besten der neuen Philosophie heraus gegeben zu haben. Man kann dieses im geringsten nicht seinen allzu häufigen Beschäftigungen beymessen, da er Zeit genug gehabt hat, uns in einer seiner Schriften das Daseyn des Pelicans zu erweisen, und uns in einer andern ein Trauergedicht über einen Theil der Todtenmesse zu hinterlassen.

Herr Boreas d'Araujo hat tugendhaft und als ein Weltweiser bis in sein fünf und siebenzigstes Jahr gelebt, und ist im Jahre 1743 gestorben, nachdem er im Jahre 1740 ein Werk in Portugiesischer Sprache in zween Theilen in Quarto in Druck ergehen lassen, welches den Titel führet: Abhandlung von der Unwissenheit, darinnen man am elementarischen Feuer zweifelt, das materialische Feuer erklärt, und folglich den größten Theil der peripatetischen Philosophie widerlegt.

Was den Pater Baptista betrifft, so hat solcher die Ehre gehabt, daß er der erste gewesen, welcher die neue Philosophie öffentlich in

Portugal gelehret, woselbst man, nach dem eigenen Geständniß der portugiesischen Schriftsteller, bis auf diese Zeit nichts davon gewußt hatte. Er hat, wie sie sagen, die Lehre des Aristoteles mit den Lehrgebäuden des Descartes und Newtons in einem Werke von 4 Bänden in Folio unter dem Titel: Philosophia Aristotelica restituta & illustrata, qua experimentis, qua ratiociniis recenter inuentis - - vereiniget herausgegeben.

Es ist einstmals geschehen, daß, da der Erzbischof von Braga in seiner Diöces herumreiste, das Volk eines Orts sich versammelt, ihn gleichsam triumphirend erwartet, und vor ihm ein Lied gesungen, worinnen unter andern die sehr sonderbaren Worte vorkamen: Gebenedeyet sey die heil. Dreyfaltigkeit, die eine Schwester der Jungfrau Maria ist = = = Da ich erweißlich machen kann, daß die Portugiesen, noch heut zu Tage, sowol, als ehedem, dergleichen Irrthümern in Religionssachen unterworfen sind; so kann ich ohne Verwegenheit muthmaßen, daß sie in Ansehung der Philosophie, der sie anhängen, in viele thörichte Meynungen verfallen können. Sie haben einen starken Zusammenhang und Briefwechsel mit England, welches eine große Menge Journale hervorbringt, unter welchen viele gute sind. Aber niemals kündigen sie ein portugiesisches

Werk

Werk an, wovon es der Mühe werth wäre, dem Publico einen Auszug mitzutheilen. : : :

Man kann, ohne ungerecht zu seyn, meinen Landsleuten eine Gabe, die sie von Natur besitzen, nicht absprechen. Und diese ist die Beredtsamkeit. Ein Pater Vieyra, ein Bischof von Martyria, und viele andere, haben solches durch die Reden und Predigten, die sie durch den Druck bekannt gemacht, hinlänglich bewiesen. Aber es hat auch viele Prediger unter ihnen gegeben, welche, ohne die Gaben jener vortrefflichen Redner, denenselben dennoch gleich seyn wollten, und die nichts anders gethan haben, als daß sie die Kanzel entehrt, indem sie auf derselben eine Beredtsamkeit ausgekramt, welche derjenigen gleich ist, womit jene spanische Predigten ausgeschmückt sind, : : : welcher man den Namen: Beredtsamkeit der europäischen Wilden, mit Recht beygelegt hat. Ein portugiesischer Prediger, welcher zum Exempel heute an dem Fest des heil. Franciscus prediget, muß erweisen, daß dieser Patriarch der Franciscaner der größte unter allen Heiligen, und dem Herrn Christo gleich sey, ja ihn gewissermaßen gar übertreffe. Aber wenn demselben Prediger aufgetragen wäre, den andern Tag am Feste des heiligen Johannis des Jüngers zu predigen, so müßte er, wollte er anders nicht von seinen Zuhörern, welche vielleicht die gestrigen sind, verhöhnet werden, erweißlich machen,

chen, daß das Verdienst des Heiligen von diesem Tage weit über alle Auserwählte erhaben ist.

Was die Geschichte betrifft, so ist gewiß, daß ein Galvam, ein Barros, ein Conto, und ein Andrades ehedem meinen Landsleuten viele Ehre gemacht haben. Da die portugiesische Sprache an sich selbst vielen Nachdruck und Erhabenheit besitzet, so ist sie zur historischen Schreibart eine der geschicktesten, und überdem reich genug an Ausdrücken, zur Erzehlung der wichtigsten Begebenheiten und der schönsten Thaten. Aber wie viele Geschichte siehet man nicht, die mit geistlichen und weltlichen Fabeln angefüllet sind? Es ist eine Akademie der Geschichte zu Lissabon, welche von dem höchstseligen Könige Don Juan dem Fünften im Jahre 1721 gestiftet worden. Aber noch kein einziges Mitglied derselben hat bisher etwas an das Licht treten lassen, welches auch ausser Portugal bekannt wäre. Die Russen, welche man daselbst als wahre Wilde betrachtet, haben in diesem Stücke die Oberhand gewonnen, und ihre Werke geben dem Journalisten Gelegenheit, von ihnen zu reden.

Die ersten, welche der König zu Mitgliedern der Academie der Geschichte ernannte, sind alle meine Freunde; ich kenne ihre Verdienste, ihre Geschicklichkeit und ihre Kräfte so ziemlich. Die Marquis von Valence, von Fonteyra, von Allegrette, die Grafen von Ericeyra, von Assumar

sumar und von Villar Mayor, einige andere Herren, und verschiedene theils weltliche, theils geistliche Personen machten die Anzahl der erstern funfzig Glieder dieser Akademie aus. Die Statuten derselben brachten mit sich, daß sie die alte Geschichte von Portugal in eine andre Form giessen, und die neue fortsetzen sollten. Alle waren unstreitig die tüchtigsten Männer; alle waren die fähigsten und würdigsten, die der König nur finden konnte, dem Wahlspruch: den er ihnen selbst gegeben hatte: Restituet omnia, ein Genüge zu leisten. Der Marquis von Fonteyra, der Doctor Argote und Martinho von Mendoza zum Exempel, welches solche waren, die die heiligen Betrügereyen verabscheuen, wovon die Geschichte des Königreichs ganz voll ist, waren sehr geschickt, in derselben sogar die Spuren davon auszurotten. Aber wie sollten sie es ins Werk richten? Einestheils wollten sie es nicht wagen, den Inquisitoren, die Mitglieder der Akademie waren, ins Angesicht zu widersprechen; andern theils war es ihnen ungelegen, denenselben die Wahrheit aufzuopfern. Das Werk der allgemeinen Geschichte des Reichs, welches man von diesen Herren erwartete, ist demnach bis hieher verzögert worden, und vielleicht wird es noch in langen Zeiten nicht zum Vorschein kommen. Bey Stiftung dieser Academie ward einem geschickten Staatsminister und guten General aufgetra-

getragen, die Geschichte der Stadt Elvas zu beschreiben. Dieses Glied der Akademie war gewiß am geschicktesten, die merkwürdigsten Begebenheiten dieses Grenzplatzes, der einer der vestesten im ganzen Reiche ist, ins reine zu bringen. Aber er starb; ein Mönch, der nichts als die Moral studirt hatte, bekam seine Stelle; kann man dahero wol mit Gründe hoffen, daß dieser auf eine befriedigende Art von den Belagerungen, Angriffen und Vertheidigungen dieses Platzes reden werde? Don Diego d'Almeida, ein gelehrter Geistlicher, wäre fähig gewesen, eine schöne Geschichte von dem Bißthum Miranda zu schreiben. Es ward ihm auch wirklich aufgetragen; allein, wer weiß, ob nicht, nach seinem bereits erfolgten Tode, dieses Werk einem Staats- oder Kriegsmanne aufgetragen worden, welcher von Concilien, Synoden, Capiteln, Bullen, Breven, und andern dergleichen Dingen sprechen muß, von denen er nichts verstehet? Dem Marquis von Fonteyra ward im Jahre 1721 aufgegeben, die Geschichte der Römer in dem ehemaligen Lusitanien zu beschreiben; allein, er starb im Jahre 1729 darüber hin. Auf ihn folgte in Bearbeitung dieses Werkes, Diego de Mendoza; und da dieser auch gestorben, so wird dasselbe bereits durch den dritten Schriftsteller fortgesetzt. Man kann von den beyden ersten behaupten, daß ihre Schreibart und Ausdruck, ihre natürliche

Gaben

Gaben und Geschicklichkeit ziemlich von einander unterschieden sind. Die Akademie soll jetzo dieses Werk dem Inquisitor, Nuno da Sylva-Telles, aufgetragen haben.

Das in der gelehrten Welt so bekannte Lehrgedicht Camoens beweist den Werth der portugiesischen Sprache, und wie geschickt dieselbe zur Dichtkunst sey, wenn eine geschickte Hand damit umgehet. Viele Portugiesen sind darinnen glücklich gewesen, und haben poetische Werke herausgegeben, welche nach der Eigenschaft der Sprache und dem Geschmack des Landes vortrefflich, ja unvergleichlich sind. Die Portugiesen sind von Natur Dichter, und sie können, vornehmlich zu Lissabon, Privatakademien nicht entbehren, um ihrer poetischen Hitze beständig etwas zu schaffen zu geben. Diejenigen, deren ich mich erinnern kann, sind: die Akademie der Singulares, welche im Jahr 1663 gestiftet worden, und zweene Bände in Quarto von verschiedenen Gedichten herausgegeben hat; die Akademie der Generosos, welche im Jahre 1684 bey Don Antonio da Cunha errichtet, und im Jahre 1693 von Don Luis da Cunha erneuert worden; die Akademie der Anonymos, so im Jahre 1710 bey dem Ritter, Ignatio Carvalho de Susa, gestiftet worden. Die Portugiesische, deren Präsident und Secretair der berühmte Graf von Ericeyra war, ward im Jahre 1717 in

seinem

seinem Pallast errichtet. Die Akademie der Instantaneos ist bey Don Fernando Correa de la Cerda, Bischof zu Porto, und die Akademie der Applicados im Jahre 1722 zu Lissabon gestiftet worden, woselbst noch einige andere, nämlich der Escogidos, der Estudiosos, der Unicos, der Canoros befindlich gewesen. In dem Dorfe Setuval ward im Jahr 1721 eine sogenannte problematische Akademie errichtet, und in demselben Jahre entstand auch eine Akademie in dem Dorfe Guimaraens.

Diese Akademien, die gewiß die berühmtesten sind, sind fast alle nach und nach aus einander gegangen, ohne daß das Publicum nur den geringsten wesentlichen Vortheil von diesen gelehrten Stiftungen gehabt hat. Die Mitglieder derselben haben sich dabey aufgehalten, sich unter einander Lobreden zu halten, oder sich durch die beissensten Stachelschriften herunter zu machen. Alle diese Herren, gleichsam als wären sie selbst keine Kenner, erheben die Schönheit einiger ihrer Gedichte, die doch nicht viel werth sind, bis in die Wolken. Dahin gehöret zum Exempel die Henriqueida des Grafen von Ericeyra. Dieser Herr ist vielleicht der beste Dichter dieses Jahrhunderts, und unstreitig der gelehrteste Mann unter allen seinen Landesleuten gewesen; allein, unglücklicher Weise hat sein Ruhm gegen das Ende seines Lebens durch

obgedachtes Lehrgedicht einen starken Stoß erlitten.

Ohngeachtet der natürlichen Neigung der Portugiesen zur Dichtkunst und zur Musik, haben sie dennoch keine theatralische Stücke, und es herrschet bey ihnen in Ansehung der dramatischen Dichtkunst noch eine tiefe Nacht. Daher kommt es, daß auf der Schaubühne zu Lissabon keine andere als spanische Stücke sind vorgestellet worden. Indessen sind doch einige Portugiesen in dieser Art von Gedichten nicht unglücklich gewesen, und haben Stücke hervor gebracht, welche der besten spanischen Comödienschreiber ihre übertreffen; solche sind unter andern Don Francisco Manuel de Mello, Antonio Henriquez Gomes, Jacinto Cordeyro, und Juan de Mattos Fragoso, deren Lustspiele auf den spanischen Theatern mit allgemeinem Beyfall vorgestellet worden sind, und noch vorgestellet werden.

Lange Zeit hat die Bühne in Portugal ohne Aufmunterung danieder gelegen, und erst auf ausdrücklichen Befehl des jetzt regierenden Königs ist zu Lissabon ein Opernhaus gebauet worden, weil dieser Monarch sich und seine Unterthanen mit dieser Art von Schauspielen ergötzen wollte. Man hat mir versichert, daß dieses Theater, in Ansehung der Pracht und der Regelmäßigkeit, mit den berühmtesten in Europa in gleichem Range stünde; allein, da es sich

seiner

seiner größten Vollkommenheit näherte, ward es durch das Erdbeben im Jahre 1755 gänzlich zerstöret. Man hat nachher die Acteurs abgedankt, und nicht mehr an diese Art von Schauspielen gedacht. : : :

* * * * * * * * * * * *

Schreiben an einen Freund

über

die Eifersucht.

Sie haben Recht, mein Herr! wenn Sie sich fürchten, eifersüchtig zu werden. Wie sehr würden Sie zu beklagen seyn, wenn Sie dieser Leidenschaft, die die grausamste von allen ist, den Eingang in Ihr Herz erleichtern wollten. Alle andere Leidenschaften schläfern sich einigermaßen ein; es giebt gewisse Intervallen bey ihnen, in denen das Herz einiger Ruhe fähig ist; aber die Eifersucht nagt, gleich einer Furie, Tag und Nacht an unsern Herzen. Ein eifersüchtiger Ehemann darf sich keiner Ruhe, keiner Zufriedenheit trösten. In dem Augenblicke, da die verwünschten Einflüsse dieser grausamen Leidenschaft seinen Verstand benebeln, nagen und verzehren ihn die schwarzen, quälenden Sorgen.

Jedoch,

Jedoch, er ist es nicht allein, dessen Schicksal zu beklagen ist. Da er selbst ein Sklave der Eifersucht ist; so läßt er diejenige, mit der er durch die Bande der Ehe vereiniget worden, alles empfinden, was das Geschick nur Hartes und Widriges haben kann. Auch die unschuldigsten Sachen seiner unglücklichen Ehegattinn erregen ihm Verdacht. Ihre Geberden, ihre Manieren, selbst ihre zärtlichsten Liebkosungen, alles wird übel aufgenommen, und unrecht verstanden. Er ist beständig mit seiner Leidenschaft beschäfftigt, und desfalls glaubt er, daß alles dieses eben so viele Kunstgriffe sind, ihm desto leichter einen Betrug zu spielen. Ist sie ernsthaft und gesetzt; so kömmt sie ihm traurig vor, und er bildet sich ein, daß bloß die Abwesenheit ihres Liebhabers diese melancholische Wolke über ihr Gesicht verbreitet. Ist sie lebhaft und aufgeräumt; so ist es, nach seiner Meynung, nichts als das Andenken an ihren Geliebten, die diese lebhafte Munterkeit gebiert, welche ihre ganze Physionomie ankündigt. Traurige Situation für eine Gattinn! Grausamer Zustand für einen Gemahl!

Um alle die schwarzen Dünste zu zerstreuen, die Ihr Gehirn einnehmen wollen, dürfte ich Sie nur an die vortrefflichen Eigenschaften Ihrer werthen und zärtlichen Gemahlinn erinnern. Sie kennen ihre Tugend; und diese muß Ihnen für ihre Treue bürgen. Wenn ihre Schönheit

ja seufzende Liebhaber erweckt; so weiß doch ihre Tugend selbige schüchtern zu machen. Da diese Herren stets ehrerbietig seyn müssen: so wagen sie es nicht, die Schranken durchzubrechen, welche die Ehre ihnen gesetzt hat. Wenn ja ein Wunsch bey ihnen aufsteigt; so verheelen sie dennoch selbigen vor ihrer Gemahlinn, in der vesten Meynung, daß sie sich ihre Verachtung zuziehen möchten, sobald sie der Liebe erwähnen würden.

Ich könnte aus einer so seltenen und standhaften Tugend einen großen Nutzen für Sie herleiten. Allein ich werde es nicht thun. Sie möchten sonst vielleicht nach Ihrer bisarren Gemüthsart etwas Geheimnißvolles in meinem Betragen vermuthen. Sie könnten vielleicht gar denken, ich bewunderte die Klugheit Ihrer Gemahlinn, um nur Sie, mein Herr, desto leichter einzuschläfern. So wahr auch ihre Tugend ist; so könnte sie Ihnen doch falsch und erdichtet vorkommen; und Sie wären vielleicht liebloß genug, Ihre Gemahlinn mit denjenigen Frauen zu vergleichen, deren Grundsätze der Klugheit nichts als falsche Strahlen sind, um einen zu leichtgläubigen Ehemann desto leichter zu verblenden.

Ich will also nicht bey dieser Tugend, bey dieser Klugheit stehen bleiben. Die Gründe, die ich zur Beruhigung Ihres Gemüths anwenden will, sind weit richtiger und besser. Sie beru-

beruhen auf zwo einfachen und natürlichen Betrachtungen. Die erste: Es ist keine Leidenschaft unvernünftiger, als die Eifersucht. Die andere: Es ist keine Leidenschaft, deren Folgen schrecklicher sind.

Es ist keine Leidenschaft unvernünftiger, als die Eifersucht. Was ist denn wol, das einen Ehmann eifersüchtig machen kann? Er befürchtet, daß Jemand ein Gut mit ihm theilen möchte, davon er allein der rechtmäßige Besitzer ist. Diese Furcht würde sehr vernünftig seyn, wenn sie ihn wegen der Schande, die er befürchtet, in Sicherheit setzen könnte. Ein ehrlicher Mann muß allerdings auf seinen und seiner Gattinn guten Nahmen eifersüchtig seyn. Eine Frau, die Verstand und Tugend hat, ist bey der Aufmerksamkeit nicht gleichgültig, die ihr Ehmann ihr bezeigt. Bezaubert von seinem guten Betragen, ist ihr einziges Bestreben, ihm zu gefallen; und das Vertrauen, das er in sie setzt, dient ihr gleichsam wider die Augenblicke der Ueberrumpelung und des Falls ihrer Vernunft zur Wache. Wenn die Flammen der Liebe schwächer werden, und die Umarmungen minder feurig sind; so ersetzt eine wechselsweise zärtliche und aufrichtige Freundschaft die Abnahme dieser Flammen. Vergebens werden tausend Liebhaber einer so zärtlichen Gattinn ihre Wünsche und Seufzer bringen; da sie schon anderwerts durch die unzertrennlichsten Bande

gefesselt ist; so werden Seufzer und Wünsche nie erhöret werden.

Allein, wird man sagen, wie kann man sich auf die Treue einer Frau verlassen, und ihr seine Ehre anvertrauen? Findet man auch wol heut zu Tage welche, die für ihren Mann eine zärtliche und aufrichtige Freundschaft hegen, und an deren Aufführung nichts zu tadeln ist? Die mehresten beobachten nicht einmal den Wohlstand. Ganz unbekümmert, was man auf ihre Rechnung alles erzählt, sind sie vielmehr die ersten, die sich über ihre Intriguen freuen, und sie machen sich aus der Menge seufzender Liebhaber, die ihre Schönheit zu ihren Füßen gefesselt hält, eine Ehre. Sie reden so frey von ihren Liebesstreichen, daß es beynahe scheint, als ob sie ihr Verdienst nach der Anzahl von Eroberungen abmessen, die sie machen. Selbst ihre Vergnügungen würden abgeschmackt seyn, wenn sie das Publicum nicht erfahren sollte.

Es giebt noch andere, die allerdings noch einige Reste von Schaam und Zurückhaltung haben. Da sie sehr empfindlich bey demjenigen sind, was man in der Welt von ihnen spricht, so machen sie äusserlich mit der Tugend und Klugheit Parade. Sie wissen dem Lobe der Schamhaftigkeit nicht genug zu schmeicheln, und versuchen es, sich den Namen verständiger und tugendhafter Weiber zu erwerben. Allein, alle diese schönen Maximen, die sie mit einem gewis-

gewissen Anstand von Schaam und Bescheidenheit feil bieten, sind nichts, als der Firniß der Tugend, der diejenigen leicht betrügen kann, die nicht bis auf den Grund ihrer Geheimnisse sehen. Man entdeckt ihre Intriguen sehr bald, wenn man sich nur die Mühe geben will, sie zu studiren; und wenn man alles genau nimmt, so wird man kaum eine einzige Frau finden, der man nicht etwas sollte vorzuwerfen haben.

Mich deucht, man sollte vorsichtiger hiebey zu Werke gehen, und die guten Frauen nicht mit solchen häßlichen Farben schildern. Sie haben über eine Ehre zu wachen, die weit zärtlicher ist, als der Männer ihre. Diese versagen sich nichts; sie machen sich vielmehr aus vielen Sachen eine Ehre, die einer Frau sehr nachtheilig seyn würden. Aus diesem Grunde haben sie Ursache, sich über das Verfahren der Männer zu beschweren, von denen sie bloß aus Eigensinn oder Rache beurtheilet werden. Aristides wird Ihnen zum Exempel in dem Ton eines Stutzers sagen, daß er in seinem Leben keine unüberwindliche Frau angetroffen, und daß von der ganzen ungeheuren Menge, die er bestürmt, nicht eine einzige nur einen Augenblick seinem Verdienst und seinen Reizungen hätte widerstehen können. Die Gräfinn von M**, wird er fortfahren, ist eine von den stolzen Schönen, die ein gebieterisches Wesen annehmen, und die gern für kluge und ordentliche

Frauen wollen angesehen seyn. Tausend Liebhaber seufzen in ihren Fesseln. Aristides hat ihr seine Wünsche und seine Seufzer gebracht, und die Gräfinn hat sich nicht länger widersetzt, als nur nöthig war, ihre Gunstbezeugungen noch kostbarer zu machen. Lysias spricht mit Ihnen von den Liebeshändeln der Belinde. Er weiß Ihnen die Namen ihrer Liebhaber auf den Fingern herzuzählen. Er macht Ihnen eine Beschreibung von dem Rendezvous, das sie ihnen giebt, und er weiß es genau, welcher der Favorit von allen ist. Wenn Sie den Lysias so reden hören, so sollten Sie glauben, daß er dieser Favorit sey; und er kennt Belinden kaum den Namen nach.

Die Erzählungen dieser Gattung von Stutzern, die so gern das Schrecken der Ehemänner, und der Popanz aller Galane seyn wollen, thun oft erstaunende Wirkung. Das Publicum, welches so sehr geneigt ist, immer von dem schönen Geschlecht übel zu urtheilen, glaubt diesen boshaften Schmähreden.

Wenn ein Frauenzimmer, dem die Natur ein freyes Wesen gegeben, auf eine unschuldige Art dieser Freyheit sich bedient, so ist sie für den Schmähungen des Publici nicht sicher; alles, auch die geringsten Freyheiten, die sie sich nimmt, werden ihr zum Laster angerechnet. Ist sie ehrbar und zurückhaltend, so besitzt sie eine falsche Scham und eine affectirte Ehrbarkeit.

Ich

Ich weiß zwar wohl, daß sehr viele Frauen dem Publico zu widrigen Urtheilen über sie Gelegenheit genug geben. Einige haben zu wenig Achtung für dieses Urtheil, und machen sich aus ihren Galanterien vielmehr eine Ehre. Andre, die zurückhaltender sind, haben nur das Aeusserliche der Tugend. Die Ehrbarkeit dient ihnen zur Decke, um den scharfsichtigsten Augen der Männer die Dinge zu verbergen, die sie geheim halten wollen. Allein, haben denn alle Frauenspersonen diese Schwachheiten? Wenn eine sehr große Anzahl Coquetten unter ihnen sind, soll denn dies der Ehre des ganzen schönen Geschlechts nachtheilig seyn? Will man auf das Ganze von einem Theil desselben schliessen? Wie ungerecht wäre ein solcher Schluß! Die Zahl dererjenigen, welche ausschweifen, ist nicht so gar groß, wie man wol denkt. Gegen dreyßig, die durch ihre schlechte Lebensart im übeln Ruf sind, giebt es tausend, die sich durch ihre Tugend unterscheiden. Was die Männer am meisten betrügt, ist dieses: weil die Coquetterie ein Aufsehen macht, und weil man sich nicht Mühe giebt, eine tugendhafte Frau auszuspähen, die sich begnügt, ihre Pflicht zu erfüllen, ohne es der Welt kund zu thun.

Aber gesetzt auch, daß die meisten Frauen so sind, wie sie gemeiniglich beschrieen werden; gesetzt, daß sie alle dem Hang folgen, den sie zum Vergnügen und zur Liebe haben: sind die

Mannspersonen nicht sehr oft die Ursache ihrer Schwachheiten? Ich rede hier gar nicht von den Schlingen, die sie der Unschuld dieses Geschlechts legen. Die armen Frauenspersonen sind nach der Art, wie sie von uns denken, gezwungen, wider die Anfälle der Vernunft auf ihrer Hut zu seyn, und mit Sorgfalt die Netze zu vermeiden, die man ihnen stellt; gleichsam, als ob sie von einer höhern Kraft wären, als wir Männer. Ich rede bloß von dem schlechten Betragen, welches die mehresten Männer gegen ihre Frauen äußern; von der Untreue, die sie begehen, und deren sie sich wol gar öffentlich rühmen; von der Verachtung, die sie ihnen beweisen, und von dem unrechtmäßigen Verdacht, den sie wider ihre Weiber fassen. Dieser Verdacht ist sehr oft Ursache, daß Frauen von einer seltnen und gesetzten Tugend sich vergessen, und untreu werden. Die Unruhen und der Zwang, worinn man eine Frau hält, flößen ihr Haß und Verachtung gegen ihren Mann ein. Sie betrachtet ihn von nun an bloß als einen Tirannen, der sie in den Fesseln und in der Sklaverey seufzen läßt. Ganz dem Haß und der Verzweiflung überlassen, sinnt sie bloß auf Mittel, ihre Bande zu zerreissen, und sich an ihrem Mann zu rächen. Unter unzähligen Exempeln, die ich Ihnen anführen könnte, will ich nur zwey wählen. Sie sind aus den wahrhaftesten Archiven der Galanterie genommen.

Meine

Meine erste Geschichte soll das Schicksal der Präsidentinn von C** in sich enthalten. Sie wissen, daß sie eine der vorzüglichsten Schönheiten ihrer Zeit war. Sie war groß, wohl gebaut, und man konnte nichts schöners sehen, als sie in ihrer Jugend war. Die Natur und die Grazien hatten ihr Vergnügen daran gehabt, sie zu bilden. Der Präsident von C** der sie von Jugend auf gekannt, ward von ihren Reizungen und von ihren aufblühenden Annehmlichkeiten gerührt. Er liebte sie von diesem Augenblick an; und da seine Neigung immer stärker wurde, so heyrathete er sie, ohngeachtet seine Geliebte nur von geringen Eltern stammte. Die ersten Jahre ihrer Ehe waren glücklich. Dieses reizende Paar sah seine Tage, welche die Liebe und die Vergnügung geschaffen hatten, ruhig verstreichen. Drey Jahre vergingen in dieser vollkommenen Eintracht, ohne daß etwas wäre vermögend gewesen, die Glückseligkeit ihrer Tage zu stören. Es schien, als ob ihre Liebe täglich reizender, und ihr Verlangen täglich lebhafter würde. Es war folglich nichts im Stande, zwey so vereinte Herzen zu trennen. Aber, mein Gott! wie unbeständig, wie leichtsinnig ist nicht die Liebe! Wer kann sich schmeicheln, sie jemals beständig zu machen!

Diese traurige Betrachtung beunruhigte das Herz des Präsidenten. Er besorgte, seine Gemahlinn, deren Schönheit eine so große An-

zahl seufzende Liebhaber gemacht hatte, möchte Gunstbezeugungen verschwenden, zu denen doch er nur allein ein Recht habe. Er wurde ganz traurig, niedergeschlagen und melancholisch, und konnte seine Furcht und seinen Verdacht nicht verbergen.

Die Präsidentinn merkte sehr bald, was in dem Herzen ihres Gemahls vorgieng. Sie that ihr Möglichstes, die schwarzen Dünste zu zerstreuen, die seinen Verstand umnebelt hatten. Als eine kluge und verständige Frau ergriff sie alle Mittel mit Freuden, die sie nur dienlich zu seyn erachtete, seinen eifersüchtigen Verdacht zu heben. Sie kam ihm in allem zuvor, was ihn nur einigermaßen vergnügen konnte. Aber eitle Bemühungen! Ihre Caressen, ihre einnehmende Gefälligkeiten waren eben so viele Dolche, die sie an sein Herz setzte. Niemals war er so ausser sich, als wenn sie ihn liebkoseте. Dies war für seine Eifersucht die stärkste Nahrung. Thränen waren die einzige Zuflucht der unglücklichen Präsidentinn.

Unser Eifersüchtiger hieng nicht nur bloß dem Verdachte nach; er ließ auch alle Tritte und Schritte seiner Gemahlin auskundschaften. Den Domestiquen ward aufgetragen, über ihre Aufführung zu wachen, und die Kammerfrau mußte von allen ihren Handlungen Rechenschaft geben. Inzwischen schienen doch alle diese Maaßregeln dem Präsidenten noch nicht hinlänglich

länglich genug, um sich der Treue seiner Gemahlinn zu versichern. Er hatte eine alte Mutter; diese nahm er zu sich, und trug ihr auf, über seine und seiner Frau Ehre ein Auge zu haben.

Diese Alte, die nichts mehr als das Andenken der Vergnügungen hatte, und den Verdruß, sie nicht mehr geniessen zu können, nahm die Commission getreulich über sich, die ihr Sohn ihr aufgetragen hatte. Sie lies die junge Präsidentinn nicht aus den Augen, und niemals sah man eine ohne die andre.

Alle diese angewandte Vorsicht belebte den Präsidenten einigermassen wieder. Er konnte sich nicht vorstellen, daß seine Gemahlin, der man allenthalben Kundschafter bestellt, seine Wachsamkeit würde hintergehen können. Allein, ganz von Verdruß erbost wegen des eyfersüchtigen Verdachtes ihres Gemahls, und wegen der schlechten Begegnung, die er ihr erwies, dachte sie in Ernst auf Mittel, sich zu rächen. Ihre Ehre und ihre Tugend widersetzten sich zwar diesem Gedanken; allein was vermögen Tugend und Ehre wider Haß und Verzweifelung!

Der Chevalier von C** dieser so gefürchtete und in der galanten Welt so bekannte Liebhaber hatte ihr schon lange seine Aufwartung gemacht. Aber seine Wünsche waren, wie seine Seufzer, niemals erhört worden. Niemals hatte er eine grausamere Schöne angetroffen. Es schien,

daß

daß ihr Herz von den Pfeilen des Amors gar nicht zu verletzen sey. Der abgefertigte, oder vielmehr, der für die Präsidentinn mit Hochachtung und Ehrfurcht eingenommene Chevalier gab seine weitern Ansprüche auf; und indem er seine Leidenschaft etwas zu mäßigen gesucht hatte, so dachte er nicht mehr daran, die Präsidentinn verliebt zu machen. Seine Besuche waren nunmehro bloß Besuche des Wohlstandes und des gemeinen Umganges.

Seitdem die alte Aufseherinn angekommen war, erschien die Präsidentinn nicht mehr in Gesellschaften. Sie konnte weder Besuche abstatten noch annehmen. Man breitete das Gerücht aus: sie habe die Partie der Bekehrten ergriffen, und allen Anspruch auf den Umgang mit der Welt fahren lassen. Der Chevalier, der diese Nachricht hörte, vermuthete unter dieser Eingezogenheit ein Geheimniß, und er wollte desfalls belehrt seyn. Da er erfahren hatte, daß diese Dame alle Tage um eilf Uhr bey den Capucinern, in der Strasse des heiligen Honorius, die Messe hörte; so begab er sich verschiedenemale um eben diese Zeit dahin. Einsmals sah er sich dicht neben ihr; er wollte sie anreden; aber ihre Augen geboten ihm ein Stillschweigen. Nun sah er, daß die Alte, die sie bey sich hatte, ihr gesetzt seyn müsse, auf ihre Aufführung Acht zu geben. Diese Tiranney, worunter er sie seufzen sah, machte ihm Hoffnung.

Der

Der Chevalier, der es nicht möglich machen konnte, mit ihr zu sprechen, ergriff die Gelegenheit, an sie zu schreiben. Er gab ihr Tages darauf dieses Billet:

Madame,

„Ich bin verschiedenemal in Ihrem Hause „gewesen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, und Ihnen von meiner Hochachtung „wiederholte Versicherungen zu geben. Sagen Sie mir doch: ist es auf Ihren Befehl „geschehen, daß man mir jedesmal gesagt hat, „Sie würden sich nicht sprechen lassen? Was „habe ich verbrochen, Madame! um so grausam begegnet zu werden? Ich liebe Sie, „das ist wahr; ja ich bete Sie an: aber ist „denn diese Liebe ein Verbrechen? Hat sie bey „ihrer ehrfurchtsvollen Hochachtung jemals die „Grenzen überschritten, die Ihre Tugend ihr „vorgeschrieben hat? Sie wissen am besten, „wie weit meine Hochachtung bis hieher gegangen ist. Eben so soll es künftig mit meiner „Liebe gehen. Es soll mir kein Wort entfahren, welches Ihre Tugend beleidigen, und „Ihre Zärtlichkeit verletzen könnte. Die einzige Gnade, darum ich Sie, Madame! ersuche, besteht darinn, mir zu erlauben, daß „ich Ihnen meine Aufwartung machen dürfe. „Wenn Sie mir diese Gnade zugestehen; so

werden

„werden Sie die Ruhe und Zufriedenheit wie„der geben

dem Chevalier
von C**

Die Präsidentinn las dieses Billet verschiedenemal. Sie stand bey sich an, ob sie ihm antworten wollte, oder nicht. Auf der einen Seite hielt ihre Tugend sie zurück, und auf der andern ließ ihre Sklaverey, darinn sie seufzete, sie auf Mittel sinnen, sich zu rächen. Ihr Haß und ihre Verachtung gegen ihren Gemahl nahmen täglich zu. Ach, was für Wirkungen gebiert diese Leidenschaft! Sie gewährt einem Frauenzimmer kaum weniger Verdruß und Vergnügen als die Liebe. Ja es scheint, daß sie weit lebhafter und feuriger sey, und daß sie ihr heftigere Bewegungen verursacht. Der Triumph dieser Leidenschaft erweckt alle andere.

Die Präsidentinn, die nunmehro auf nichts dachte, als sich zu rächen, frug bloß ihren Haß um Rath, und ließ Ehre und Tugend schweigen. Sie war versichert, daß es kein größeres Vergnügen gäbe, als die Wachsamkeit eines Eifersüchtigen zu betrügen, und sie schrieb folgende Antwort:

Chevalier!

Chevalier!

„Wie sehr haben sich doch die Sachen geändert, „seit ich Sie nicht gesehen! Ich weiß nicht, „welche wunderliche Grillen das Gehirn meines „Gemahls eingenommen haben. Seit zween „Monaten läßt mich seine Eyfersucht alles em„pfinden, was das Schicksal nur Hartes und „Grausames haben kann. Ich beklage mich gar „nicht über den Zwang, darinn er mich hält. „Ich würde sehr gern alle Vergnügungen des „Umgangs aufgeben, und mich in meinem Hause „einkerkern, wenn meine Einsamkeit mich mei„ner Ruhe versichern, und mir seine Hochach„tung und Freundschaft wieder geben könnte. „Sein eyfersüchtiger Verdacht durchbohrt mir „das Herz, und ist vermögend, mich ganz der „Verzweiflung zu überlassen. — Es ist gar „nicht auf meinen Befehl geschehen, daß man „Ihnen mein Haus verboten hat; ich weis nicht „einmal, daß Sie da gewesen sind. Allein, über„heben Sie sich der Mühe, dahin zu kommen; „ich würde Sie doch nicht sehen können. Ich „nehme gar keine Besuche an. In meiner Woh„nung, wo ich itzt gleichsam eingeschlossen bin, „ist die Mutter meines Gemahls meine einzige „Gesellschaft. Sie ist meine Aufseherinn, die „mein Gemahl hat kommen lassen, um alle mei„ne Wege auszuforschen. Meine Bediente sind „ebenfalls Spione, die von meinem Betragen

Rap-

„Rapport abstatten müssen. Ich wage sehr „viel, daß ich an Sie schreibe. Mein Ge„mahl würde auf das Aeusserste gebracht werden, „wenn er es erführe. Bewahren Sie dies Ge„heimniß, und beklagen Sie das Schicksal

der unglücklichen Präsidentinn
von C**

Dieser Brief that eine gute Wirkung. Die Präsidentinn, die täglich eingezogener und gezwungener gehalten wurde, entschloß sich endlich, ihrem Liebhaber ein Rendezvous zu bestimmen. Die Schwierigkeiten waren groß. Da sie von allen Seiten her beobachtet wurde, so wagte sie es nicht, sich jemand anzuvertrauen. Wer nur zu ihr kam, war erkauft, und dem Präsidenten getreu. Ganz mit ihrer Leidenschaft beschäftigt, dachte sie wol auf hundert Projecte; aber kaum waren sie gedacht, so verschwanden sie auch wieder. Was sollte sie in dieser Verwirrung thun? Sie nahm zu dem Amor ihre Zuflucht; und dieser kleine Gott, der so reich an Hülfsmitteln ist, diente ihr treulich. Ein kleiner Boden, zu welchem eine verborgene Treppe führte, war der Ort, den ihr Amor zum Rendezvous anwies. Sie fand selbigen zur Ausführung ihres Vorsatzes ganz bequem, und berichtete sogleich ihrem Liebhaber

in

in dem folgenden Brief, wie er sich dabey zu betragen habe.

Chevalier!

„Ich bin für das Antheil verbunden, welches „Sie an meinem Kummer nehmen. Er ist groß. „Niemals ist ein Frauenzimmer so unglücklich „gewesen, als ich bin. Je mehr ich mir Mühe „gebe, meinem Gemahl zu gefallen, je stärker „wird sein eyfersüchtiger Verdacht. Seine „Spione und meine Tugend können ihn nicht „beruhigen. — Ich möchte mich sehr gern „mit Ihnen unterreden; aber die Schwierig„keiten sind groß. Von tausend Projecten die „ich in meinem Kopf habe, will ich Ihnen nur „dasjenige bekannt machen, das mir am we„nigsten unbequem zu seyn scheint. Ich will „Ihnen von meinem Hotel keine Beschreibung „machen. Sie kennen die Beschaffenheit des„selben. Erinnern Sie sich, daß an der „Seite des Wagen-Schauers eine kleine Trep„pe ist, die zu einem Korn-Boden führt. Wenn „Sie über die Garten-Mauer kommen können; „so können Sie diese Treppe sehr leicht, ohne „gesehen zu werden, erreichen. Steigen Sie „nur hinauf; und wenn Sie auf der letzten „Stufe sind, so werden Sie zur rechten Hand den „Korn-Boden finden; Heute Abend gegen halb „eilf Uhr will ich Sie daselbst antreffen. Ich

„werde etwas Nothwendiges vorschützen, um „meine Abwesenheit sicher zu machen. Wenn „Sie sich klug aufführen; so können wir uns „hier sehen, ohne daß jemand auf uns arg„wohnet. Leben Sie wohl, Chevalier! Ich „erwarte Sie diesen Abend. Dieser Anschlag „muß Ihnen freylich sehr kühn dünken, aber „ich sehe mich in einem Zustand, der keine Gren„zen kennt.„

Der Chevalier richtete sich in allen Stücken nach den Befehlen seiner Geliebten. Er fand sich um zehn Uhr Abends an dem bestimmten Ort ein. Die Präsidentinn kam kurz nachher, und beyde berauschten sich, unter den günstigen Schatten der Nacht, in den süßesten Vergnügungen der Liebe und der Wollust. Die Freude samt der Genugthuung welche die Präsidentinn empfand, daß sie über die Eyfersucht ihres Gemahls triumphirt hatte, machten, daß sie sich dem Feuer ihres Geliebten gänzlich überlies. Sie richteten beyde ihre Sachen so ein, daß sie sich von Zeit zu Zeit sehen konnten; und Amor, der sie unterrichtet hatte, war drey ganzer Monate der einzige Zeuge ihrer Spiele.

Allein, dem Haß der Präsidentinn ward hiedurch noch kein Gnüge geschafft; und sie glaubte, noch nicht hinlänglich an ihrem Gemahl gerächt zu seyn, wenn sie nicht auch sogar das Ehebette mit ihrem Liebhaber theilte. Die Hindernisse,

dies

dies auszuführen, waren sehr groß. Der Präsident entfernte sich selten. Er ging zwar alle Morgen um acht Uhr nach dem Palais; aber er verschloß alsdann beständig die Kammer, worin seine Gemahlin schlief, und gab den Schlüssel an die alte Aufseherinn. Diese, die den Befehlen ihres Sohnes blindlings folgte, öffnete das Gemach ihrer Schwiegertochter nicht eher, als bis es Zeit war in die Messe zu gehen. Es war also nicht möglich, den Liebhaber in die Schlafkammer einzuführen. Inzwischen liessen doch diese Schwierigkeiten ihre Hoffnung nicht sinken. Das Vergnügen, sich zu rächen, überwand alles.

Ich habe gesagt, daß der Präsident alle Morgen um acht Uhr nach dem Palais gieng, und nicht ehe, als Nachmittags wieder nach Hause kam. Diese Zeit der Entfernung wählte sie, ihr Ehebett mit ihrem Liebhaber zu theilen, den sie aus dieser Ursache an einem gewissen Abend in ihr Anzugscabinet geschafft hatte. Er verbarg sich daselbst in einem Kleiderschrank bis denfolgenden Tag. So bald der Präsident um seine gewöhnliche Stunde ausgegangen war, so nahm der Liebhaber seine Stelle ein, und genoß diejenigen Gunstbezeugungen, darüber dieser Ehmann so eyfersüchtig war.

Es verstrich eine geraume Zeit, daß ihre zärtliche Liebe nichts störte; alles schien ihnen günstig zu seyn. Der Gemahl war itzt minder

unruhig, und die Spione minder wachsam; unsre Geliebte hätten folglich ihre Liebesspiele noch immer fortsetzen können. Allein, ein gewißer Umstand verdarb alles, und unterbrach den ganzen Handel.

Dieser gewisse Umstand war nichts, als di schleunige Wiederkunft des Präsidenten. Er befand sich, als er in das Palais gekommen war, nicht wohl, und kam folglich schleunig wieder nach Hause. Wenn er nur einigermassen Argwohn gehabt; so hätte er dies verliebte Paar in einer Stellung antreffen können, die seine Besorgniß und seine Unruhe würden bestätiget haben. Allein, das Geräusch welches er machte, lies dem Liebhaber Zeit, sich so lange hinter die Bettgardine zu verbergen, bis der Präsident wieder weggegangen war.

Diese Scene ging glücklich von statten: aber sie schien dem Chevalier so comisch und so spaßhaft zu seyn, daß er die Unbesonnenheit hatte, selbige seinem Freund, dem Grafen von H** zu erzählen. Da der Graf zu verschiednenmalen der Präsidentin seine Wünsche, wiewol vergeblich, eröffnet; so war dies für ihn die schönste Gelegenheit, sich zu rächen. Er verbreitete diesen Streich; und diese Geschichte wurde bald das Märchen der ganzen Stadt, die sich sehr daran vergnügte, weil sie die Eyfersucht des Präsidenten kannte.

Ich

Ich habe mich anheischig gemacht, Ihnen noch ein ähnliches Beyspiel anzuführen. Unter der Menge geheimer Intriguen, die man in den Anecdoten der Galanterie antfrit, will ich diejenige der Marquisinn von M** wählen. Vielleicht kennen Sie selbige schon, denn sie hat einiges Aufsehen gemacht. Es thut aber nichts; es mag Ihnen vielmehr zur Ueberzeugung dienen, daß alle Vorsicht, die die Eyfersucht einem Ehemann nehmen läßt, nicht nur vergeblich, sondern oft auch gar schädlich sey. Zur Sache!

Die Marquisinn von M** die vor ihrer Vermählung Demoiselle von Verneuville hieß, war die Tochter des Grafen von Ary ** des Hauptes einer alten Familie in Champagne; sie war die letzte Frucht seiner Ehe mit der Demoiselle S** die einige Zeit nach der Geburt dieses ihres Kindes verstarb. Der Graf wandte viel Sorgfalt auf die Erziehung seiner Kinder. Er schickte die junge Verneuville nach Paris ins Kloster, woselbst seine älteste Tochter auch war; und er ersuchte die Nonnen, ihr einen Geschmack an dem Klosterleben beyzubringen. Die Nonnen, die dem Ersuchen des Grafen gern willfahrten, brachten alle Triebräder ihrer gewöhnlichen Politick in Bewegung, um dies junge Mädchen in die Schlinge zu ziehen, die sie gelegt hatten. Schmeicheleyen, süße Vorstellungen, kleine Geschenke, nichts wurde vergessen, was die Liebe zur Entfernung

von der Welt angenehm machen konnte; aber alle ihre Bemühungen waren vergebens. Sie hatte einen so großen Abscheu vor dem Kloster, den nichts überwinden konnte.

Als der Graf von Ary * * den großen Widerwillen erfuhr, den seine Tochter gegen den geistlichen Stand hatte, so wollte er ihre Neigung durchaus nicht zwingen. Er war weit menschlicher, oder vielmehr minder barbarisch, als die meisten Väter; er nahm seine Tochter wieder zu sich, und führte sie in die große Welt ein. Sie war damals gerade funfzehn Jahr alt. Ihre Annehmlichkeiten und ihre Reizungen, die nun anfingen, sich zu entwickeln, zogen dem Grafen die Gesellschaft von vielen jungen Cavaliers zu. Von sehr vielen sah man Wünsche und Seufzer verschwenden. Sie war eine lebhafte, reizende Brunette, die auch den Unempfindlichsten Zärtlichkeit und Liebe hätte einflössen können.

Kurze Zeit nachher, als diese junge Schöne in der großen Welt erschienen, vermehrte der Marquis von M * * die Anzahl ihrer Anbeter. Er war mit der Demoiselle von Joinville verheyrathet gewesen, die er aber einige Zeit nach der Hochzeit, wiewol ohne Kinder, wieder verloren hatte. Sein Alter und seine ganze Figur gereichten ihm gar nicht zum Vortheil. Er war klein, übel gebildet, bereits fünf und vier-

zig

zig Jahr alt; und hatte übrigens den Ruf eines eben nicht zu gefälligen Ehemanns.

Dieser neue Anbeter war gar nicht nach dem Geschmack der jungen Verneuville; der Chevalier von L ** gefiel ihr weit besser. Dies war ein Jüngling von siebenzehn bis achtzehn Jahren, groß, wohl gewachsen, von einer liebenswürdigen Bildung, und hatte viel Witz; aber seine Glücksumstände waren nicht so glänzend, als des Marquis seine. Inzwischen wollte das bey unsrer Schönen nichts sagen. Nur ihr Herz war ihr Orakel, und sie hörete nichts, als ihre Liebe. Der Graf, ihr Vater, dachte so nicht. Die Güter und Reichthümer des Marquis, hatten für ihn einen weit stärkern Reiz, als die Jugend und der schöne Anstand des Chevalier.

Da der Graf die Neigung des Marquis für seine Tochter kannte, so war er bereit, seine Wünsche zu krönen. Er sprach mit ihr davon; und sie konnte sich seinem Willen nur umsonst widersetzen. Der Graf war ein unumschränkter Vater, der durchaus gehorcht seyn wollte. Ihre Seufzer und Thränen konnten ihn nicht erweichen; sie sollte entweder ins Kloster, oder in eine Vereinigung willigen, deren Bande beständig der Eigennutz geknüpft hat. Was sollte sie bey diesen betrübten Umständen thun? Auf der einen Seite sahe sie die schrecklichen Folgen von der Vereinigung zweyer so ungleichen Her-

zen, aber auch auf der andern Seite waren alle Schrecknisse der Einsamkeit ihrem Geiste gegenwärtig; und da sie alles wohl überlegte, so zog sie die Ehe dem Kloster vor.

Sie unterwarf sich nunmehr dem Willen ihres Vaters, und versprach, dem Marquis ihre Hand zu geben. Der Chevalier L** der dies erfuhr, wurde wüthend. Er wollte das Aeusserste wagen, sie den Händen seines Rivals zu entreissen; allein, die Schöne willigte nicht in die Anschläge, die er hatte; sie wollte lieber sterben, als etwas thun, das ihrer Ehre und ihrer Tugend nachtheilig seyn könnte. So bald ihre Heyrath richtig ward, gab sie allen jungen Cavaliers, die ihre Schönheit hergelockt hatte, den Abschied. Als eine kluge und vernünftige Schöne wollte sie von keinem einzigen Cavalier, der dem Marquis nur einigermassen verdächtig seyn konnte, Besuch annehmen. Ihr Liebhaber, der hievon bezaubert ward, beschleunigte den Augenblick seines Glücks und beging seine Vermählung mit aller Pracht, die dieses Fest verdiente.

Die junge Marquisin von M** hatte sehr viel Achtung für ihren Gemahl. Sie kam ihm in allem zuvor. Sie schmeichelte ihm, suchte ihn zu vergnügen, und war auf nichts bedacht, als ihm zu gefallen. Es schien, daß die Vernunft stärker, als die Liebe war. Der Marquis, der von den ausnehmenden Gefälligkeiten seiner Ge-

Gemahlinn gerührt war, liebte sie ganz ausschweifend. Sie wurde ihm von Tage zu Tage werther. Inzwischen blieb er doch nicht ganz und gar ohne Unruhe.

Der Marquisinn konnte diese Unruhe ihres Gemahls nicht lange verborgen bleiben. Sie erfuhr sehr bald, was er für Mittel angewandt hatte, sich ihrer Treue zu versichern. Ein Kammerdiener des Marquis, den er zum Hüter über die Aufführung seiner Gemahlinn gesetzt hatte, war in eine von den Kammerfrauen der Marquisinn verliebt. Diese gegen die Flammen ihres Liebhabers nicht unempfindliche Schöne ließ ihn nicht vergeblich seufzen. Sie gab ihm von einer wechselsweisen Zärtlichkeit eben keine allzu zweydeutige Proben. Du Moulin, so hieß der Kammerdiener, konnte es nicht lassen, seiner Geliebten die Aufträge des Marquis zu erzählen. Allein, kaum war ihr dies Geheimniß anvertraut, so berichtete sie schon ihrer Herrschaft den unbilligen Verdacht, den der Marquis geschöpft habe, nebst den Aufträgen an den du Moulin. Diese Nachricht brachte die Marquisinn ausser sich. Sie überließ sich ganz den Ausbrüchen des Hasses und der Verachtung. Ihre Wuth und ihre Verzweifelung sollten bekannt werden, und ihr Gemahl sollte erfahren, wozu die Rache ein aufgebrachtes Frauenzimmer bringen könne.

Nachdem sie sich den ersten Wirkungen ihres Zorns überlassen hatte, so kam endlich nach und nach die vorige Ruhe in ihre Seele wieder. Sie berathschlagte sich mit ihrer Kammerfrau, und beschloß, sich zu verstellen. Diese Partie schien zu ihrer Rache die sicherste zu seyn.

Sie verdoppelte aus dieser Ursache ihre Liebkosungen gegen ihren Gemahl. Ihre Schmeicheleyen waren weit zärtlicher, ihre Sorgfalt merklicher, ihr Betragen reizender, und ihre Reden viel einnehmender.

Claudine, so hieß die Kammerfrau, ward durch Geschenke, die die Marquisinn ihr machte, gewonnen, um den du Moulin mit auf ihre Seite zu bringen. Dieser stand schon sehr lange bey dem Marquis in Diensten, und war sein Vertrauter; man mußte ihn also zu gewinnen suchen. Claudine nahm es über sich, und sie war glücklich. Einige Louis d'Or brachten das zu Stande, was die Liebe bereits angefangen hatte.

Der Chevalier von L** war, wie schon oben gesagt ist, einer von denjenigen Anbetern gewesen, die um die Marquisinn noch vor ihrer Ehe geseufzt hatten. Sie hatte noch immer einige Neigung für ihn behalten, ohngeachtet er, wie die andern, seinen Abschied erhalten, und sie keine Besuche seit ihrer Vermählung von ihm annehmen wollen. Dieser Chevalier sollte der Marquisinn bey der Rache, die sie an ih-

ihrem Ehmann wegen seines unrechtmäßigen Verdachts nehmen wollte, nützlich seyn. Allein, man mußte den Schein vermeiden, oder man mußte es wenigstens so anfangen, daß der Chevalier sich es nicht einbilden könnte.

Du Moulin sollte diesen Streich ausführen. Er that es als ein Mensch, der in dergleichen Händeln ausgelernt ist. Nachdem er Gelegenheit gefunden, mit dem Chevalier zu sprechen, so erforschte er seine Neigungen, und bot ihm zugleich seine Dienste an. Der Chevalier, der über den guten Willen des du Moulin entzückt war, gab ihm einige Louis d'Or zur Vergeltung, und versprach, seine Bemühungen in der Folge noch besser zu belohnen, wenn er es möglich machen könnte, bey der Marquisinn ihn einzuführen.

Der Kammerdiener gab der Marquisinn von seiner Commißion Rechenschaft, die über den glücklichen Erfolg seines Unternehmens vergnügt war. Es kam nur darauf an, wie der Chevalier, ohne von jemand gesehen zu werden, in das Hotel kommen könnte. Diese Schwierigkeit war nicht geringe. Der Schweizer stand beständig an dem Eingang. Es wimmelte von Domestiquen, unter denen vielleicht auch einige von dem Marquis erkauft seyn konnten, ihm zu berichten, was während seiner Abwesenheit vorgegangen sey.

Der

Der Marquis, der um diese Zeit das Hotel von R** bewohnte, hatte am Ende des Gartens, an dem Ufer der Seine, eine kleine Pforte machen lassen. Diese würde sehr bequem gewesen seyn, den Chevalier einzulassen, ohne, daß ihn jemand bemerkt hätte: aber der Marquis hatte allein den Schlüssel zu dieser Pforte. Du Moulin ward also beordert, dem Marquis den Schlüssel aus der Tasche zu nehmen, wenn er schliefe, und einen ähnlichen machen zu lassen. Alles dies geschah in der folgenden Nacht.

Nun kam es noch auf den Tag und den Augenblick an, da man den Chevalier einlassen wollte. Der Marquis gieng alle Donnerstag Nachmittag nach dem Hotel von C**. Diese Zeit ward zu der verliebten Zusammenkunft mit dem Chevalier ausersehen. Der Chevalier bekam Nachricht, und die Marquisinn schützte eine kleine Unpäßlichkeit vor, weßfalls sie zu Hause bliebe, und ihrem Gemahl nicht Gesellschaft leistete.

Dieser glückliche Tag, den man von beyden Seiten mit so vieler Ungeduld erwartet hatte, kam endlich. Der Marquis gieng aus, und du Moulin begab sich zu dem Chevalier. Madame ist allein zu Hause, sagte er zu ihm. Eine kleine Unpäßlichkeit verhindert sie, auszugehen. Kommen Sie, mein Herr! ich werde Sie in ihr Zimmer einführen. Sie wird

zwar

zwar sehr böse werden, wenn sie Sie sehen wird, allein, Sie werden schon Zeit haben, ihre und meine Ruhe wieder herzustellen. Der Marquis ist in dem Hotel von C*, woselbst gespielt wird. Vor neun oder zehn Uhr kommt er nicht wieder nach Hause.

Der Chevalier ließ sich nicht lange bitten. In der Zuversicht, daß sein Besuch nicht vergebens seyn würde, folgte er dem du Moulin mit Freuden. Dieser brachte ihn durch den Garten, und ohne, daß ihn jemand gewahr wurde, in das Zimmer der Marquisinn. Er fand sie in einem sehr saubern Negligé, welches ihre Reizungen noch mehr erhob. Niemals hatte sie so lebhaft und reizend ausgesehen.

Die Marquisinn hatte sich mit Fleiß nicht ankleiden mögen, um desto leichter muthmaßen zu lassen, daß sie von den Streichen des du Moulin keine Wissenschaft habe. Sie that ganz wüthend, als sie den Chevalier sah. Wie, mein Herr! rief sie: Sie unterstehen sich, hieher zu kommen? Wollen Sie mich denn mit meinem Gemahl entzweyen? Was wird er denken, wenn man ihm sagt, daß ich ihren Besuch angenommen? Welcher Böswicht hat die Verwegenheit gehabt, Sie ohne meinen Befehl in mein Zimmer zu lassen? — Was gab dieser kleine Zorn der Marquisinn für rührende Annehmlichkeiten! Was für neuen Reiz gab er ihrer Schönheit!

Der

Der Chevalier, der vor ihr auf die Knie fiel, drückte seinen Mund auf eine von ihren Händen, die er mit seinen Thränen netzte. Seine demüthige Stellung, seine Seufzer, seine Thränen und sein Stillschweigen waren die einzigen Dollmetscher seiner Empfindungen. Wie lebhaft, wie zärtlich waren sie!

Die Marquisinn, die bey den verliebten Entzückungen des Chevaliers nicht gleichgültig blieb, schien sich ein wenig besänftigen zu lassen. Zärtliche Verweise folgten auf ihre erste Hitze. Der Chevalier, der nicht gewohnt war, die Rolle eines vollkommenen Liebhabers durchzuspielen, nahm die Augenblicke der Verwirrung wahr, in denen sich die Marquisinn befand; sie hatte kaum Zeit, sich so zu widersetzen, um dem Liebhaber den Preis ihrer Gunstbezeugungen merken zu lassen. Ganz in dem Meer der Wollust versunken, erlag sie endlich unter dem Gewichte der Vergnügungen. Hundert zärtliche Umarmungen, tausend abgebrochne Worte, eben so viel durch das Uebermaß des Vergnügens ausgestoßene Seufzer, waren ein Beweis ihrer Liebe und ihrer Erkenntlichkeit.

Die Marquisinn, die ihre Niederlage nicht eher merkte, als bis sie von ihrer Verwirrung wieder zu sich selbst kam, machte ihrem Geliebten einige Vorwürfe; aber sie rührten ihn nicht. Die Augen und die Geberden seiner Geliebten versprachen ihm Gnade; und er erhielt

hielt sie auch sehr leicht. Er schien nur um Vergebung bitten zu wollen; und sogleich ward der Friede geschlossen, und durch neue Proben einer wechselsweisen Zärtlichkeit befestiget.

Unsre beyde Verliebte, deren zärtliche Liebe von demjenigen urtheilen ließ, was in ihren Herzen vorgieng, waren zu sehr eines mit dem andern zufrieden, als daß sie mit diesen ersten Gunstbezeugungen hätten vorlieb nehmen sollen. Sie nahmen desfalls ihre Maaßregeln aufs Zukünftige.

Dieser mit Klugheit geführte Liebeshandel dauerte wol sechs Monate, ohne daß jemand den geringsten Verdacht schöpfte. Der Marquis baute auf die Treue seines Kammerdieners, den er sich durch die Geschenke, die er ihm gemacht, erkauft zu haben glaubte. Nichts beunruhigte folglich dies reizende Paar in ihren zärtlichen Liebkosungen. Allein, die Schwatzhaftigkeit und Unbeständigkeit des Chevaliers zerstörten dieses angenehme Verständniß. Eine sehr comische Scene gab die Gelegenheit dazu.

Du Moulin mußte jedesmal Acht geben, wann der Marquis, der in dem Hotel von C** seiner Neigung nach, spielte, wieder nach Hause kam. Unsre beyden Verliebte schmeckten also, ohne Furcht, gestört zu werden, die süßesten Vergnügungen der Liebe und der Wollust.

Ein Sopha war gemeiniglich der Schauplatz ihrer verliebten Kriege. Einsmals kam der

Marquis

Marquis nach Hause, als der Sopha noch von beyden Theilen besetzt war; und der Krieg hatte ein Ende, als man den Marquis die Treppe herauf kommen hörte. Der Chevalier retirirte sich voller Unordnung in ein Cabinet, welches gleich an die verborgene Treppe stieß, und schlich so durch den Garten fort.

Er hatte vergessen, oder hatte vielmehr nicht Zeit gehabt, seinen Hut mitzunehmen. Dieser war das erste, das dem Marquis in die Augen fiel, als er in das Zimmer seiner Gemahlinn trat. Wem gehört dieser Hut? Madame! frug er mit einem ernsthaften Ton. Die Marquisinn, die ganz und gar nicht aus ihrer Fassung kam, fing aus allen Kräften an zu lachen. Je mehr sie lachte, desto begieriger wurde der Marquis, zu wissen, wem der Hut gehöre.

Da sie inzwischen besorgt war, ihren Gemahl aufzubringen; so fiel sie ihm um den Hals, und sprach unter lauter Liebkosungen: Du wirst mich ohne Zweifel für eine Närrinn halten, mein Schatz, wenn ich dir die Geschichte dieses Hutes erzählen werde. Aber, ich muß sie dir nur sagen, weil du darauf dringst. Ich war, fuhr sie fort, einen Augenblick an das Fenster getreten, und wurde einen Kerl gewahr, der Hüte ausrief. Er hatte eben diesen in der Hand. Wie theuer der Hut? Landsmann! frug ich aus Spaß. Der Mensch, der meine Stimme gehört hatte, kam augenblicklich herauf, und präsentirte

sentirte mir ihn. Um mir nicht merken zu lassen, daß ich mich über ihn aufhielt, frug ich ihn, was der Hut gelten sollte. Er bot ihn für einen Louis d'Or. Ich bot ihm sechs Franken, weil ich gewiß glaubte, er würde mir um diesen Preis den Hut ohnmöglich lassen. Da er aber sahe, daß ich nicht höher bieten wollte; so ließ er ihn mir für die sechs Franken; ich bezahlte ihn, und nahm den Hut zu mir. Du kannst ihn deinem Cammerdiener geben, wenn du willst.

Der Marquis konnte sich über diese Begebenheit nicht des Lachens erwehren. Er nahm den Hut in die Hand, und probirte ihn. Wie, sagte er, hat dir der Kerl den Hut können für sechs Franken lassen? Er ist ja beynahe noch ganz neu, und die Plume ist vortrefflich. Da er ihn aufsetzte: so schrie die Marquisinn lachend: Ach, was kleidet dich der Hut schön, mein Schatz! Er macht dich um zehn Jahre jünger. Du hast Recht, mein Kind! erwiederte der Marquis, er steht mir recht gut. Ich will ihn aufsetzen, und so in die Oper gehen, ich werde alsdann wie ein Stutzer aussehen.

Der Chevalier war kurz darauf, als er so geschwinde von der Marquisinn seinen Abschied genommen, nach der Oper gegangen, und hatte diese Avantüre allen jungen Herren von seiner Bekanntschaft erzählt. Man unterhielt sich mit dieser Geschichte während des Schauspiels,

und man that sich recht sehr viel darauf zu gute. Das Gelächter und die Vergnügungen wurden verdoppelt, als man den Marquis mit dem Hute des Chevaliers wirklich kommen sah. Alle Augen waren gleichsam auf ihn geheftet, und diejenigen, welche diese Begebenheit bereits wußten, konnten sich ohnmöglich des Lachens erwehren, da ihnen der Marquis die Geschichte erzählte, die ihm seine Gemahlinn vorgeschwatzt hatte.

Sie sehen, mein Herr, daß alle Vorsicht, die ein Ehmann gebraucht, sich der Treue seiner Gattinn zu versichern, ganz vergeblich ist. Sie wird allezeit Mittel finden, seine Wachsamkeit zu hintergehen, wenn es um ihre Tugend zweydeutig aussieht.

Ich muß Ihnen zeigen, daß auch keine Leidenschaft von betrübtern Folgen ist, als eben die Eifersucht. Eine genaue Zergliederung aller Leidenschaften würden diesen meinen zweeten Satz in völliges Licht setzen. Es kann vielleicht eine Leidenschaft geben, deren Anfälle eben so heftig sind, als bey der Eifersucht; aber es ist doch gewiß keine einzige, deren Ausschweifung von so langer Dauer wäre. In demselbigen Augenblick, da die andern Leidenschaften gebohren werden, verschwinden sie zum öftern auch schon wieder. Ganz anders ist es mit der Eifersucht. Sehr selten zerstreut man ihre schwarzen Dünste. Wer so unglücklich ist, daß er

sein

sein Herz dieser grausamen Leidenschaft überläßt, der gleicht einem Kranken, welcher beynahe keine Hoffnung zur völligen Wiedergenesung hat. Weit gefehlt, daß die Zeit seinen Kummer lindern sollte; sie häuft ihn vielmehr. Die Eifersucht gleicht mit Recht den schwarzen Sorgen, und den nagenden Bekümmernissen, von denen Horaz redet: sie begleitet den Menschen allenthalben, sie geht mit ihm zu Schiffe, aufs Land, steigt mit ihm zu Pferde, und verläßt ihn nicht eine Minute.

Da Beyspiele am meisten rühren; so will ich abermals einige anführen. Das erstere, welches ich wähle, steht im Phädrus.

Ein Mann, sagt er, hatte einen Sohn, der ins vierzehnte Jahr gieng. Dieses Kind war die Freude seiner Eltern. Ein Freygelassener von diesem Manne, und der gern der Erbe seines Vermögens geworden wäre, erzählte ihm insgeheim viele falsche Nachrichten von seiner Gattinn und seinem Sohne. Die Beschuldigungen gegen die Gattinn giengen sehr weit. Da der Freygelassene wußte, wie kitzlich dieser Ehmann in dem Punct der üblen Aufführung einer Frau war, so nahm er Gelegenheit, sie eines verbotnen Umgangs anzuklagen. Ein gewisser Mensch, so sagte dieser Verläumder, kommt oft in deiner Abwesenheit zu deiner Frau, und nimmt deine Stelle ein. Ich habe es für meine Pflicht erachtet, dir solches zu hinterbrin-

gen, damit du diesem niederträchtigen Umgang, der dich entehrt, ein Ende machen kannst.

Der Mann, der sich den wütenden Ausschweifungen des Zorns und der Eifersucht ganz überließ, gab vor, daß er auf sein Landhaus gehen wollte; in der That aber blieb er heimlich in der Stadt. Am Abend gieng er wieder nach seiner Wohnung, und gerade in das Zimmer seiner Gattinn. Diese ließ ihren Sohn nahe bey sich schlafen, um ihn in diesem gefährlichen Alter besser beobachten zu können. Während, daß man Licht herbeyzubringen bemüht war, und das Gesinde aus einer Ecke in die andre lief, konnte der arme Ehemann die Heftigkeit seiner Wut und seines Zorns nicht länger mäßigen; er tappte im Dunkeln nach dem Bett, untersuchte mit seiner Hand, kam an das Haupt seines Sohnes; und da er auf nichts als auf seine Rache dachte, so stieß er ihm den Dolch durchs Herz.

So bald Licht kam, wurde er sein Kind gewahr, das todt vor ihm lag; seine Frau aber, die in ihrem ersten Schlaf nichts von allem gehört hatte, schlief noch sehr veste. Da dieser Elende das Verbrechen überdachte, welches er begangen, so strafte er sich selber, und durchborte sich mit eben dem Stahl, den er in die Brust seines eignen Kindes gedruckt hatte. Ich will hier dieselbe Anmerkung machen, die schon Phädrus gemacht hat. Wenn dieser

Mann

Mann eine bessre Meynung von der Tugend seiner Frau gehabt, und die schädlichen Einflüsse der Eifersucht nicht seinen Verstand eingenommen hätten, so würde er den bittern Beschuldigungen, die man zum Nachtheil seiner und seiner Gattinn Ehre erdacht, nicht so leichten Glauben gegeben, sondern nach dem Exempel des Augusts* die Sache mit aller möglichen Sorgfalt untersucht haben.

Das andre Exempel von den traurigen Folgen der Eifersucht will ich Ihnen aus dem vierzehnten Buch der jüdischen Alterthümer des Josephus vorhalten. Die natürliche Erzählung in dem siebenten Capitel dieses Buches lehret, zu welchen Ausschweifungen ein Mensch kann gebracht werden, der sich dieser Leidenschaft überläßt.

Herodes erhielt, nach dem Tode des Hircan, Befehl, zu dem August zu kommen. Er trat

* Nach dieser tragischen Scene ward die hinterbliebene unglückliche Frau vor Gericht gefodert. Man klagte sie an, daß sie an dem Mord ihres Mannes und Sohnes schuld sey. Die hundert Richter, vor welche diese Sache gebracht ward, baten den Kayser, darinn zu sprechen. August, der den Betrug entdeckte, sprach dieses Urtheil: daß der Freygelassene, der die Ursache dieses Unglücks gewesen, die Strafe leiden sollte, die sein Verbrechen verdiente, und daß die Frau, statt der Bestrafung, vielmehr des größten Mitleids würdig wäre,

die Reise sehr ungern an. Sein Bündniß, das er mit dem Antonius hatte, ließ ihm von dem Kayser keine gute Aufnahme hoffen. Er brachte demnach seine Sachen in Richtigkeit, ehe er abreiste. Seine Mutter, Schwester, und Kinder sandte er nach Masada, und übergab sie der Sorgfalt seines Bruders. Seine Gemahlinn aber, die er ihm nicht anvertrauen wollte, schickte er dem Söemes auf dem Schloß in Alexandrien, woselbst er ihn zum Gouverneur gemacht hatte. Die Liebe dieses Prinzen für seine Gemahlinn war mehr als Zärtlichkeit, sie war ganz Leidenschaft. Seine Liebe war so ausschweifend lebhaft, daß er sie durchaus in keine andre Hände wissen wollte, falls er ja unglücklich seyn würde. Er befahl also dem Söemes, seine Gemahlinn schleunig umzubringen, so bald er nur hören würde, daß ihm etwas Widriges begegnet sey.

Nach diesen Befehlen, die die Eifersucht gegeben hatte, reiste Herodes mit großen Geschenken nach dem Kayser August ab. Er wurde besser empfangen, als er es vermuthete. Er bestätigte ihn nicht nur in dem königlichen Titel, sondern überhäufte ihn auch noch mit Geschenken.

Mariamne, so hieß die Königinn, sahe sich in dem Schlosse gleichsam eingekerkert, und genau bewacht. Sie wußte nicht, wem sie solch eine Begegnung zuschreiben sollte. Tausend

Betrach-

Betrachtungen, davon die eine noch trauriger war, als die andre, machten sie niedergeschlagen. Die Liebe, die der König ihr jederzeit bewiesen hatte, kam ihr verdächtig vor, und sie konnte nicht glauben, daß sie jemals müsse aufrichtig gewesen seyn.

Da sie seit ihrer Gefangenschaft all ihr Ansehen verloren hatte; so blieb ihr kein Mittel übrig, sich aus derselbigen los zu machen. Das sicherste war noch, die Wachen zu gewinnen; und sie versuchte es. Sie wußte, daß Söemes der Vertraute des Königs war, und ihm folglich die Ursache nicht verborgen seyn konnte, die sie hier in dem Schlosse gefangen hielt.

Mariamne, die überzeugt war, daß Söemes ihren Zustand gewiß erträglicher machen konnte, versuchte, ihn auf ihre Seite zu bringen. Schmeicheleyen, Bitten, Versprechungen, Geschenke, alles wandte sie an; aber umsonst. Er war den Befehlen seines Königes getreuer. Aber, wer konnte wol bey den Thränen einer Schönheit lange unempfindlich bleiben, die man auf dem Thron mit aller königlichen Gewalt hat prangen gesehen, und die sehr leicht in ihre alte Rechte wieder treten konnte.

Söemes ward durch die Betrübniß seiner Souveraine gerührt, er gab ihrem Eindringen nach, und meldete ihr die strengen Befehle, die ihm der König bey seiner Abreise gegeben hatte. Wie groß war ihr Erstaunen! Hätte

sie sich wol vorstellen können, daß ein Gemahl, den sie anbetete, so grausame Befehle geben sollte! Haß und Verachtung nahmen von diesem Augenblicke die Stelle der Liebe und Zärtlichkeit ein.

Nachdem Herodes einige Tage an dem Hofe des August zugebracht, kam er wieder in seine Staaten, und verfügte sich sogleich aufs Schloß zur Königinn. Allein, sie empfieng ihn ganz gleichgültig. Sie war traurig bey allen angestellten Vergnügungen, und nahm an den öffentlichen Freudenbezeigungen keinen Theil.

Herodes wußte nicht, wem er die Ursache dieser außerordentlichen Gleichgültigkeit zuschreiben sollte. Haß, Zorn, Liebe und Eifersucht bestürmten wechselsweise sein Herz. Bald wollte er sich an dem Stolz und dem gleichgültigen Wesen der Mariamne rächen, bald aber, wenn die Liebe wieder die Oberhand bekam, dachte er bloß auf Mittel, ihre Gunst wieder zu erhalten, und ihre Zärtlichkeit zu verdienen.

Der Mutter und der Schwester des Herodes konnte dies nicht lange verborgen bleiben; sie hielten dies also für die bequemste Gelegenheit, ihren Haß gegen Mariammen ausbrechen zu lassen. Sie beschuldigten sie einer Untreue wider ihren Gemahl.

Eben um diese Zeit vernahm Herodes die Vortheile, welche August über den Antonius erfochten hatte. Er sah sich genöthigt, desfalls dem

dem Kaiser seine Aufwartung zu machen, und vertraute Mariamnen aufs neue der Sorgfalt des Söemes, mit denselben Befehlen, die er ihm ehmals gegeben hatte, und versprach ihm ansehnliche Geschenke, wenn er diese Befehle getreu ausrichten würde. Die Königinn ward durch diese neue Begegnung ihres Gemahls, die sie jeden Tag neuen Gefahren aussetzte, aufs äußerste gebracht. Sie empfieng ihren Gemahl bey seiner Wiederzuhausekunft weit frostiger, als zuvor. Herodes glaubte nunmehro nichts gewisser, als daß die Beschuldigungen, die seine Mutter und Schwester ihm von Mariamnen gemacht, wahr seyn müßten. Er schwur derjenigen den Tod, die er so sehr geliebt hatte. Bevor er aber sein schreckliches Vorhaben ausführte, ließ er einen Verschnittenen kommen, der beständig bey der Königinn am nächsten gewesen war. Diesen befrug er. Der Verschnittene wußte kein Verbrechen von Mariamnen zu sagen; er klagte bloß den Söemes an, und gestand, daß dieser Liebling des Herodes der Königinn die Befehle entdeckt, die er bekommen habe.

Diese Aussage bestärkte den König noch mehr in seinem eifersüchtigen Verdacht. Da er glaubte, daß Söemes der Königinn ein so wichtiges Geheimniß nicht würde entdeckt haben, wenn er nicht Gunstbezeugungen dafür genossen; so verdammte er sie beyde zum Tode.

Kaum aber war das Urthel vollzogen, als Herodes die Unwahrheit der Verbrechen einsah, die er seiner Gemahlinn Schuld gegeben hatte. Er machte sich alle Augenblicke die heftigsten Vorwürfe, daß er diejenige umgebracht, deren Tugend nicht geringer als ihre Schönheit war. Nichts konnte seinen Schmerz und seine Unruhe lindern. Die lebhaftesten Vergnügungen reizten ihn nicht mehr, der Schatten seiner geliebten Mariamne verfolgte ihn an allen Orten, und warf ihm seine Blutschuld vor.

Was für Betrachtungen, mein Herr! könnte man über diese tragische Scene machen! Ich wünsche nur, daß alles dieses Sie von den schrecklichen Folgen der Eifersucht, und von der vergeblichen Vorsicht überführen möge, die ein Ehmann nehmen kann, sich der Treue seiner Gattinn zu versichern. Wenn Sie ruhig und ernsthaft dabey nachdenken; so werden Sie, voller Eintracht, die Annehmlichkeiten der Liebe schmecken, und nichts wird im Stande seyn, Ihre heitern Tage trübe zu machen.

Nachrichten von den Koriaki, einem heydischen Volke in Kamtschatka.

Die Koriaki bewohnen das Nordliche und Westliche Theil des Landes Kamtschatka. Sie haben, eben so wie die Lappländer, Samojeden und Ostiaken, keinen Bart. Es ist ein Volk von einem redlichen und unverstellten Character. Sie haben keine Götzen: aber wenn sie auf die Jagd ausgehen; so rufen sie das Höchste Wesen um Segen zu ihren Bemühungen an. Dem ohngeacht haben sie Schaamans oder Zauberer. Ihre Hütten sind nicht auf den ebenen Erdboden gebauet, sondern stehen auf vier Pfählen, wie der Armenier ihre. Sie steigen mit einer Leiter bis zu dem Gipfel. In diesem ist eine Oeffnung, durch welche sie in diese poßierlichen Wohnungen hineinsteigen.

Die Koriaki sind unflätig und schmutzig. Sie bedienen sich zu den Nothwendigkeiten der Natur gewisser Tonnen. Wenn solche voll sind; so leeren sie sie aus, und tragen Wasser zum Gebrauch in der Haushaltung hinein. Eine ganze Familie liegt nackend unter einer großen De-

Decke bunt durcheinander. Die Russen, welche mit ihnen handeln, bringen ihnen eine Art von Erdschwämmen, die sie in ihrer Sprache Muchomor nennen, und welche sie gegen Eichhörnchen- Fuchs- Hermelin- Zobel- und andre Felle eintauschen. Die reichen Koriaki schaffen sich einen großen Vorrath dieser Feldschwämme für den Winter ein. An ihren Festtagen gießen sie Wasser darüber her, und lassen sie darinn kochen. Dieses Getränk, welches sie häufig in sich hinein giessen, macht sie fast im Augenblick betrunken. Die Armen, welche nicht im Stande sind, sich so viel davon anzuschaffen, als sie wol wünschen, stellen sich unter die Hütten der Reichen, und warten bis diese das Wasser lassen. Dieses fangen sie in hölzernen Schalen auf, und schlucken es begierig ein, weil es noch immer den Geschmack von den Feldschwämmen an sich hat; und dieses seltsame Getränk macht sie ebenfalls besoffen.

Im Frühjahr und im Sommer schaffen sich die Koriaki eine große Menge Fische an. Diese verwahren sie in Löchern, die sie in die Erde machen. Diese decken sie mit Birkenrinde wohl zu, und häufen Erde darauf. Wenn sie vermuthen, daß der Fisch verdorben ist: so nehmen sie zu ihrem täglichen Gebrauch davon, und kochen ihn in Wasser. Dieses ist ein köstliches Gericht für sie. Es riecht aber dermassen

sen übel, daß die Russen, die mit ihnen Handlung treiben, ob sie wol sonst so zärtlich eben nicht sind, den Geruch davon nicht ausstehen können.

* * * * * * * * * * * * *

Geschichte der Handlung.

Die erste Epoche der Handlung fängt sich von der Zeit an, da die Erde Einwohner bekam. Die ersten Menschen hatten verschiedene Beschäftigungen; der eine bauete das Land, der andere legte sich auf die Viehzucht, ein dritter arbeitete in Metallen; und daher war ein Umtausch unter ihnen nöthig. Dazumal aber war man nicht sowohl darauf bedacht, den wahren Werth der Sachen zu bestimmen, als vielmehr sich einander damit auszuhelfen; jeder suchte durch seine Arbeit sich die Hülfe zu verschaffen, die er von dem andern erwartete. Mit der Vermehrung des menschlichen Geschlechts nahm die Menge der Tausche zu; aber die Menge oder Seltenheit gewisser Producten verminderte oder vermehrte das Aequivalent, welches dafür gegeben werden mußte, und es fiengen sich verschiedene Schwierigkeiten bey dem Umtausche zu äußern an. Diese Schwierigkeiten vermehrten sich mit der Stiftung der Gesell-

sellschaften, da das Eigenthum die natürliche Freyheit der Menschen einschränkte. Die Wiedereintheilung eines Besitzes unter die Kinder, die Ungleichheit des Erdreichs, die Verschiedenheit der Kräfte, der Geschicklichkeit oder des Fleißes, verursachten, daß einer im Ueberfluß, der andre dürftig war. Dieser Schwierigkeit hätte durch die Arbeit des letztern, oder durch Erfindung neuer Bequemlichkeiten abgeholfen werden müssen; allein, die Menschen befriedigten sich noch mit dem Ungekünstelten.

Gesetzgeber thaten der Ungerechtigkeit Einhalt; das Zutrauen setzte Richter, die Ehrfurcht gab ihnen ein Ansehen über den Haufen, und die Furcht trennete sie endlich ganz von ihres Gleichen ab. Aufzug und Pracht wurden das Eigenthum dieser Mächtigen; was selten war, ward für sie bestimmt, und das Wohlleben ward bekannt; jeder will sich gern hervor thun, und so ward das Wohlleben auch der Gegenstand des Ehrgeizes der Niedern. Die Begier spornte den Fleiß an; um sich Ueberfluß zu verschaffen, erdachte man neue Arten desselben, und man suchte solchen weit und breit auf; die große Ungleichheit unter den Menschen erstreckte sich bis in ihre Nothwendigkeiten.

Die Umtauschungen in Natura wurden nun wirklich unmöglich. Man kam überein, den Waaren ein gemeinschaftliches Maaß zu geben. Gold, Silber und Küpfer wurden erwählt, sol-

solche vorzustellen. Nun entstunden zweyerley Arten von Reichthümern; der natürliche, oder die Producten der Erde und der Kunst; und der Reichthum an Metallen.

Diese Veränderung änderte indessen das Wesentliche des Handels nicht; es blieb immer ein Umtausch einer Waare gegen eine andre, oder gegen ein Metall. Man kann aber diese Veränderung als eine zwote Epoche der Handlung ansehen.

Asien, welches gleichsam die Wiege des menschlichen Geschlechts gewesen war, war bevölkert, ehe noch die andern Welttheile bekannt wurden; Asien war auch der erste Schauplatz der Handlung verschiedener mächtigen Reiche, und einer Pracht, mit welcher die unsrige nicht verglichen werden kann.

Die weitläuftigen Eroberungen der Assyrier in diesen reichen Gegenden, die Pracht ihrer Könige, und die babylonischen Wunderwerke, versichern uns, daß die Künste, und folglich die Handlung, bey ihnen sehr hoch gestiegen seyn mußten; aber es scheint, als sey die letztere bloß auf ihre Grenzen und ihre Producte eingeschränkt gewesen.

Die Phönicier, welche einen kleinen Winkel von Syrien bewohnten, waren die ersten, welche kühn genug waren, die Grenzen, welche das Meer ihrer Begier setzte, zu überschreiten, und sich die Producten andrer Völker zu verschaf-

schaffen, um dasjenige zu erlangen, was das allgemeine Maaß davon ausmachte. Bald kamen die Reichthümer des Orients, von Africa und Europa, zu Tyrus und Sidon zusammen, und ihre Schiffe vertheilten das Ueberflüßige einiger Gegenden der Welt in alle andere.

Die Häfen zu Elath und Esiongaber, am rothen Meer, eröffneten den Phöniciern den Handel mit den östlichen Küsten von Africa, und mit dem wegen seiner Specereyen so berühmten Arabien. Die Colonien, die sie auf einer Insel im Persischen Meerbusen, auf den Inseln des Mittelländischen Meers, in Griechenland, auf den africanischen Küsten, und in Spanien angelegt hatten, zeigen, wie weit sich ihre Handlung ausgebreitet habe.

Die Entdeckung des letzten unter diesen Ländern war die vornehmste Quelle ihrer Reichthümer. Ausser der Baumwolle, der Wolle, den Früchten, dem Eisen und dem Bley, so sie aus demselbigen bekamen, setzten sie die andalusischen Gold- und Silberbergwerke in den Stand, die Waaren aller Länder vorzüglich zu erhalten, und denenselben Preise zu setzen.

Sie wagten sich, indem sie längs den Küsten hinschifften, bis in das große Weltmeer, und holten Zinn aus der Insel, welche heut zu Tage Großbritannien ausmacht; sogar Irland scheint unter dem Namen Thule von ihnen beschifft worden zu seyn.

Tyrus

Tyrus beschämte durch seine Pracht und seinen Handel alle andre Phönicische Städte. Ueber die lange Dauer seines Glücks aufgeblasen, unterstund er sich, sich wider seine ehemalige Herren aufzulehnen. Alle Macht des Babylonischen Königes Nebucadnezars war kaum hinreichend, diese Stadt, nach einer dreyzehnjährigen Belagerung, unters Joch zu bringen. Der Ueberwinder vernichtete bloß ihre Mauer und Gebäude. Die kostbarsten Güter waren auf eine Insel gebracht worden, die eine halbe Meile vom Lande ablag. Die Tyrier erbauten eine neue Stadt daselbst, welche in kurzen durch die Handlung mehr Ruhm erwarb, als die vorige jemals gehabt hatte.

Cartago, eine Colonie von Tyriern, folgte beynahe demselben Plan; sie breitete sich auf den westlichen Küsten von Africa aus, und machte Eroberungen, um ihren Handel desto weiter auszudehnen, und solchen mit keiner andern, als ihrer Hauptstadt, zu theilen.

Griechenland hatte unterdessen durch seinen Fleiß und Bevölkerung auch eine Stelle unter den Mächten erlangt. Der Einfall der Perser hatte den Griechen, in Ansehung ihrer eignen Kräfte und Vortheile, die Augen geöffnet. Ihre Seemacht machte sie den Beherrschern Asiens nunmehro furchtbar; aber ihre Spaltungen, oder ihre ehrgeizige Entwürfe, hinderten sie, ihren Handel weit auszudehnen. Athen, die

mächtigste Seestadt von Griechenland, schränkte ihren Handel fast lediglich auf ihren Unterhalt ein, welchen sie aus Griechenland selbst, und aus dem schwarzen Meere zog. Corinth ward seiner Lage wegen das Waarenlager von Asien und Italien; aber die dasigen Kaufleute wagten keine weiten Reisen zu Wasser. Unterdessen bereicherte sich Corinth doch durch die Gleichgültigkeit der übrigen Griechen in Ansehung des Handels, und durch die Bequemlichkeit, die ihnen diese Stadt darbot, weit mehr, als durch die Producten ihres Fleißes.

Die Einwohner von Phocea, einer athenienfischen Colonie, die aus ihrem Lande verjagt waren, baueten Marseille auf der südlichen Küste von Gallien. Diese neue Republik, welche die Unfruchtbarkeit ihres Bodens zwang, sich auf die Fischerey und die Handlung zu legen, war glücklich in ihren Unternehmungen. Ihr Aufkommen machte sogar die Carthaginenser unruhig, gegen deren Anfälle sie sich tapfer vertheidigte.

Alexander erschien. Er wollte lieber das Haupt der Griechen, als ihr Herr seyn; an ihrer Spitze gründete er ein neues Reich auf den Trümmern des persischen. Die Folgen seiner Eroberungen machen die dritte Epoche der Handlung aus.

Vier große Begebenheiten verursachten die Veränderung, welche die Handlung unter der Regie-

Regierung dieses Prinzen litte. Er verwüstete die Stadt Tyrus, und machte zugleich mit ihr der syrischen Schiffahrt ein Ende; Egypten, welches bisher mit sich selbst zufrieden gewesen war, ließ sich, nach seiner Eroberung, mit den andern Völkern ein; die Entdeckung Indiens und der Gewäßer, die es gegen Mittag hat, gaben Gelegenheit zu einem Handel dahin; Alexandrien, welches am Eingange von Egypten erbauet war, ward der Schlüßel des Indischen, und der Mittelpunct des abendländischen Handels.

Nach Alexanders Tode verfolgten die Ptolomäer, seine Nachfolger in Egypten, die Absichten dieses Herrn. Sie versicherten sich von dem glücklichen Erfolg derselben durch ihre Flotten auf dem Rothen und Mittelländischen Meere.

Unterdessen, daß diese wichtigen Veränderungen vorgingen, legte Rom den Grund zu einer noch viel weitläuftigern Herrschaft. Die kleinen Republicken, deren Gewerbe der Handel war, verbanden sich mit Rom wider Carthago, deren Herrschaft auf der See sie in der Stille untergruben; ihr gemeinschaftlicher Nutzen vereinigte sie.

Rhodus, welches schon durch seine Handlung und noch mehr durch seine kluge Gesetze für die Seefahrenden berühmt war, befand sich in dieser Anzahl. Marseille, die alte Bundesgenoßin der Römer, leistete ihnen durch ihre

spanische Pflanzstädte große Dienste. Da sie von ihnen wiederum unterstützt wurde, so wuchsen ihre Schätze und ihr guter Name, bis sie, da sie sich genöthiget sahe, in den bürgerlichen Kriegen sich für eine Parthei zuerklären, ihnen unterthan ward. Bey ihrem Verfall theilten sich Arles, Narbonne und die andern Römischen Pflanzstädte in Gallien, in ihren Handel.

Endlich behielt Rom die Oberhand. Der Handel von Carthago ward unter dem Schutt dieser Stadt mit begraben. Spanien, Griechenland, Asien, und Egypten wurden eines nach dem andern römische Provinzen. Aber diese Beherrscherinn des Erdbodens hielt es zu gering für sich, auf eine andre Art, als durch den Tribut, den sie den überwundenen Nationen auflegte Reichthümer zusammen zu bringen. Sie war damit zufrieden, daß sie dem Handel Vorschuß that, welchen die Völker unter ihrem Schutz trieben. Ihre Schiffahrt nach Africa, um Getreide von da zu holen, war bloß ein Gegenstand ihrer Policey, und keine eigentliche Handelschaft.

Die Verlegung des Thrones nach Bizanz veränderte daher die römische Handlung im geringsten nicht. Die Lage dieser von Constantinen an dem Hellespont wieder neu erbauten Stadt, zog einen beträchtlichen Handel dahin. Er blühete lange Zeit unter den griechischen Kaisern,

und

und sogar die verwüstende Staatskunst der Türcken schonete ihn.

Der Fall des occidentalischen Reichs, durch die Ueberschwemmung der nordischen Völker, und die Einfälle der Sarazenen, machen eine vierte Epoche der Handlung.

Sie verschwand, so wie fast alle Künste, unter dem Joche der Barbarey; aus einem Freundschaftsbande der Nationen war sie das Band der Unterthanen fast eines jeden Staates für sich geworden. Sie war fast überall bloß auf die eignen Grenzen eines Staates eingeschrenkt; nur in Italien blühte sie noch; dieses Land behielt ganz allein eine Schiffahrt, und handelte für ganz Europa.

Venedig, Genua, Florenz, Pisa, machten sich lange die Herrschaft zur See, und den Vorzug der Manufacturen streitig. Lange Zeit handelten sie alle nach Morea, nach der Levante, nach dem schwarzen Meere, und über Alexandrien nach Indien und Arabien. Die Califen von Egypten suchten umsonst die Handlung von Alexandrien ab- und auf Cairo zu leiten. Sie legten dadurch nur der Handlung einen Zwang auf, wovon sie die Regierung der Mamelucken bald wieder befreyete; und Alexandrien genießt noch heut zu Tage aller ihrer Gerechtsame.

Europa blieb lange den Italiänischen Kaufleuten zinsbar; alle Länder bekamen von ihnen ihre

Stoffe, sogar diejenigen, wozu sie ihnen die Materien lieferten; aber sie büßten einen Theil dieses Handels ein, weil sie nicht beherzt genug waren, ihn weiter auszudehnen. Sie hatten den Grundsatz der Egypter und Römer beybehalten, welche ihre Reisen immer in demselben Jahre zu Ende brachten. Je weiter sich demnach ihr Handel gegen Norden erstreckte, je unmöglicher ward es ihnen, so oft nach ihren Häven wieder zurückzukommen. Sie machten also Flandern zu der Niederlage ihrer Waaren; und es ward folglich auch die Niederlage aller der Waaren, welche die Italiäner aufzukaufen gewohnt waren. Die flandrischen Jahrmärkte wurden daher das Hauptmagazin von Norden, Deutschland, England und Frankreich. Die Nothwendigkeit stiftete zwischen diesen Ländern eine kleine Schiffahrt, welche von selbst beträchtlicher ward. Die Niederländer, ein zahlreiches und durch die Producten seines Landes ohnehin reiches Volk, unternahmen, nach dem Beyspiel Italiens, die Verarbeitung der Wolle, des Flachses und Hanfes der Engländer. Gegen das Jahr 960 verfertigte man Tücher und Leinwand daselbst. Die Freyheiten, welche Balduin der Jüngere, Graf von Flandern, dem Fleiße ertheilte, feuerten solchen dergestalt an, daß diese neuen Manufacturen allen andern in Europa vorgezogen wurden. Italien tröstete sich über diesen Verlust

lust durch den Seidenbau, welchen es im Jahr 1130 auf seinem eignen Boden mit gutem Erfolg unternahm, und durch Beybehaltung des Handels nach Tafa, der Levante und Alexandrien, welche ihren Schiffen noch immer zu thun gaben. Allein, Flandern ward der Mittelpunct der europäischen Handlung. Je mehr die Gemeinschaft unter diesen verschiedenen Staaten zunahm, desto weiter richteten sie ihre Absichten; und die Handlung bekam überall neue Kräfte.

Im Jahr 1164 trat die Stadt Bremen mit einigen andern in Bündniß, um sich unter einander in ihrer Handlung nach Liefland zu unterstützen. Die Einrichtung und die ersten guten Erfolge dieser Verbindung, welcher man den Namen des Anseatischen Bundes beylegte, versprachen so viel Vortheile, daß fast alle Städte in Deutschland, die einigen Handel trieben, derselben beyzutreten wünschten. Im Jahre 1206 zählte man bereits, von Narva in Liefland an bis an den Rhein, zwey und sechszig solcher Anseestädte; viele Städte in den Niederlanden, Frankreich, England, Portugal, Spanien und Italien traten in diesen Bund, und die deutsche Hansa trieb dazumal fast die gesammte auswärtige Handlung von Europa.

Der einheimische Handel war in den meisten Staaten bisher in den Händen eines herumirrenden Volkes gewesen, gegen welches man den

Haß bis zur Unmenschlichkeit trieb. Die Juden, welche, nach Gutbefinden der Fürsten, bald aus einem Staate verbannet, bald zurück berufen wurden, nahmen seit dem Jahre 1181 ihre Zuflucht zur Erfindung der Wechselbriefe, um ihre Reichthümer vor der Begier und dem Nachforschen in Sicherheit zu setzen.

Diese neue Abbildung eines gemeinen Maasses der Waaren, erleichterte den Umsatz derselben, und machte nachhero einen besondern Zweig der Handlung aus.

Unterdessen, daß die Hansa sich sogar den Prinzen selbst furchtbar machte, so machten die Grafen von Flandern im Jahre 1301 die Künste, durch Widerrufung der ihnen ertheilten Freyheiten, schüchtern. Die Herzoge von Brabant zogen sie durch eben die Mittel, welche Balduin der Jüngere angewendet hatte, an sich, und verloren sie durch eben die Unbedachtsamkeit wieder, wovon die Erbfolger dieses Grafen schon ein Beyspiel gegeben hatten. Im Jahre 1404, nach dem Aufstand zu Löwen, zerstreuten sich die Handwerksleute nach England und Holland; andre aus Flandern folgten ihnen nach; dieses gab Gelegenheit zu Anlegung der Manufacturen in England.

Das Einsalzen der Heeringe, welches im Jahre 1400 erfunden worden, unterstützte, mit Hülfe einer starken Schiffahrt, noch eine Zeitlang

lang den Handel und die Manufacturen zu Brügge und Sluys in Flandern.

In diesem Jahrhundert erhuben sich Amsterdam und Antwerpen durch den Handel. Im Jahre 1420 stifteten die Portugiesen auf den westlichen Küsten von Africa, wohin ihnen die schon zur Vollkommenheit gediehene Erfindung des Compasses den Weg gewiesen hatte, beträchtliche Besitzungen. Die Schiffer von Dieppe hatten seit 1364 einen Handel dahin getrieben, aber die Kriege mit den Engländern machten; daß Frankreich den Vortheil von dieser Entdeckung verlor. Als Frankreich im Jahre 1480 etwas ruhiger war, entstund zu Tours eine Seidenmanufactur; und wäre nicht dazumal der italiänische Krieg, auf welchen noch andre Unglücksfälle folgten, eingefallen: so ist wahrscheinlich, daß die französische Nation schon damals ein Ansehen in der Handlung erhalten haben würde, welches ihr ihr Fleiß und die Fruchtbarkeit ihrer Provinzen versprach.

Brügge fuhr glücklich fort, den Ruhm aller Handelsstädte im westlichen Theile von Europa zu verdunkeln; allein, als es sich im Jahre 1487 wider seinen Herrn auflehnte, so war es vorbey damit, und sein Untergang war die Vergewisserung der Größe der Städte Antwerpen und Amsterdam; aber Antwerpen behielt wegen seiner vortrefflichen Lage noch den Vorzug unter diesen beyden.

Das Ende dieses Jahrhunderts ward durch zwo große Begebenheiten merkwürdig, welche der Handlung ein neues Ansehen gaben; bey dieser fünften Epoche wird die Geschichte der Handlung ein Theil der Geschichte der Staaten selbst.

Im Jahr 1487 schiffte der Portugiesische Capitain Bartholomeo Diaz, um das Vorgebürge der guten Hoffnung herum, und eröffnete sich den Weg nach Ostindien. Nach ihm durchreisete Vasco de Gama die Halbinsel disseits und jenseits des Ganges, und machte Eroberungen daselbst; Lissabon ward das einzige Magazin der Gewürze und reichen Producten dieser Gegenden, und setzte selbige zu Antwerpen ab.

Egypten, dessen Schiffahrt sich nur bis an die nächsten Indianischen Küsten erstreckte, war nicht im Stande, den Portugiesen das Gleichgewicht zu halten; sein Handel fiel und zog den Fall des Italiänischen Handels nach sich.

Im Jahr 1492 entdeckte Christoph Columb, ein Genueser, America für den König von Castilien, dessen Unterthanen haufenweise dahin gingen, um die Schätze dieser neuen Welt zu erobern. Die Spanier, als die ersten Europäer, so sich da niederliessen, hatten daselbst die reichsten und weitläuftigsten Besitzungen. Seit 1501 setzte der Schiffbruch des portugiesischen Capitains Alvares Cabra auf den Brasilischen

silischen Küsten, sein Vaterland in den Besitz dieses großen Landes und seiner Bergwerke.

Diese beiden Nationen versäumten die Künste und den Ackerbau in Europa, um in diesen neuen Provinzen Gold und Silber zu erndten; weil sie sich einbildeten, daß, wenn sie Eigenthümer dererjenigen Metalle wären, welche das Maas aller Sachen sind, sie zugleich Herren der Welt seyn müßten. Sie haben nach der Zeit gelernt, daß dasjenige, was das gemeine Maas der Waaren ist, denenjenigen eigen werde, die die Waaren besitzen.

Es währte nicht lange, so machten auch die Franzosen Entdeckungen im nordlichen Theile von America. Ihre Schiffer entdeckten im Jahre 1504 die große Sandbank von Terreneuve, und verschiedene Franzosen nahmen in diesem Jahrhunderte, im Namen ihres Königes Besitz von verschiedenen Ländern. Frankreich ward unterdessen von Religionskriegen zerrissen, und war gegen alles, nur nicht gegen sein Unglück, fühllos.

Die Gewißensfreyheit und die Privilegien, deren die Niederlande, besonders Antwerpen, genoßen, hatten eine unzähliche Menge von Deutschen und Franzosen dahin gelockt, welche in diesem fremden Lande kein anderes Gewerbe, als die Handlung trieben. Diese war in diesen Provinzen unbeschreiblich groß, als Philipp der Zweyte sie durch neue Impositen und Einführung

führung der Inquisition störte. Der Aufstand war allgemein; sieben Provinzen vereinigten sich, ihre Freyheit zu vertheidigen, und im Jahre 1579 traten sie in ein Bündniß, kraft dessen sie insgesamt eine Republik ausmachten.

Unterdessen, daß Spanien mit seinen eignen Unterthanen Krieg führte, nahm sein König im Jahre 1580 das Königreich Portugal und alle dazu gehörige Besitzungen weg; und dasjenige, welches dieser Monarchie neue Kräfte zu verleihen schien, gereichte hernach zum Vortheil ihrer Feinde.

Die Nothwendigkeit hatte indessen die Holländer, welche in einem unfruchtbaren Lande eingeschlossen, und in einen fürchterlichen Krieg verwickelt waren, gezwungen, sich ihre Nothwendigkeiten selbst wohlfeil zu verschaffen. Der Fischfang ernährte sie, und hatte ihnen den Weg zu einer beträchtlichen Schiffahrt vom nordlichen bis zum südlichen Theile von Europa gebahnt; sie giengen sogar unter fremden Flaggen bis nach Spanien, als zwo neue Begebenheiten ihre Handlung auf einmal erhoben.

Die Spanier nahmen im Jahre 1584 Antwerpen ein, und versenkten die Schelde, damit die Handlung, zur Aufnahme der andern flandrischen Städte, einen andern Weg nehmen sollte. Ihre Klugheit war niemanden, als ihren Feinden nützlich. Holland machte sich allein die Schiffahrt, die Fischerey, und die Lei-

nen-

nen- und Wollenmanufacturen zu Nutz; die Seidenmanufacturen giengen nach England über, wo noch keine waren.

Die zwote Begebenheit, wovon die Holländer Nutzen zogen, war der Verfall der deutschen Hansa. Seit dem Zuge, den sie im Jahre 1428 wider Erichen, König von Dännemark, unternommen hatte, war ihre Macht unvermerkt immer kleiner geworden. Die Prinzen sahen mit einiger Eifersucht, wie ihre vornehmsten Städte in einem so furchtbaren Bunde stunden, und zwangen sie, sich von selbigem abzusondern. Die Hansa war demnach auf die deutschen Städte eingeschränkt. Ihre Privilegien wurden in England unter der Regierung der Königinn Maria widerrufen; und die Engländer fiengen im Jahre 1588 unter der Königinn Elisabeth an, in Norden zu handeln; Hamburg selbst nahm sie in seinem Haven auf. Die Mißhelligkeit gerieth unter diese verbundene Städte. Die Engländer drungen, ohngeachtet ihrer ohnmächtigen Klagen, in die Ostsee ein, und die Holländer theilten hernach diesen Handel mit ihnen, dergestalt, daß beynahe alle andre Völker davon ausgeschlossen waren. Die Anzahl der Anseestädte ist heut zu Tage bis auf sechs herunter gesetzt, deren einige eine ziemliche Handlung im Norden treiben. Allein, da die Holländer ihrem Handel im Süden sehr entgegen sind, so haben sie nur unter dem Schutz anderer

derer europäischen Mächte, deren Nutzen es ist, einigen Theil daran.

Da den Unterthanen der vereinigten Niederlande die spanischen und portugiesischen Häven verboten waren, so erreichten beydes, ihre Verzweifelung und ihr Glück, ihren höchsten Gipfel. Vier Schiffe, welche in den Jahren 1594 und 1595 aus dem Texel ausliefen, suchten in Indien, ohngeachtet der unendlichen Menge von Gefährlichkeiten, diejenigen Waaren abzusetzen, deren diese Provinzen durchaus beraubt waren. Diese geschickten Republikaner, die noch allzu schwach waren, als daß sie nicht hätten friedliche Kaufleute seyn sollen, suchten die indianischen Könige in ihr Interesse zu ziehen, welche unter dem herrischen Joch der Portugiesen seufzten. Diese brauchten Macht und List vergebens wider ihre neue Mitwerber, welche sich durch nichts irre machen liessen. Der erste Gebrauch, zu welchem die holländische ostindische Gesellschaft ihre Reichthümer bestimmte, war, ihre Nebenbuhler nun auch einmal anzugreifen. Ihre erste Bemühung brachte ihr im Jahre 1605 den Besitz von Amboine und den übrigen Moluckischen Eylanden zuwege. Da sie sich bereits des Handels der vornehmsten Gewürze versichert hatte, so machte sie in größter Geschwindigkeit unsägliche Eroberungen, sowol von den Portugiesen, als von den Indianern, welche gar bald

inne

inne wurden, daß sie an diesen Alliirten neue, und weit härtere Herren bekommen hätten.

Andre holländsche Handelsleute hatten es mit eben so glücklichem Erfolg gewagt, den Handel nach Africa mit den Portugiesen zu theilen. Ein zwischen Spanien und den vereinigten Niederlanden, im Jahre 1609, auf zwölf Jahre getroffner Waffenstillstand verschaffte ihnen Zeit, ihre Handlung in allen Welttheilen weiter auszubreiten, und vester zu gründen. Schon im Jahre 1612 erhielten sie vortheilhafte Bedingungen, unter welchen sie nach der Levante handeln konnten.

Im Jahre 1621 nahmen die Eroberungen Hollands zugleich mit dem Kriege ihren Anfang. Eine neue Handelsgesellschaft, die den Namen der Westindischen führte, bemächtigte sich eines Theils von Brasilien, Curaçao, Saint-Eustache, und that der spanischen und portugiesischen Handlung ungemeinen Abbruch.

Portugal, welches das Schlachtopfer einer fremden Streitsache seyn mußte, riß sich im Jahre 1640 von der spanischen Herrschaft los. Johann der Vierte, der rechtmäßige Erbe dieser Krone, schloß im Jahr 1641 mit den Holländern einen Waffenstillstand.

Dieser von beyden Theilen schlecht beobachtete Sillstand kostete den Portugiesen alles, was sie noch auf Ceylan, wo der Zimmet wächst, besassen. Sie behielten in ganz Indien nur ei-

ne

ne kleine Anzahl wenig bedeutender Plätze, von welchen sie noch dazu einige auf ewig verloren. In Afrika waren sie glücklicher; sie nahmen einen Theil ihrer Besitzungen wieder ein. In Amerika waren sie völlig glücklich; denn die Holländer mußten Brasilien gänzlich räumen.

Diese, welchen die ostindische Handlung weit mehr am Herzen lag, errichteten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, welches der Schlüssel dazu ist, eine wichtige Besitzung, und behielten in Amerika keine andere Colonien, als Surinam in Guiana, und die Inseln Curaçao und Saint Eustache, die in Ansehung ihrer Producten zwar nicht sonderlich wichtig, aber Quellen zu einem beträchtlichen Handel mit andern Colonien sind.

Indessen, daß sich die Holländer in Europa ein Vaterland, und in Indien ein Reich erfochten, hatte sich England auf eine Art bereichert, die weder so viel Lärmen machte, noch so gefährlich war. Seine Wollenmanufacturen, ein Handel, der eben so vortheilhaft war, brachten sein Seewesen schleunig zu einer solchen Größe, daß die gesammte spanische Macht nichts dagegen vermochte, und daß England der Schiedsrichter von Europa ward.

Schon im Jahre 1599 hatte die Königinn Elisabeth in England eine ostindische Handelsgesellschaft gestiftet. Diese war mit ihrem glücklichen Erfolg allzu wohl zufrieden, als daß sie

ihr

ihr Absehen auf Eroberungen hätte richten sollen; sie legte ungehindert verschiedene Comptoirs zum Besten ihrer Handlung an; und der Staat trug Sorge, denenselben durch seine Escadres Sicherheit zu verschaffen.

Obgleich England schon im Jahre 1584 von Virginien Besitz genommen hatte, und schon 1596 den Spaniern Jamaica hätte streitig machen können; so vergrößerte es doch erst ohngefehr in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts seine americanischen Besitzungen. Der mittägliche Theil von America war im Besitz der Spanier und Portugiesen, welche allzu mächtig waren, als daß sie daraus vertrieben werden konnten. Allein, die Engländer suchten auch keine Bergwerke; sie waren mit der Ausbeute zufrieden, die ihnen diese beyde Nationen für ihre Manufacturen geben mußten; sie suchten ihren Fleiß zu vermehren, indem sie ihm mehrere Wege öffneten. Der Fischfang und die Schiffahrt waren ihr zweeter Gegenstand. Das nordliche America war zu ihren Unternehmungen am bequemsten; sie breiteten sich darinnen aus, und nahmen den Franzosen, ohne großen Widerstand, Länder weg, die diese nicht nutzten.

Im siebenzehnten Jahrhunderte richtete Frankreich seine Absichten ebenfalls mehr auf auswärtige Besitzungen und die Handlung. Im Jahre 1626 ward daselbst für die Pflanz-

städte zu Saint Christophle und in den andern Antillischen Inseln eine Gesellschaft angelegt. Im Jahre 1628 ward einer andern Gesellschaft die Sorge für Neu-Frankreich aufgetragen.

Diesem schwachen Anfange hat Frankreich das Heil seiner Handlung zu verdanken, weil ihm dadurch seine noch übrige Besitzungen in America erhalten wurden, Louisianien ausgenommen, welches erst am Ende des gedachten Jahrhunderts entdeckt ward.

Die Engländer, und besonders die Holländer, zogen lange Zeit den Vortheil von diesen angehenden Pflanzstädten; sie hatten aber dagegen auch die erste Hülfe zum Besten ihres Anbaues von diesen Nationen erhalten. Das 1664ste Jahr ist eigentlich die Epoche der französischen Handlung; von dieser Zeit fing Frankreich an, durch dieselbe einen größern Einfluß in die Angelegenheiten von Europa zu bekommen. Die Manufacturen, die Schiffahrt, alle Arten von Künsten stiegen in wenig Jahren zu einer Vollkommenheit, die Europa in Erstaunen setzte. Die Colonien wurden bevölkert; die Handlung derselben ward ihren Eigenthümern, mit Ausschliessung anderer, davon ertheilet; die englischen und holländischen Kaufleute sahen, wie die französischen überall ihre Mitwerber wurden. Da jene bereits älter in der Handlung waren, als diese, so behielten sie auch immer noch die Oberhand, und ihre Erfahrung

fahrung machte, daß sie einsahen, wie die Handlung der Grund des Interesse der Staaten, und das Gleichgewicht der Mächte werden würde; sie machten demnach eine Wissenschaft und ihr Hauptaugenmerk daraus; die Franzosen ahmten ihnen in der Ausübung nach, ohne den Grund davon zu erforschen. Ihre Aemsigkeit fing bereits an, reichlich belohnt zu werden, als die Widerrufung des Edicts von Nantes den Staat einer ungeheuren Menge seiner Unterthanen beraubte.

Seitdem haben alle Staaten von Europa Theil an der Handlung, und sind bemüht, solche, nach Maßgebung ihrer eigenen Kräfte, oder ihrer Nachbarn ihrer, zu vergrößern. England, Frankreich und Holland machen sich indessen die allgemeine Handlung streitig.

Frankreich, welchem die Natur einen beträchtlichen Ueberfluß verliehen, scheint sich besonders mit der Handlung der zur Pracht und zum Wohlleben gehörigen Sachen, zu beschäftigen.

England, so reich es ist, verabsäumt keine Art des Vortheils, kein Mittel, den Nothwendigkeiten andrer Nationen abzuhelfen, und hilft hierdurch ohne Aufhören seinen eignen Nothwendigkeiten ab.

Holland ersetzt durch den sich, mit Ausschliessung anderer, zuwege gebrachten Verkauf der Gewürze die Mittelmäßigkeit seiner eignen Producten; sein Hauptaugenmerk ist, die Producten aller Völker wohlfeil anzukaufen, um solche mit desto größerem Vortheil wieder abzusetzen.

* * * * * * * * * * * *

Von den

verschiedenen Arten zu reisen in Japan.

Im Kayserthume Japan sind, wie in allen gesitteten und wohleingerichteten Staaten, zur Bequemlichkeit der Reisenden, Posten angelegt, welche gemeiniglich anderthalb, höchstens und selten vier Meilen von einander entlegen sind. Die Taxe der Pferde wird nach der Entlegenheit der Oerter, nach der guten oder schlechten Beschaffenheit der Wege, und nachdem die Futterung in dieser oder jener Gegend theuer oder wohlfeil ist, bestimmet. Man findet beständig auf den Poststationen fertige Pferde, Miethknechte, Wegweiser und Träger. Das Fuhrwerk, welches man hiernächst antrifft, bestehet aus Norimons und Cangos. Vielleicht wissen viele meiner Leser nicht, was dieses

dieses für Maschinen sind; ich will sie ihnen beschreiben.

Der Norimon ist ein viereckichter, etwas länglicher, und so geraumiger Kasten, daß eine Person bequem darinn sitzen, ja sich zur Noth niederlegen kann. Er ist von allen Seiten mit einem Gitterwerk von Bambusrohr verschlossen, welches sehr zierlich geflochten, bisweilen gar mit einem Firniß überzogen ist. Auf jeder Seite ist eine gebrochene Thüre, und unterweilen vorn und hinten ein klein Fensterchen. Diese Art von Sänfte wird, nach dem Stande der Person, die sich derselben bedienet, von zwo, vier, auch wol acht Personen getragen. Ist es zum Exempel der Norimon eines Prinzen, oder eines Statthalters; so tragen sie solchen mit den Händen: ist es aber der Norimon einer einer Privatperson; so wird er nur auf den Schultern getragen. Die Stäbe, woran ein Norimon getragen wird, sind ausgehöhlt, und sauber gearbeitet. Sie bestehen aus vier sehr dünnen Brettchen, welche Bogenweiß zusammen gelegt, und viel leichter sind, als sie scheinen. Ihre Dicke und Länge sind, nach dem Range und Stande des Besitzers, durch Gesetze bestimmet. Diejenigen, welche an ihrem Norimon breitere oder längere Stäbe haben, als es ihnen zukommt, setzen sich dem Tadel der dazu gesetzten Richter, ja wol gar einer beträchtlichen Geldstrafe aus. Allein, diese Verord-

nungen betreffen die Damen nicht, als deren Liebe zur Pracht überall schwerer einzuschränken ist, als der Mannspersonen ihre.

Die Cangos sind viel einfacher und leichter, und man bedienet sich ihrer öfterer auf Reisen, als der Norimons. Weil diese Art von Sänften ohngefehr als ein Korb aussiehet, so haben ihr die Japanen den Namen Cangos beygelegt, welcher dieses ausdrücket. Sie sind weit kleiner, als die Norimons; die Stäbe daran sind plumper, nicht ausgehöhlt, bestehen aus einem einzigen Stück, sind gemeiniglich viereckigt, und überzwerch oben und unten an der Maschine bevestiget. Die Reisecangos sind so kurz und niedrig, daß man krumm und mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen darinn sitzen muß. Man kann mit diesen Cangos in so engen und gefährlichen Wegen reisen, daß man mit jeder andern Sänfte oder Fuhrwerk nicht darinn fortkommen würde.

Die Japaneser reisen gemeiniglich zu Pferde; allein, sie lassen, wenn sie reiten, die Beine nicht, wie die Europäer, und ein großer Theil der Asiaten, herunter hängen; sondern schlagen solche kreuzweis auf dem Halse des Pferdes über einander, oder strecken sie auf demselben gerade von sich. Der Japaneser steigt nicht an der Seite, mit Hülfe des Steigbügels, sondern von vorn auf und ab, indem er den einen Fuß in den Brustriemen setzet. Die japanischen

Sättel

Sättel sind von Holz, und unsern europäischen Packsätteln nicht unähnlich. Man beveſtiget sie mit einem Brust- und Kreuzriemen. Sie sind unten mit Kissen, damit das Pferd nicht gedruckt werde, und hinten mit einer Schabracke, oder Decke, das Kreuz zu bedecken, verſehen. Auch die Seiten sind mit einem Stück Zeuge bedeckt, welches vom Sattel herunter hängt, und unterm Bauche locker zugebunden wird. Ueber des Pferdes Kopf wird ein dichtes Netz geworfen, um ihn wider die Fliegen zu schützen. Die Pferde sind nicht beschlagen, aber, dagegen ziehet man ihnen Schuhe von Strohseilen an, und beveſtiget solche mit Seilen von derselben Art. Diese Schuhe sind, besonders in ungleichen und steinichten Wegen, bald abgenutzt; daher haben die Reisenden jederzeit einen guten Vorrath davon bey sich; ausserdem aber findet man in den Dörfern und auf den Heerstraßen arme Kinder, welche theils von dem Handel mit solchen Pferdeschuen, und theils von Allmosen leben.

Die Japaneser tragen allezeit auf Reisen einen großen papiernen Mantel, welcher auch mit Papier gefuttert ist. Dieses Papier ist mit Oele getränkt, und mit Firniß überzogen. Der Mantel ist so groß und weit, daß er zugleich Reuter, Pferd und Felleisen bedeckt. Die Japaneser nennen diesen Mantel Kappa; und wahrscheinlicher Weise haben sie den Man-

tel, nebst seinem Namen, von den Portugiesen entlehnet. Um sich vollends vor der Hitze der Sonne und dem Regen zu verwahren, setzen sie einen großen Hut von Stroh oder Rohr auf. Dieser Hut hat die Gestalt eines Sonnenschirmes: man bindet ihn unter dem Kinn mit einem breiten seidenen Bande zu; er ist leicht, glänzend, und für den Regen undurchdringlich. Die Männer bedienen sich dieser Art Hüte nur auf der Reise, und auch alsdenn nur bey schlimmem Wetter, oder großer Hitze. Die Frauensleute tragen sie beständig, in der Stadt sowol als auf dem Lande, und sie stehen ihnen sehr wohl.

Die gewöhnliche Kleidung der Reisenden bestehet in einem Rocke oder kurzen Mantel, über welchen sie ihren langen Regenmantel anziehen, welchen sie gemeiniglich in die Höhe nehmen, und dessen Untertheil in ihre weiten Hosen stecken, die zu diesem Ende auf beyden Seiten offen sind. Diese Hosen sind oben sehr weit, werden aber nach unten zu immer enger, um die Beine besser zu bedecken, um welche ein breites Band gewickelt wird. Die Knechte, besonders die Sänftenträger, haben keine Hosen; allein, dem ohngeacht schürzen sie ihre Kleider bis an den Gürtel auf, welches freylich ein wenig unverschämt aussiehet.

Die Japaneser, welche, nach dem Beyspiele der Chineser, Siamer und andrer Indianer,

sich

sich der Fächer und Sonnenschirme häufig bedienen, haben auf Reisen eine besondere Art von Fächern, auf welchen die Poststraßen, die Weite der Oerter von einander, die Wirthshäuser, der Preis der Lebensmittel angezeigt sind. Man hat auch gedruckte Bücher, worinn eben diese Dinge, und zugleich die Tage, an welchen es, nach der abergläubischen Einbildung dieses Volkes, gefährlich ist, sich auf die Reise zu begeben, verzeichnet sind. Ein Sterndeuter, welcher Abino-Sei-mei hieß, dessen Andenken in ganz Japan sehr berühmt ist, hat ein Verzeichniß der unglücklichen Tage entworfen, welches in allen Reisebüchern abgedruckt ist. Man erzählet von diesem Manne sehr wunderbare Sachen. Er ward, sagt man, von einem Könige des Landes, und von einem Fuchse erzeuget, welchen dieser Prinz aus den Händen der Jäger errettet hatte. Dieser Fuchs erschien seinem Erretter nicht lange darnach unter der Gestalt einer sehr schönen Frau, in welche der Prinz den Augenblick verliebt ward. Sei-mei war die Frucht dieser Vereinigung, und ward nachher ein Sterndeuter. Er machte Wahrnehmungen über die unglücklichen Tage bekannt, und zeigte gewisse Mittel an, durch welche man den traurigen Zufällen, von welchen Reisende bedrohet würden, vorbeugen könnte. Diese Mittel bestehen in einigen geheimnißvollen Worten, die er in Verse setzte, damit man sie desto

leichter auswendig lernen könnte. Allein, das Volk hat ein größer Zutrauen zu seinen Prophezeihungen, als zu seinen Verwahrungsmitteln; es vermeidet, so viel möglich, an solchen Tagen unterweges zu seyn.

Ein Japaneser zu Pferde, in vorbeschriebenem Aufzuge, hat eine ganz sonderbare und trollige Gestalt. Denn ausserdem, daß diese Insulaner durchgängig kurz und dick sind, so machen ihre flachen Hüte, ihre weite papierne Mäntel, ihre weitläuftigen Unterkleider, und ihre Art mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen zu sitzen, daß sie ungeheuer dick zu seyn scheinen. Das ist ihr Reiseaufzug. Vor ihnen her gehen ihr Gepäck und ihre Knechte, die gemeiniglich zu Fuße gehen. Der Reuter hält den Zügel seines Pferdes nicht selbst. Diese Verrichtung ist einem seiner Bedienten aufgetragen, welcher zu dem Ende an der rechten Seite des Pferdes gehet, und ein lustiges Lied, seinen Herrn zu belustigen, oder das Pferd in einem muntern Schritte zu erhalten, singt. Die Japaneser sehen die Art, wie die Europäer zu Pferd sitzen, und die Mühe, so sie sich geben, den Zügel des Pferdes selbst zu halten, für eben so lächerlich, als unbequem, an. Diese Art, sagen sie, ist nur im Kriege gut; sie schickt sich für Soldaten, nicht aber für Reisende, die ohnedem Unbequemlichkeiten genug haben, ohne, daß es nöthig ist, daß sie sich noch

aus

aus Uebermuth dieser Mühwaltung unterwerfen. Allein, wenn die Japanesen nur kurze Ritte thun, wenn sie entweder nur spazieren, oder über Feld zum Besuch reiten; so sitzen sie auf europäische Art. Sie nehmen sogar den Zügel selbst, jedoch nur zum Scheine in die Hand: denn das Pferd wird von einem oder zween Stallknechten geleitet, welche die Stangen halten. Die Steigbügel, deren sie sich bey dieser Gelegenheit bedienen, sind von Eisen oder andern Metalle. Sie sind dick; ihre Gestalt ist der Fußsohle nicht unähnlich; sie sind sehr weit, damit der Reuter, wenn er stürzen sollte, solche gleich fahren lassen kann. Einige sind mit silbernen Plättlein gezieret, und durchgängig von schöner Arbeit. Die Steigriemen sind sehr kurz.

Auf den großen Landstraßen findet man eine ziemliche Anzahl Wirthshäuser; die besten sind auf den Poststationen. Diese Häuser sind so weitläuftig, daß die vornehmsten Herren mit ihrem ganzen Gefolg bequem darinn unterkommen können. Sie sind nur ein Stockwerk hoch, und der Vordergiebel ist nur schmal; aber ihre Tiefe erstreckt sich bis auf zwanzig Ruthen. Das Vorderhaus ist gemeiniglich dunkel, und ein wenig unreinlich. Man nimmt in demselben die gemeinen Leute, und alle, die zu Fuß ankommen, auf. Die Kammern sind nur durch schlechtes Gitterwerk unterschieden,

und

und der Fußboden darinn ist mit Strohdecken belegt. In eben diesem Theile des Hauses ist die Küche; und da der Rauch aus derselben keinen andern Ausgang hat, als ein Loch, welches in dem Dache angebracht ist; so breitet er sich erst in allen Kammern aus. Die Standespersonen bekommen ihr Quartier in einem andern Gebäude, welches am Ende des Hofes befindlich ist. Die Zimmer in demselben sind alle sehr prächtig; schöne spanische Wände sondern eines von dem andern ab; alles ist in denenselben aufs sorgfältigste geweisset, oder gefirnißt.

Obgleich in diesen und andern kleineren Wirthshäusern verschiedene Speisen und Getränke zu haben sind; so trinken doch die Reisenden selten etwas anders, als Thee, ob es gleich der schlechteste ist, den man finden kann. Es werden die gröbsten Blätter von dem Theebaum abgerissen, ohne alle Umstände in einem Tiegel oder Pfanne über dem Feuer getrocknet und geröstet, in einen linnenen Sack gesteckt, und in einem großen Kessel gekocht. Sobald ein Reisender ankommt, wird ihm eine halbe Schaale voll von diesem herrlichen Decoct gereicht, und kalt Wasser zugegossen. Der Docter Kämpfer versichert, daß es einen höchst unangenehmen Laugengeschmack hat; allein, die Japaneser halten dieses für gesunder, als den Thee von zarten Blättern, und behaupten, daß dieser das Gehirn angreife.

Die

* * * * * * * * * * * *

Die drey Freundinnen und die drey Brüder, eine lehrreiche Geschichte.

Lucie, Aglae und Julinis liebten einander von ihrer zarten Kindheit an. Ihre Eltern waren Nachbaren und Freunde. Sie waren in einem Kloster zusammen erzogen. Seitdem sie dasselbige verlassen hatten, so vergieng kein Tag, da sie nicht beysammen waren, und die Versicherungen der zärtlichsten Freundschaft gegen einander verneuerten. Je älter sie wurden, desto vollkommener machte die Vernunft ihre natürliche Neigung gegen einander, desto vester knüpfte sie das Band der Uebereinstimmung, welches sie schon vereinigte. Rührende Liebkosungen, unschuldige Scherze, wechselseitige Vertraulichkeiten ließen nicht zu, daß die lange Weile die Heiterkeit ihrer schönen Tage verdunkelte. Sie nutzten alle ihre Augenblicke. Bald übten sie sich im Tanzen, worinn sie an Annehmlichkeit den Grazien ähnlich waren; bald versuchten sie ihre Geschicklichkeit im Singen, wobey sie einander die Fehler und die Vollkommenheiten der Stimme ungezwun-

gen

gen entdeckten. Sie wußten gar nicht, was Neid war; und daher bemühete sich immer die eine den Glanz der Schönheit ihrer Freundinn durch diesen oder jenen kleinen Putz zu erhöhen. Sie traten alle drey eben in ihr funfzehntes Jahr, und es schien, als sollte ihre Freundschaft ewig dauern, als ihnen Damis, Arist und Timur bekannt wurden.

Sie waren Brüder. Ihre Eltern hatten sich bemühet, das Gefühl, welches die Natur in ihre Herzen gelegt hatte, zu entwickeln. Bishieher hatte nichts die Einigkeit, die unter ihnen herrschte, stören können. In dem Alter, wo man nur einen liebenswürdigen Gegenstand sehen darf, um zu lieben, erklärte sich Damis für Lucien, Arist für Aglaen und Timur für Zulmis. Sie wurden erhört. Amor überhäufte sie mit Gunstbezeigungen, um sie hernach dnrch die Qualen, die ihnen dieser grausame Gott zubereitete, desto empfindlicher zu kränken.

Die Begier, zu gefallen, that der Freundschaft gar bald Abbruch. Eine Freundinn zog die andre nicht mehr über die Wahl eines Bandes, über die Stellung einer Blume zu Rathe. Sie gaben einander keinen Rath, den ihnen nicht die Mißgunst einflößte. Zulmis war eine Brünette; Aglae beredete sie, Muschen aufzulegen. Lucie war blond; Aglae und Zulmis versicherten ihr einstimmig, daß ihr die

weisse

weisse Farbe vortrefflich schön stünde. Sie schmeckten die Ruhe, die Glückseligkeit nicht mehr, welche nur Vertraulichkeit und Tugend hervorzubringen im Stande sind. Sie sahen sich nicht mehr mit jenen lebhaften Regungen, welche sie zu einer heilsamen Nacheiferung anfeuerten. Ihre Ohren, die nur den verführerischen Vorträgen eines Liebhabers offen stunden, fanden nichts reizendes mehr in den ungezwungenen Unterredungen, die sie ehedem ergetzt hatten. Sie verstellten sich gegen einander ohne Beweggründe; sie scheueten einander ohne Ursachen. Ließ Damis einen Blick auf Aglaen fallen; so erblaßte Lucie darüber, und Ariſt ward darüber in geheim unwillig. Diejenige niedrige und schändliche Leidenschaft, die wir, sehr ungerechter Weise, mit dem Namen Delicatesse beehret haben, und welche nicht sowol in unsern Sinnen, als vielmehr im Verstande, entspringet, mit einem Worte, die Eifersucht hatte schon alle Bande, die die Freundschaft geknüpft hatte, aufgelöset.

Damis, als der älteste unter seinen Brüdern, sollte sich zuerst verheyrathen. Er wandte alles, was er konnte, bey Lucien an, um eine günstige Erklärung von ihr zu erhalten; und zugleich bewarb er sich um nachdrückliche Fürsprache bey ihren Eltern, um ihre Einwilligung zu bekommen, wenn ihm Lucie ihr Herz geschenkt hätte. Allein, die junge Schöne eilte

nicht

nicht, diejenigen Worte auszusprechen, deren Gebrauch ein Vater, der eifersüchtig auf seine Gewalt ist, bis zum Verlöbnißtage untersagt. Ich liebe Sie, sind auch in Wahrheit erschreckliche Worte! Ein Mädchen, welches die ganze Bedeutung derselben nicht kennet, muß nothwendiger Weise erröthen, wenn sie sie ausspricht. Glückliche Liebhaber! habt ihr sie zum erstenmale hören können, ohne für Entzücken zu sterben?

Damis hatte sie noch nicht gehöret. Er bildete sich ein, Aglae würde gern alle Macht, die sie über ihrer Freundinn Gemüth hätte, anwenden, um sie dahin zu bringen, daß sie ihm dieses erwünschte Geständniß ablegte. Er besuchte sie in dieser Absicht. Ihre Mutter war bey ihr. Damis fand bey beyden leichtlich Gehör. Sie versprach ihm das, was er verlangte. Es war Zeit, in die Opera zu fahren. Sie wollten sich dahin begeben. Damis konnte nicht umhin, seine Begleitung anzubieten. Sie ward angenommen. So wenig er sich auch aus dem Stücke machte, welches selbigen Tages vorgestellet ward; so nöthigte ihn doch der Wohlstand, dasselbe zu sehen.

Der erste Gegenstand, der ihnen in die Augen fiel, so bald sie in die Loge traten, war Arist im Parterre. Er hielt sich nicht einen Augenblick länger darinn auf, so bald er sie erblickt hatte. Aglae war ihm bestürzt, und

sein

sein Bruder verwirrt vorgekommen. Er hatte Recht. Die Art, mit welcher er sie gegrüßt hatte, war Schuld daran: allein, er glaubte nicht, daß man die Unruhe seines Gemüths, und die heftigen Bewegungen, die darinn entstanden, an ihm bemerkt hätte. Sein erster Vorsatz war, sogleich zu seiner Gebieterinn zu gehen. Sein böser Engel hielt ihn an der Thür der Loge auf. Hier horchte er, (ohne daß ihm einmal einfiel, sein Argwohn könnte vielleicht ungerecht seyn) als ob er eine Verschwörung entdecken wollte. Die Hitze, mit welcher Damis sprach, einige eifrige Ausdrücke, die er vernahm, überzeugten ihn völlig, daß sein Bruder sein Nebenbuhler wäre. Es kam ihm nicht einmal in den Sinn, daß er vielleicht von der Liebe sprach, die er für ihre Freundinn empfand.

Damis war noch nicht durch die wiederholten Versicherungen, die er von Aglaen und ihrer Mutter bekommen hatte, beruhiget. Dasjenige, was wir mit heftigen Begierden ansehen, scheinet uns mit Hindernissen und Schwierigkeiten umringt zu seyn. Wir fürchten, wir möchten dasselbe niemals erreichen; wir fürchten, es möchte uns entwischen, wenn wir auch schon am nächsten daran sind. Unsere verwirrte Einbildungskraft stellet uns da ungeheure Ströme vor, wo nur kleine Bäche sind, über welche wir schreiten können. Damis, der

immer unruhig war, immer zweifelte, nahm seine Zuflucht zu Zulmis und ihrem Vater, dessen Wort viel bey Lucien ihrem galt. Er begab sich zu ihm, da dieser Vater eben im Begriff war, mit seiner Tochter aufs Land zu reisen. Er war von derjenigen Art Leute, deren Herz, wie man zu sagen pflegt, auf ihren Lippen ist. Nichts war leichter, als Zutritt bey ihm zu erhalten. Damis gefiel ihm. Er bot ihm gleich seine Freundschaft an, wenn er mit ihm aufs Land reisen, und einige Tage daselbst mit ihm zubringen wollte. „Dort werde „ich Zeit haben, Sie recht kennen zu lernen,„ sagte er; „und das ist mir unumgänglich nö„thig, wenn ich mit Eifer zu Ihrem Vortheile „arbeiten soll.„ Dieses Anerbieten war so vortheilhaft und dringend, daß es Damis nicht ausschlagen konnte.

Sie stiegen sogleich in den Wagen, und fuhren über den Wall. Timur gieng eben auf demselben spazieren, und dachte an nichts, als an seine Zulmis. Wie erstaunte er, als er sie mit Damis im Wagen erblickte! Er lief alsobald nach ihres Vaters Hause. Ein unnützer Schwätzer von Thürsteher brachte seinen Schmerz aufs höchste, indem er ihm durch seine Reden Anlaß zu muthmaßen gab, als wäre sein Bruder ingeheim sein Nebenbuhler. Unglücklicher Weise war Timur von Natur eifersüchtig. Das Verbrechen seines Bruders und

die

die Untreue der Zulmis waren, von diesem Augenblicke an, in seinem Gemüthe, ungezweifelte Gewißheiten.

Der nämliche Thürsteher, dessen unsinniges Geschwätz gut bezahlt wurde, nahm es auf sich, an Zulmis einen Brief, den Timur gleich schrieb, zu bestellen. Sie fand sich mit Recht, durch die stachlichte Schreibart, worinn er verfaßt war, und durch die Vorwürfe, die sie nicht verdiente, beleidigt. Sie faßte den Entschluß, der einen Liebhaber am grausamsten kränkt; sie antwortete ihm nicht. Hätte Timur noch den mindesten Zweifel an Zulmis Untreue gehabt; so würde er doch nun völlig gehoben worden seyn. Auf die zärtlichste Liebe folgte bey ihm nunmehro der stärkste Haß. Diese Veränderung war ein wenig allzu schleunig. Ein Herz, das nicht mehr liebt, hasset deßwegen nicht gleich. Nur der Gleichgültigkeit, oder der Verachtung giebt es Platz. Timur bildete sich indessen ein, daß Zulmis wirklich der Gegenstand seines Hasses geworden wäre. Seine erste Empfindung betrog ihn gar so sehr, daß er glaubte, er könne nicht nur Zulmis vergessen, sondern gar eine andre lieben.

Lucie hatte Reizungen. Sie war von einem leichtsinnigen Liebhaber hintergangen. Ihr Zustand (so wie er sich ihn vorstellte) glich dem seinigen vollkommen. Es war wahrscheinlich, daß, da ihr Unglück sie einander näherte, bey-

de es für gleich nothwendig halten würden, einander zu lieben. Er trug also Lucien seine Liebe vor. Es kam nur auf sie an, solche zu krönen, und sich und Timurn zugleich der Glückseligkeit, die sie in andern Verbindungen zu finden gehofft, zu berauben. Dieser Liebhaber betrübte sich über ihre standhaften Verweigerungen nicht. Er fieng an, den wahren Zustand seines Herzens einzusehen. Die Wuth der Eifersucht setzte ihm heftiger, als jemals, zu. Er brannte vor Begier nach Rache; und in der Ausschweifung seiner Leidenschaft gieng er mit den blutigsten Anschlägen wider das Leben eines Bruders um, welches er gern vordem mit dem Verlust des seinigen gerettet hätte.

Arist, seiner Seits, war nicht ruhiger. Er hatte zwar keine andre Proben von der Untreue seiner Gebieterinn, als dasjenige, was er an der Loge gehöret hatte. Dem ohngeacht war sein Herz tödtlich verwundet. Aristens Denkungsart kam Timurn seiner ziemlich nahe. Sie sahen und empfanden auf einerley Art. Arist betrug sich eben so, wie Timur. Er gieng einige Tage über nicht zu Aglaen; dagegen besuchte er Lucien desto öfter. Er stellte ihr den Damis unter den verhaßtesten Farben vor. Er that alles, was er konnte, ihn aus ihrem Herzen und aus ihrem Gedächtniß zu verdrängen. Kurz, nachdem er eine Rolle

bey

bey ihr gespielt hatte, wobey beyden die Zeit herzlich lang geworden war, so erschien er wieder bey Aglaen. Allein, der Stolz dieser jungen Schönen, und ihre Unschuld machten, daß sie alle Merkmale seiner Liebe und Reue verachtete, und ihm verbot, wieder vor ihr zu erscheinen. Dieser Befehl, anstatt sie in den Augen ihres Liebhabers zu rechtfertigen, machte sie in denselben nur noch strafbarer. Der unglückliche Ariste fühlte, wie seine ganze Wut wieder erwachte, und sehnte sich nach nichts, als nach dem Augenblicke, worinn er seinem Bruder alle Wirkungen derselben könnte empfinden lassen.

Damis wußte von allen dem nichts, was in seiner Abwesenheit in der Stadt vorgieng. Er arbeitete an seinem Glücke, ohne das Glück seiner Brüder zu vergessen. Er sagte dem Vater der Julnis viel Gutes von ihnen, und verdiente dadurch alle ihre Erkenntlichkeit, da sie unterdessen auf nichts, als seinen Tod, bedacht waren. Denselben Tag, da er zurück kam, erhielt er drey Briefe. Der erste war von Lucien, und lautete folgender gestalt:

„Ich hielt Sie für einen ehrlichen Mann, mein „Herr! und für unfähig, mir eine Liebe, die „Sie nicht empfanden, mit tausend Eidschwü„ren zu versichern. Seyn Sie bey der neuen „Eroberung, um welche Sie Ihre Brüder ge-

„bracht haben, glücklich, wenn Sie können. „Diese That ist Ihrer würdig. Ihre Familie „scheint dazu bestimmt zu seyn, mich zu betrü„gen. Arist und Timur haben alles Mögliche „gethan, Sie aus meinem Herzen zu verdrän„gen, gleichsam, als ob man einer fremden Hül„fe benöthigt wäre, um Betrüger und Meiney„dige zu vergessen. Leben Sie wohl, mein „Herr! Ich verlange Sie nicht wieder zu se„hen, da ich Sie ohne Abscheu nicht würde an„sehen können.„

Man kann sich leicht vorstellen, was dieser Brief für einen Eindruck bey Damis machte. Die beyden andern verdoppeln sein Erstaunen und seinen Schmerz. Der eine war von Aristen. Er fand folgende Worte darinn:

„Ich lebte nur für Aglaen. Sie war das „einzige Gut, welches ich auf der Welt besaß. „Man raubt mir sie durch die allerabscheulichste „Treulosigkeit. Denke nicht, Niederträchtiger! „daß dich die Verwandtschaft unsers Geblüts „vor der verdienten Strafe wird sichern können. „Zeige mir den Ort und die Stunde an, da ich „dich heute gegen Abend antreffen kann. Den„ke an die Vertheidigung deines Lebens. Das „Glück wird manchmal müde, die Verbrecher „zu beschützen.„

Timurs Brief war in folgenden Worten abgefaßt:

„Mein

„Mein Bruder! wir müssen einander die Hälse brechen. Ich überlasse es dir, die dazu nöthigen Waffen, den Ort und die Stunde zu „bestimmen; aber am Tage muß es seyn. Du „hast mir meine Geliebte geraubt. Du magst „mir nun auch das Leben nehmen.“

Damis bestimmte in den Antworten auf diese beyden Briefe seinen Brüdern eben den Ort und eben die Stunde zum verlangten Zweykampf. „Ihr beschuldiget mich, sagte er zu ihnen, so„bald er sie erblickte, ich hätte Euch die Her„zen Eurer Gebieterinnen entrissen. Es ist „mir leichter, mich deswegen zu rechtfertigen, „als es Euch werden wird, Eure Versuche, „mich bey Lucien verhaßt, Euch aber beliebt „zu machen, zuvertheidigen Niemals kann „sich jemand in einer so sonderbaren Verfaßung „befunden haben, als die meinige ist. Zu eben „der Zeit, da ich an dem Glücke meiner Brü„der arbeite, bemühen sie sich mich unglücklich „zu machen. Ariste und Timur beschuldigen „mich beyde eines Verbrechens. Ich soll in „einer Zeit von acht Tagen eine Geliebte, die „ich anbete, verlassen, Aglaen und Zulmis, „eine nach der andern verführt, kurz! mir das „grausame Vergnügen gemacht haben, drey „Personen auf einmal zu hintergehen. Ueber„legt es selbst, Undankbare! welchen Zweck „konnte ich hierbey haben? Bin ich von allen

„diesen dreyen Personen eingenommen? Kann „ich hoffen, daß ste mich alle drey lieben, und „beständig lieben werden? Ach! ich liebe allein „Lucien. Ohne Euch würde sie gegen meine „Liebe empfindlich seyn. Ist es möglich, daß „Euch die Eifersucht dermaßen verblendet hat, „daß Ihr sogar die geheiligten Gesetze der Na„tur und die Regeln der gesunden Vernunft „vergessen habt? Was hat man nicht von einer „Leidenschaft zu befürchten, welche sogar Her„zen, wie die Eurigen sind, des Verbrechens „fähig macht!„

Indem Damis also redete, hielt er Aristen und Timurn vest umarmt. Sie fingen an, ihr Vergehen in seinem ganzen Umfange einzusehen. Sie vergossen häufige Tränen. Damis ward davon gerührt. Sie gingen alle drey zu Lucien. Es ward ihnen nicht schwer, sie von der Beständigkeit ihres Liebhabers, zu überzeugen. Ihre Familie, welche zu Damis Vortheile eingenommen war, ließ ihn nicht lange in der Erwartung seines völligen Glücks schmachten. Die drey Brüder und die drey Freundinnen wurden bald durch unauflößliche Bande verknüpft. Sie leben glücklich, und denken anders nicht, als mit Schaudern, an jene Augenblicke zurück, da eine thörichte Eifersucht sie beynahe auf ewig getrennet und unglücklich gemacht hätte.

Eine

Eine Erzehlung.

Ein Edelmann, welcher in der Grafschaft Kent reisete, und der eben von Kälte fast erstarret war, kam in ein Wirthshaus auf dem Lande, und fand solches dermaßen mit Leuten angefüllt, daß er nicht an das Feuer kommen konnte. „Geschwinde!„ rief er dem Wirth zu, „bringt meinem Pferde ein Schwinge voll Au„stern!„ — „Ihrem Pferde?„ rief dieser; „meynen Sie, daß es Austern frißt?„ —— „Thut was ich euch befehle,„ antwortete der Edelmann. Sogleich eilten alle Anwesende nach dem Stalle, und unser Reisender hatte nunmehro Platz, sich ganz bequem zu wärmen. „Herr!„ sagte der Wirth, da er zurück kam; „ich hätte wol meinem Kopf verwetten wollen, „daß Ihr Pferd keine Austern fressen würde.„— „Wenn dieses ist,„ antwortete der Edelmann; „so muß ich mir wol gefallen lassen, sie selbst „aufzueßen.

Bericht,

der unter den Papieren des berühmten

Doctor Swifts

gefunden worden,

und

zur Ergänzung seines Gullivers

dienet.

Ich, Robert Knox, Capitain des Schiffes Bristol, nach Madras bestimmt, hatte meine Fahrt bis nahe zum Vorgebirge der guten Hoffnung verrichtet, als ein plötzlich entstandener Orcan mich von dem Wege nach Süden verschlug. Der Sturm hielt drey Tage an; und nachdem die See wieder stille worden, entdeckten wir eine Insel, welcher auf unserer Charte nicht verzeichnet war. Ich sandte eine Schaluppe ans Land, um einige frische Kräuter und Wurzeln abzuholen, auch süßes Wasser einzunehmen, weil der Scorbut meinem Schiffsvolke stark zusetzte. Sie kam wohlbeladen wieder zurück, und die Matrosen wußten die Fruchtbarkeit der Insel nicht gnug zu erheben. Ich bekam selbst Lust, meine Patienten ans Land zu führen. Ich überließ daher meinem Lieute-

nant

nant das Commando, und gelangte glücklich an Ort und Stelle. Meine Kranken erholten sich in etlichen Tagen vollkommen; und da ich mich mit ihnen wieder an Bord begeben wollte, so gab ich ihnen allen einen Schmaus. Mitten bey dieser Lustbarkeit überfiel mich ein tiefer Schlummer; und als ich wieder erwachte, war keine Seele um und neben mir. Ich blickte in die See; aber mein Schiff war verschwunden. Vor meinen Füßen lagen eine Jagdflinte, ein paar Pistolen, zween Beutel mit Pulver und Bley, und etwas Zwieback. Ein vorgefundener Zettel belehrte mich, daß meine Leute Verräther und Freybeuter geworden, und mich durch einen Schlaftrunk ausser Stand gesetzt hätten, mich ihren Absichten zu widersetzen. Nachdem ich die ersten Anfälle der Verzweiflung überwunden, wagte ich mich tiefer in die Insel hinein, um vielleicht eine nützliche Entdeckung zu machen. Ich fand allenthalben eßbare Früchte genug. Am dritten Tage, da ich eben von meinem Nachtlager, welches ich auf einem dickbelaubten Baum zu nehmen pflegte, mich herunter begeben wollte, sahe ich eine ganze Schaar Leute herbey kommen, die ich ganz recht für Einwohner der Insel ansahe. Sie waren nacket, und von andern Indianern wenig unterschieden. Sie hatten keine Waffen, ausser, daß ein einziger Mann, in Matrosenkleidung, ein langes und breites Schlachtschwerdt in beyden

den Händen führte. Ich hielt mich auf meinem Baum ganz stille. Diese Leute waren kaum noch dreyßig Schritte von mir entfernet, so blieben sie auf einmal stehen. Sie stellten sich insgesamt in einen Kreis, murmelten etliche unverständliche Worte, und machten solche Geberden, als ob sie in einer Andachtsübung begriffen wären. Nach einem kurzen Verweilen trat der bekleidete Mann in die Mitte, und forderte einen der nackenden Leute zu sich. Dieser gehorchte alsobald, trat hinzu, und neigte sich mit dem Oberleibe fast zur Erde. Der Matros faßte sein Schwerdt mit beyden Händen, und hieb ihn, mit einem grimmigen Streich, in der Mitte des Leibes von einander. Die Zuschauer erhoben ein mächtiges Geschrey; ich aber wurde in die äusserste Bestürzung gesetzt. Ich hielt diese nackende Indianer für arme Sclaven, die etwa ihr zorniger Herr seiner unmenschlichen Rachbegierde aufopfern wollte. Die Menschenliebe verbannete alle andre Betrachtungen aus meiner Seele. Mit brüllender Stimme rief ich: Halt, Barbar! oder du sollst deinen Lohn finden. Ich eilte mit Flinte und Pistolen von meinem Baum herunter, und gieng mit angeschlagenem Gewehr auf den Matrosen los. Dieser erschrack über meine unvermuthete Erscheinung eben so sehr, als seine Camaraden. Doch erholte er sich bald, und rief mir auf Englisch zu: Fremdling! lerne die

Wunder der Natur verehren, und hindere mich nicht, einer dir verborgenen Schöpfungskraft beförderlich zu seyn. Harre noch ein wenig, so wirst du von meiner Handlung, die dir so grausam scheint, ganz anders urtheilen. Hierauf gab er einigen Indianern einen geheimen Wink, die mich überfielen, und mit Stricken an einen Baum banden. Hier fieng der Matros sein Metzeln wieder an. Alle Indianer liessen sich von ihm in der Mitte entzwey hauen; und da keiner mehr übrig war, nahete sich der Matros zu mir, versprach mir alle Sicherheit, und betheuerte hoch, ich würde Morgen, statt der funfzig von ihm entzwey gehauenen Menschen, hundert frische und gesunde Jünglinge antreffen. Er machte mich hierauf von meinen Banden los; und nachdem er aus seiner Tasche eine Bouteille hervorgelangt, that er einen starken Trunk, wischte sich den Schweiß ab, und gab mir auch zu trinken. Da er mich wieder in etwas beruhiget sahe, fieng er folgende Erzählung an. Mein Landsmann! ihr befindet euch in einem Welttheile, der eure ganze Verwundrung verdient. Die Menschen, welche diese Gegenden bewohnen, sind thierische Vegetabilien. Es ist euch nicht unbekannt, daß gewisse Bäume fortgepflanzt werden, wenn man einen Zweig abschneidet, und solchen in die Erde versenket. Hier gehet es mit den Menschen und deren Vermehrung auf eine gleiche Weise,

ja

ja noch viel leichter und geschwinder, her. Man hauet sie in der Mitte von einander, da dann die geschäftige Natur einem jeden dieser Stücke die demselben abgängige Hälfte wieder erstattet. Wie ich höre, versetzte ich, so sind hier menschliche Polypen anzutreffen, die jenen thierischen Polypen ähnlich sind, wovon unsre europäischen Naturforscher so erstaunliche Dinge zu erzählen wissen. Der in dieser Sache gänzlich unerfahrne Matrose ließ sich von mir dieses Wunder der Natur umständlich belehren, und mußte am Ende selbst gestehen, daß sich zwischen den hiesigen Menschen und jenem Wasser-Insecte eine große Aenlichkeit befinde. Er sagte mir ferner, wie er schon vor vielen Jahren durch Schiffbruch an diese Insel geworfen, und von den Vorstehern der Klapperklingis (dies war der Name dieser unerhörten Nation) zum allgemeinen Scharfrichter, oder vielmehr zum Vater und Erhalter dieses Volkes, gemacht worden wäre. Anfänglich sey er in äusserste Lebensgefahr gerathen, da diese Indianer den Vorsatz gefasset, aus ihm zween Menschen zu machen; allein, zu gutem Glück hätten sie mit Abschneidung eines Ohres den ersten Versuch gemacht, ob er auch ihre Natur habe; und da dieser Versuch übel gerathen, und kein neues Ohr aus dem Kopfe hervorkriechen wollen, so sey er nicht weiter wegen seiner Vervielfältigung beängstiget worden. Diese seine

Erzäh-

Erzählung beschloß er mit den Worten: Du bist, wie ich, ein Engländer, und unser Volk soll, nach der Meinung hiesiger Indianer, eine angeborne Kraft haben, die menschlichen Polypen zu zertheilen, daß aus jeder Hälfte ein besondrer Mensch hervorkommt. Ich bin alt, und dem Tode sehr nahe; diese Nation wird dich also in meinen Dienst setzen. Ich lachte zu diesem Erbieten, wollte aber die so seltsame Vermehrung der Mensch nicht glauben. Meinem Unglauben abzuhelfen, führte er mich näher zum Schlachtfeld. Welch ein Anblick! In so kurzer Zeit hatten die Hälften der gespaltenen Menschen so sichtbarlich an ihrer Ergänzung gearbeitet, daß ihr Wachstum gar deutlich zu merken war. Nach einem kleinen Verweise führte mich der Matrose tiefer ins Holz, und lagerte sich, nebst mir, unter den Schatten der Bäume. Ich fragte ihn, von was für Stande diejenigen Indianer wären, auf deren Verdoppelung er warte? und ich vernahm, daß es funfzig Poeten wären, mit deren Spaltung sehr zu eilen gewesen sey; eines theils, weil der brausende Trieb, sich zu vermehren, ihren Leib sonst würde zersprengt haben, andern theils, weil, zur Verfertigung eines großen Heldengedichtes, das nothwendig aus hundert Büchern, jedes von zehntausend Versen, bestehen müßte, und in zehn Tagen fertig seyn sollte, hundert Poeten unentbehrlich nöthig wären. Allein, mein

Herr!

Herr! frug ich, warum läßt man nicht der Natur ihren Lauf, und warum muß das Schwerdt diesen kreissenden Dichtern Luft machen? Die Ursach ist höchstwichtig, war seine Antwort; denn der Hieb eines Schwerdtes nöthiget die ausserordentlich große Kraft, sich unzählbar zu vermehren, daß sie es blos bey einer Verdoppelung muß bewenden lassen. Einsmals versahe ich den rechten Zeitpunct; da berstete ein Poet, und heckte so viel Junge aus, als eine geborstene Gartenspinne. Das Aergste ist, daß diese überzählige Poeten den dichterischen Geschmack und Witz verlieren, und kindische Possenreisser werden, die über Aepfeln, Nüsse, Zuckerwerk, Spieldocken ꝛc. Oden und Sonnette verfertigen. Ich erwiederte: Eure Erklärung schenkt mir eine vollkommene Einsicht; aber wie sieht es mit einem Heldengedichte aus, woran hundert Personen arbeiten? Welchein eckelhafter Mischmasch von verschiedenen Empfindungen, Ausschmückungen und Schreibarten muß hiedurch zum Vorschein kommen! Nichts weniger als dieses, versetzte er. Alle Klapperklingis sind für eine einzige Seele und für einen einzigen Leib zuhalten, weil sie ursprünglich von einem einzigen Stammvater herrühren, dessen ganze Denkungsart einem, wie dem andern, unverändert mitgetheilt worden. Ich habe Euch schon gesagt, daß sie thierische Vegetabilien sind, und daß ihre Einbildungs-

dungskraft gleiche Früchte zeuget, gleichwie die Zweige eines Apfelbaums, wenn sie als besondere Bäume eingewurzelt sind, durchgehends einerley Aepfel hervorbringen. Ich machte ihm den neuen Einwurf: Wie kann aber ein jeder Poet alle Tage tausend Verse liefern? Damit geht es sehr leicht her, erwiederte mein Begleiter. Alles ist an diesen Poeten mechanisch. Eine jede Minute denket ihre Seele eine Zeile, und in eben solcher Frist schreibt ihre Hand diese Zeile nieder. Wenn ich mich nicht verrechne, so werden sie zur Verfertigung der tausend Verse nicht gar volle siebzehn Stunden nöthig haben. Ihr habt zwar meinen Zweifel gehoben, war meine Antwort; aber, wo nehmen doch diese Poeten die Geduld her, daß sie ganze siebzehn Stunden dichten und schreiben können? Saget vielmehr, erwiederte er, wie können sie in so kurzer Zeit ihrer herrschenden Leidenschaft eine vollkommene Sättigung verschaffen? Unsere Klapperklingis sind in einer Beschäftigung, die sie mit Wollust überströmet, gar nicht zu ermüden. Man muß sie von diesem entzückenden Gegenstande mit Gewalt losreissen; und wir haben jährlich Exempel, daß viele derselben Essen, Trinken und Schlafen vergessen, und so lang schreiben, bis sie darüber den Geist aufgeben. Diese Art zu sterben nennen sie den seligsten Tod. Unter dergleichen Gesprächen brach die Nacht herein. Wir aßen

beyde unser Abendbrod, und ruheten die Nacht über auf dem Grasboden. Der Himmel begonnte kaum zu grauen, so weckte mich mein Landsmann auf, und führte mich an den benannten Geburtsort der neuen Poeten, die wir ganz und nach allen Gliedmaßen vollständig gebildet antrafen. Eben langten hundert Tragesessel an, welche diese Dichter nach Hofe liefern sollten. Wir folgten ihnen gemächlich zu Fuße nach. Sobald ich in der Hauptstadt angelangt war, wurde ich vor den König gebracht. Dieser Prinz ließ mich durch den Matrosen seiner Gnade versichern, und zu dem feyerlichen Fest des Kopftausches freundlich einladen. Ich muß eine neue Eigenschaft der Klapperklingis berühren. Wenn ihnen ein Glied abgeschnitten wird, so wächst ihnen innerhalb wenig Stunden ein neues hervor. Sogar ein abgehauener Kopf wird durch einen neuen wieder ersetzt. Doch kann man hiemit noch einen andern Versuch anstellen. Man schlägt zwo Personen ihre Häupter ab, und setzt dieselben mit Verwechslung auf die Rümpfe, da sie dann in obgedachter Frist genau in einander verwachsen. Man glaubt nicht, was für große Vortheile dies Volk aus solchem Handgriffe zieht. Findet man Leute, welche eine Gemüthsart haben, die sich für ihren Beruf und Stand wenig schicket, so werden sie durch dieses Mittel auf einmal brauchbare Leute. Hat einer ein stilles

und

und blödes Gemüthe, da doch sein Amt einen muntern Geist erfordert, so hält er Nachfrage, wo einer anzutreffen sey, der bey einer Würde, welche eine schüchterne Sittsamkeit erheischet, ein allzu lebhaftes Feuer besitzt. Diese beyden treffen den Vergleich, ihre Köpfe zu vertauschen; und so ist beyden geholfen. Ich war an dem bemeldten Feste des Kopftausches ein Augenzeuge dieses nützlichen Wechsels. Zween Feldherren, die sich krank gestellet, als sie in ein Treffen gehen sollten, und zwo Hofdamen, die, mitten im Zimmer der Königinn, einander Ohrfeigen gegeben, mußten diesen Kopftausch treffen, und bezeigten sich hernach ihrem Berufe vollkommen gemäß. — So weit gehen diese seltsame und unglaublich scheinende Nachrichten. Ob die Fortsetzung derselben verloren gegangen, oder in der Feder des Robert Knox geblieben sey, kann nicht entschieden werden.

Allerley Einfälle.

Die Kunstrichter haben sich bisher so viele Mühe gegeben, untergeschobene Wörter zu entdecken. Es wäre gut, wenn sie manchem auch die Kunst lehreten, untergeschobene Kinder ausfindig zu machen.

Alexander hat als ein Böswicht, Hannibal als ein ehrlicher Mann, Pompejus als ein Patriot, Cäsar als ein Held, Gustav Adolph als ein Christ, und Carl der Zwölfte als ein Verzweiflender, gefochten.

Einen Unglückseligen mit Worten trösten, wenn es bey uns stehet, ihm wirkliche Dienste zu leisten, ist eben so ungerecht, als einen Menschen, der in einen tiefen Brunnen gefallen, und eben ersaufen will, zu bedauren, ohne ihm herauszuhelfen.

Das schönste Frauenzimmer, wenn sie sonst nichts als Reizungen besitzt, und dabey ein falsches Herz hat, ist einem Tiger gleich, den man zwar wegen seiner schönen Haut bewundert, dem sich aber kein vernünftiger Mensch unbewaffnet nähern wird.

Es

Es ist eben so wunderlich, ein Frauenzimmer bloß deßwegen zu heirathen, weil sie sehr schön ist, als wenn man ein Haus nach allen Zieraten und Regeln der Baukunst aufführen liesse, ohne dabey auf die Bequemlichkeit der innern Einrichtung und der Zimmer, zu sehen.

Der Unterschied zwischen Argliſt und Klugheit ist, wie der Unterschied zwischen Affen und Menschen.

Es ist unmöglich, einen guten Rath zu geben, wenn man sich nicht recht genau in die Stelle desjenigen setzt, dem man rathen will.

Wir machen beständig neue Gesetze, die Laster zu bestrafen, warum nicht auch, die Tugenden zu belohnen?

Recept
zu
einem sichern Schönheitsmittel.

Nachdem der königlich-französische Chymist, Herr Homberg, lange Zeit viele vergebliche Versuche gemacht, Excremente des menschlichen Körpers auf verschiedene Art zu distilliren, um ein helles Oel daraus zu erhalten, das nicht den geringsten widrigen Geruch hätte, (denn es war ihm versichert worden, daß durch dieses Mittel der Mercurius zum feinsten Silber könne figiret werden) so entschloß er sich, von solchen Fermentationen Gebrauch zu machen, welche die Wirkung hätten, die Disposition der Elemente in vermischten Körpern zu verändern. In dieser Absicht trocknete er einige Excremente im Wasserbad, pulverisirte dieselben, und, nachdem er von dem durch die Distillation abgesonderten Phlegma sechsmal so viel, als die Excremente wogen, darauf gegossen, und die ganze Masse in eine weite enghalsichte runde Flasche gethan, bedeckte er dieselbe mit einem darauf passenden schicklichen Gefäß, welches darauf lutirt wurde. Diß Gefäß setzte

er

er sechs Wochen lang in ein Marienbad, welches er in einem solchen Grad von Hitze erhielt, daß man gerade die Hand, ohne sie zu verbrennen, daran halten konnte. Hierauf machte er das obere Gefäß von der runden Flasche wieder los, setzte einen Helm und einen Recipienten daran, und zog, bey einer ziemlich gelinden Hitze, alle wässerichte Feuchtigkeit in dem Marienbad ab. Nunmehr war aller übler Geruch hinweg, und in einen schwachen, doch angenehmern Geruch verwandelt. Der Spiritus kam etwas trübe in die Vorlage herüber, da er doch, als er in die Flasche gegossen worden, ganz klar gewesen. Herr Homberg befand, daß dieses Wasser eine sonderbare kosmetische Kraft hätte. Er machte die Probe damit bey Personen, deren Gesichtsfarbe, Hals, Busen und Arme bereits ganz rauh, braun, gelblicht und einer Gänsehaut ähnlich waren. Sie wuschen sich damit täglich einmal, und ihre Haut wurde, durch den öfters wiederholten Gebrauch dieses Wassers, sanft wie Sammet, und weiß wie Schnee.

Beyträge
zum
neologischen Wörterbuch,
oder
satyrische Erklärungen.

Sackuhr ist ein kostbares Hausrath, den sich diejenigen am meisten anschaffen, die nicht zu wissen nöthig haben, wie viel Uhr es sey.

Supplik ist eine schriftliche Versicherung, daß man mit der Verzweiflung ringe, und schon das Messer geschliffen habe, sich, bey nicht erhaltner Beförderung, den Hals abzuschneiden.

Gesellschaft ist eine aus verschiednen Personen beyderley Geschlechts bestehende Versammlung, welche, zur Verkürzung der Zeit, entweder andre Leute durchziehen, oder einander Geld abgewinnen.

Zu Gevatter bitten ist eine Handlung, da man einen aufs höflichste nöthigt, den Beutel zu ziehen.

Sich aufs Land begeben heißt in großen Städten, sich eine Zeitlang entfernen, damit die Gläubiger nicht wissen, wo man anzutreffen ist.

Hochzeit=

Hochzeitschmaus ist ein Fest, welches die neuverbundenen Eheleute zwinget, das Geld, so ihnen zur Errichtung ihrer neuen Haushaltung sehr nöthig wäre, auf einmal in Gesellschaft solcher Leute zu verschwenden, die ihnen bey ihrem zu führenden Ehstande kaum mit einem Thaler an die Hand gehen werden.

Haarpuder ist ein feines Mehl, womit man unnützer weise die schon weissen Peruken bestreuet, schwarze Haarbeutel bestäubet, und den Obertheil des Rockes mit Anmuth verderbet.

Schnupftaback ist ein brauner Staub, den man trägt, die Nase damit zu verunreinigen, die Kleider und Halskrause zu beschmutzen, und durch muthwilliges Niesen in der Kirche, andern die Aufmerksamkeit zu benehmen.

Missethäter heißt derjenige unglückselige Verbrecher, der sein Leben verlieren soll, weil er nicht Reichthum besitzt, es erkaufen zu können.

Freund heißt eine Person, von der wir vermuthen, daß sie uns niemals um eine Gefälligkeit ansprechen wird.

Guter Freund ist ein Mensch, der sich zu allen Spielgesellschaften brauchen läßt, und sein Geld willig verlieret.

Herzensfreund ist ein guter Narr, der sich zu allem mißbrauchen läßt.

Kutschen und Pferde halten heißt in seiner Jugend mit vielen Unkosten in einer eignen Kutsche fahren, damit man im Alter, ohne Unkosten, zu Fuße gehen könne.

Trauerhaus ist eine Maskerade, wo man unter einer schwarzen Kleidung mit verstellter Betrübniß die Freude verbirgt, die man gemeiniglich über des andern Absterben empfindet.

Maitresse ist ein Frauenzimmer, das man sich zum Staat anschafft.

Jungfer heißt öfters ein Mädchen, die das nicht ist, was man sie heißt, und das ist, was sie nicht genannt werden will.

Mademoiselle heißt ein solches Frauenzimmer, das man gemeiniglich keine Jungfer nennen darf, kann oder will.

Caffée ist ein aus gebrannten Bohnen gesottenes heisses Wasser, welches man zu sich nimmt, sich und andern die Zeit zu verderben, und des Nachts unruhig zu schlafen.

Scherzen heißt einander mit lachendem Munde, oder aus Kurzweil, Grobheiten bezeigen, damit es zuletzt auf Raufen und Schlagen hinauslaufen möge.

Hochachten heißt, einer Person so lang seine Aufwartung machen, als sie uns nützlich seyn kann.

Teufel ist das Ding, dem man alles zur Last legt, woran man doch selbst Schuld ist.

Mäcenat ist ein Gönner, dessen Eigenschaften man näher kennen zu lernen wünscht.

Bibliothek ist eine zahlreiche Sammlung der Schwäche des menschlichen Verstandes, deren Besitzer das Wenigste davon versteht.

Cassa ist eine mit Schlössern und Riegeln wohl versehene eiserne Kiste, die man sehr fleissig verschließt, damit andre Leute den leeren Raum darinn nicht wahrnehmen können.

Empfindlich heißt man, wenn wir die Grobheiten andrer nicht mit gelassenen Augen ansehen.

Klug heißt derjenige, der die Arglist besitzt, seine Fehler durch andrer Leute Schaden wieder gut zu machen.

Klug heißt auch bisweilen soviel, als taub.

Tadeln heißt, an einer Sache, die man nicht versteht, Fehler finden.

Schönheit ist die über verhältnißmäßige Glieder gespannte Haut.

Geld ist ein Metall, wobey mancher reicher Thor verhungern müßte, wenn es niemand von ihm annähme.

Grundgelehrt seyn heißt, solche Sachen wissen, womit man keinen Hund aus dem Ofen locken kann.

Großer Geist ist öfters ein solcher, dessen Handlungen den Strang verdienten, wenn selbige ein armer Teufel begienge.

Plattdeusch sprechen ist bey einigen eben so viel, als Ehrlich seyn.

Reisen heißt, in fremden Ländern sich eine genaue Kenntniß von Spiel- und Caffeehäusern zuwege bringen, neue Moden nachäffen, die Gesundheit durch Galanterien verlieren, die größten Reichtümer verschwenden, und seine Muttersprache mit ausländischen Redensarten zierlich verfälschen lernen.

Tod heißt der Vorhang, der die menschliche Comödie beschließt.

Merkwürdige Beschreibung der Feyerlichkeit, womit zu Constantinopel die Handwerkszünfte dem türkischen Kaiser die Geschenke überliefern, die sie ihm, so oft er mit seinen Truppen zu Felde zieht, zu machen verbunden sind.

(Aus einem Briefe von Madame Worthley Montague.)

Der Großsultan stand am Fenster seines Serail, um den solennen Zug der Handwerksleute zu sehen, womit sie auf den vornehmsten Straßen

Straßen Parade machen. Zuerst erblickte man einen Effendi, der auf einem Kamele ritt, welches das stattlichste Geschirr auf hatte. Dieser Effendi las mit lauter Stimme eine Stelle aus dem Alkoran, der sehr zierlich eingebunden war, und auf einem Kissen vor ihm lag. Einige junge Leute, die, in schneeweißen langen Röcken, um ihn herumstanden, sangen einige Verse aus dem Alkoran ab. Hierauf kam ein Mann, der mit grünen Zweigen bedeckt war. Dieser stellte einen Ackersmann vor, der Samen in die Erde streuet. Ihn begleitete ein Haufen Schnitter, so wie man sie im Gefolge der Ceres sieht, mit Kränzen von Kornähren, und in einer solchen Stellung, als ob sie mit ihren Sicheln Korn schneiden wollten. Hinter ihnen wurde von ein paar Ochsen eine kleine Maschine geführt, auf welcher eine Windmühle und zween junge Knaben waren, die sich mit dem Mahlen des Korns beschäftigten. Darauf folgte eine andre von Ochsen gezogene Maschine, worauf ein Backofen und zween Knaben standen, davon der eine Brod buck, der andre aber dasselbe aus dem Backofen hervorlangte. Auf diese folgte die ganze Gesellschaft der Becker, welche Paarweise zu Fuß daher marschirten, sehr niedlich gekleidet waren, und auf ihren Köpfen allerley Arten von Kuchen und Backwerk trugen. Gleich hinter ihnen zogen zween Stocknarren auf, deren Gesichter und Kleider

mit Mehl bestreut waren, und die durch allerley Narrenspossen das Volk zum Lachen bewogen. Mit gleicher Pracht zogen alle Handwerker durch die Hauptstraßen. Die Juwelirer und Kaufleute erschienen beritten. Ein jeder hatte ein kostbar ausgearbeitetes Kennzeichen seiner Profeßion an sich hängen. Unter andern führten die Kirschner eine große mit Fuchs- Hermelin- und andern Fellen bedeckte Maschine mit sich. Diese Felle waren so künstlich ausgestopft, daß diese Thiere lebendig schienen. Bey diesem Aufzug, welcher ungefähr ein Korps von 20000 Mann ausmachte, die alle bereit waren, auf Befehl des Großherrn mit zu Felde zu ziehen, hörte man Symphonien, und sahe hin und wieder auf der Seite einen Chor von Tänzern und Tänzerinnen. Den Beschluß machten die Volontairs, welche sich die Ehre ausbaten, ihr Gut und Blut für das Vaterland aufopfern zu dürfen. Dieser Theil des Spectakels kam mir so barbarisch vor, daß ich mich so gleich vom Fenster entfernte. Denn die erwehnten Volontairs giengen bis an den halben Leib nackend. Einige unter ihnen hatten ihre Arme mit Pfeilen, welche noch darinn stacken, durch und durch geschossen. Andere hatten die Pfeile mitten am Kopfe stecken, so daß ihnen ihr Blut stromweise vom Gesicht herunter rann. Diese letzteren zerfleischten sich auch ihre Arme mit Messern, daß ihr Blut häufig unter die Zuschauer

schauer spritzte. Denn dieses Verfahren wird als ein sicheres Zeichen ihrer Liebe zur Ehre angesehen. Einige unter ihnen nehmen ihre Zuflucht zu diesem erschrecklichen Mittel, wenn sie sich bey ihren Frauenzimmern beliebt machen wollen. Tritt die Geliebte vors Fenster, und wird von ihrem Liebhaber erblickt, so sticht er sich, ihren schönen Augen zu Ehren, ungeachtet der Wunden, die er sich schon vorher gemacht, einen neuen Pfeil ins Gesicht; und die Geliebte giebt ihm ein Zeichen, ihn aufzumuntern, und diese grausame Galanterie mit ihrem Beyfall zu krönen. Dieser ganze Auftritt dauerte, zu meinem großen Verdruß, ungefähr 4 Stunden lang. Ich war der Possen ganz müde, ob ich mich gleich bey der Wittwe des Capitain-Bassa, (d. i. des Großadmirals) befand, die mir, mit aller ersinnlichen Höflichkeit, Caffee, Sorbet u. d. g. vorsetzte.

* * * * * * * * * * *

Kritische Anmerkungen über die Erfindung des Schießpulvers.

Die Künste in der Welt sind von jeher der Veränderung eben so sehr unterworfen gewe-

gewesen, als die Meynungen der Menschen So ist es mit dem Zündpulver ergangen. Es ist gewiß, daß der Benedictiner, Rogerius Baco, dies Geheimniß nicht so gelehret hat, wie wir es heut zu Tage besitzen; sondern dasselbe ist von einem andern Benedictiner, gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts, erfunden worden; und ein Jesuit ist es, der im 17ten Jahrhundert den Chinesern die Kunst, Canonen zu giessen, gelehret hat. Ohne Zweifel hat das Wort *Canon*, welches im Französischen Röhre bedeutet, zu einem Irrtum Anlaß gegeben, den man lange Zeit beybehalten hat. Schon im Jahre 1338 bediente man sich eiserner Röhren, woraus man große glühende Pfeile, die mit Pech und Schwefel behängt waren, in die belagerten Städte abschoß. Diese Maschinen, die auf tausenderley Weise verändert wurden, machten einen Theil der Artillerie aus. Daher hat man bishero geglaubt, daß man sich bey der Belagerung des Schlosses Puyguillaume im Jahre 1338, und gegen mehrere Plätze, bereits solcher Canonen bedient hätte, wie man selbige heutiges Tages macht. Um starke Mauren, wie man damals hatte, übern Haufen zu werfen, dazu gehören Canonen von wenigstens 24pfündigem Caliber. An dergleichen aber wurde zur selbigen Zeit nicht gedacht. Es ist auch ein Irrtum, wenn man glaubt, die Engländer hätten im Jahre 1346 in der Schlacht

bey

bey Crecy ihre Canonen spielen lassen. Man findet davon nicht die geringste Spur im Archiv des Tow'r zu London. Ein solches Factum würde wahrlich nicht mit Stillschweigen übergangen worden seyn. —

In der neuern Geschichte von Frankreich liest man von einer Canone, die im Jahr 1301 in der Stadt Amberg, in der Oberpfalz, soll gegossen worden seyn; mit dem Zusatz, diese Canone befinde sich noch heut zu Tage in selbiger Stadt, und das Datum 1301 sey über der Schwanzschraube eingegraben. Man hat es der Mühe werth erachtet, sich wegen dieses Vorgebens genauer zu erkundigen. Es sind verschiedene gelehrte Churbayersche Ministers darüber befragt worden, welche die Sache geläugnet. Endlich hat man selbst zu Amberg Nachricht eingezogen; da sichs dann ergeben, daß eine solche Canone niemals daselbst existirt hat. Und ausserdem hat Amberg vor dem Jahre 1326 keine Vestungswerke gehabt. Was aber zu diesem Irrtum Anlaß gegeben hat, ist das Grab eines gewissen Mergus Martin, der zu seiner Zeit ein berühmter Mathematicus gewesen, und in der Oberpfalz Canonen gegossen hat. Auf seinem Grabmal befinden sich zween Schilde, auf deren einem der Vogel Greif, auf dem andern aber eine Canone, auf einer Lavette mit zwey Rädern, steht. Auf dem Epita-

phio liest man ganz deutlich sein Sterbejahr 1501. Ein Franzose, der es nur flüchtig betrachtet, mag 1301 gelesen haben. Hieraus hat sich dieser Irrtum in die französische, und von dar selbst in die deutsche Geschichte verbreitet.

* * * * * * * * * *

Gespräch
zwischen
Alexander und Diogenes.

(Anmerkung. Die Geschichtschreiber kommen darinn mit einander überein, daß Alexander und Diogenes an einem Tage gestorben sind. Um dieses Umstands willen hat der Verfasser voraussetzen dürfen, daß sie sich im Reich der Todten einander begegnet, und mit einander gesprochen haben.)

Diogenes.

Ha, großer Alexander! nun ist wol dein Schicksal nicht viel besser, als des Diogenes?

Alexander. Nicht viel besser? Wir wären also Cameraden? Ein Cyniker, wie du, erfrechet sich, sich mit dem Eroberer Asiens zu vergleichen, oder ihn, bis zu seiner eigenen Niedrigkeit, herunter zu setzen?

Dioge

Diogenes. Mich deucht eben, daß jener Eroberer Asiens, der Kronen geschenkt und gestohlen hat, auf dieser Welt eine eben so schlechte Figur macht, als Diogenes auf jener.

Alexander. Das ist freylich wahr. Indessen sind doch alle meine Absichten erfüllt, und ich hinterlasse einen unvergänglichen Namen.

Diogenes. Ich zweifle, ob dein Name länger dauren werde, als der meinige.

Alexander. Ein solcher Zweifel verräth einen ziemlichen Stolz an dir. Zwar muß ich gestehen, daß eine wunderliche Lebensart öfters die Aufmerksamkeit der Leute eben so stark an sich zieht, als die erhabensten Handlungen.

Diogenes. Ich überlasse es dem Minos, ein Urtheil zu fällen, ob deine oder meine Aufführung die vernünftigste gewesen sey. Du selbst schienest ja meine Lebensart zu billigen, als du einst sagtest: „Wäre ich nicht Alexander, so möchte ich wol Diogenes seyn?„

Alexander. Dies sagte ich darum, weil ich in keinem Stücke der gemeinen Art Leute gleichen wollte. Daher mußte ich mich entweder unendlich über sie erheben, oder mich unendlich tief unter sie heralassen. Ich erwählte das erstere, und du das letztere.

Diogenes. Du irrest dich, Alexander! Ich habe der Welt wenigstens gezeigt, daß ich deines Gleichen sey. Ich habe mir deine Aufmerksamkeit zugezogen; und du hast die meinige

nicht erwerben können. Ich habe dich ausser Stand gesetzt, mir etwas|wegzunehmen; und du hast mich nicht zwingen können, etwas von dir anzunehmen. Das einzige, was ich von dir gefodert, und das nicht einmal in den Umfang deines Ehrgeizes gehörte, war, daß du mir meine Sonne solltest geniessen lassen.

Alexander. Ich habe aber doch, wenn ich mich recht besinne, sagen hören, daß eben der Diogenes, der eines Alexanders Freundschaft ausschlug, sehr lang als der Sclave eines schlechten Bürgers zu Corinth gelebt hat.

Diogenes. Auch hierinn steckt ein Irrtum. Als ich einst nach der Insel Aegina fahren wollte, wurde ich von Seeräubern gefangen, gleichwie so viele Souverains von dir gefangen worden sind. Sie stellten mich zum Verkauf aus. Aber da man mich frug, was ich für eine Kunst verstünde, so gab ich zur Antwort: „daß ich „den Menschen zu befehlen wisse.„ Da rief, auf mein Gebot, der Auctionator mit lauter Stimme: „Ihr Bürger, wer unter euch hat „Lust, seinen Herrn zu kaufen?„ Sogleich kaufte mich Xeniades auf diesen Fuß; und er befand sich wohl dabey. Ich hielt mich geraume Zeit bey ihm auf. Aber antworte mir auf meine Frage: Sind die Löwen Sclaven derjenigen, von denen sie die Nahrung bekommen? oder, sind nicht vielmehr diese letzteren die Knechte der Löwen?

Ale-

Alexander. Da du so witzig raisonnirst, so ist es Schade, daß du nicht am Hofe Alexanders gelebt hast.

Diogenes. O! da wäre es ganz anders hergegangen. Ein König, insonderheit aber ein Alexander, verlangt Schmeichler, aber keine Gebieter. Du wärest nicht besser mit mir umgegangen, als mit dem Callisthenes; denn wahrlich, ich würde nicht gelehriger gewesen seyn, als er.

Alexander. Wir wollen den Callisthenes vergessen.

Diogenes. Aber, was sagst du vom Clitus?

Alexander. Habe ich ihn nicht beweinet?

Diogenes. Und vom Parmenio?

Alexander. Auch davon wollen wir nicht sprechen. Hab ich dann nicht bey andern Vorfällen eben so viel Menschlichkeit, als Größe der Seele, bewiesen? Hab ich nicht dem Porus seine Krone und seine Freyheit wieder gegeben?

Diogenes. Besser wäre es gewesen, wenn du ihn nicht zuvor genöthiget hättest, selbige zu verlieren.

Alexander. Hab ich nicht für die Gemahlinn und Prinzeßinn des Darius alle ersinnliche Hochachtung bezeigt, ob sie gleich so ungemein schön gewesen?

Diogenes. Ich geb es zu. Allein, zu gleicher Zeit hättest du nicht eine der prächtig-

sten Städte der Welt in Brand stecken sollen, nur um der Hure Thais zu gefallen, sie mag auch noch so schön gewesen seyn. Ich selbst habe eine gewisse andre Courtisane, die wol so gut war, als die deinige, sehr wohl leiden mögen; aber ich würde, ihrem Eigensinn zu Gefallen, nicht einmal meine Tonne verbrannt haben. Gestehe nur, daß es für einen Prinzen, der sich als einen Gott hat wollen anbeten lassen. —

Alexander. Das that ich mehr aus Politik, als aus Eitelkeit.

Diogenes. Was auch die Ursache davon gewesen seyn mag, ich halte mich an die Wirkungen. Diese aber rechtfertigen die Maxime, die ich so oft ausgesprochen habe: „Jeder Philosoph," sagte ich, „der philosophisch genug „ist, von Gartenfrüchten zu leben, soll die Höfe und die Fürsten meiden."

Alexander. Also bildete mich Aristoteles, mein Lehrmeister, dem ich auf gewisse Art eben so huldigte, als ich mir von andern Souverains huldigen ließ. Aristoteles hätte besser gethan, wenn er den Hof meines Vaters geflohen, und, wie Diogenes, seine Wohnung in einem Fasse aufgeschlagen hätte.

Diogenes. Auch wäre es für das Wohlseyn des menschlichen Geschlechts weit dienlicher gewesen, wenn eine Tonne die einzige Wohnung, das einzige Gebiete des Alexanders gewesen wäre.

Ale-

Alexander. Lieber Diogenes! wir wollen aus der Vernunft mit einander sprechen. Hier können wir ohnedem nichts Gescheuteres vornehmen. Glaubest du denn wirklich, daß Ruhe vorzüglicher sey, als eine Handlung, insonderheit, wenn uns die Ehre zur Handlung antreibt?

Diogenes. Die wahre Ehre besteht darinn, daß man mit sich selbst zufrieden ist. Da du nun aber das Unglück gehabt hast, zum König gebohren zu werden, so hättest du dich darauf einschränken sollen, deine Völker glücklich zu machen; denn dies ist unendlich schwerer, als Nationen zu erobern.

Alexander. Wie? Mein Uebergang über den Granicus, Indus und Hydaspes, die Schlachten bey Issus und Arbella, und so viele andre; so viele Nationen, die ich mir unterwürfig gemacht, so viele Städte, die ich mit Sturm erobert, so viele Hindernisse, die ich überwunden, so viele Gefahren, denen ich getrotzet, so viele Projecte, die mir gelungen sind, sollte das alles nicht eben so gut, und besser seyn, als die träge Weisheit eines Prinzen, welcher, um die Ruhe bey seinen Unterthanen zu erhalten, ihren Muth schwächen, und mit allem Recht von seinem eigenen zweifeln läßt?

Diogenes. Nein! und dieser König, wann es anders einen von solchem Character giebt, würde vom Diogenes die Huldigung erhalten haben, die Alexander nicht erhalten konnte.

Erinnere dich der Antwort, die dir ein gewisser Seeräuber gab. „Ich bin,„ sagte er zu dir, „nur ein Seeräuber; hätte ich aber eine Ar„mee, so würde ich ein Eroberer seyn.„ Was verhindert uns nun, den Schluß zu machen, daß wenn Alexander, anstatt einer Armee, nicht weiter als ein Schiff gehabt hätte, gleichfalls ein Seeräuber aus ihm geworden wäre?

Alexander. Ich sehe wohl, Diogenes, daß du, selbst in der Unterwelt, deinen cynischen Ton immer beybehältst.

Diogenes. Und ich sehe wohl, daß Alexander auch in der andern Welt seinen Ehrgeiz nicht abgelegt hat; wiewol er hier sehr überflüßig ist. Von Allem bis zum Nichts, ist öfters nur ein einziger Schritt. Nun hat es mit uns beyden einerley Ausgang gewonnen. Du hast Staaten verheeret, und bist nun nichts mehr als ich; ich habe mich in meiner Tonne herumgewältzt, und bin eben so gut als du.

* * * * * * * * * * *

Eine Lappländische Tradition.

Hacho, ein alter König von Lappland, war in seiner Jugend einer der berühmtesten Hel-

Helden. Seine Thaten sollen noch heutiges Tages auf einer Seule von Feuerstein, die sich unter den Felsen von Hanga befindet, aufgezeichnet stehen. Die Lappländer besingen selbige auf ihren Harfen, wenn sie bey ihren Freudenfesten um das Feuer herum sitzen, so sie des Nachts anzünden. Hacho trieb seine Unerschrockenheit so weit, daß er die höchstgefährliche Passage über den See Vether, welcher der Insel Wisard gegen über liegt, versuchte. Auch stieg er ganz allein in die große unterirdische Höle hinab, in welcher ein gewisser Zauberer schon seit sechshundert Jahren eingeschlossen und gebunden lag. Hier entzieferte Hacho die Gothischen Charakters, die auf der Keule des Zauberers in Erz eingegraben waren. Hacho konnte mittelst eines einzigen Blickes, den er aus seinen schwarzen Augen schoß, die auf ihn gerichteten Pfeile seiner Feinde stumpf machen. In einem Alter von zwölf Jahren hub er, in Beyseyn aller Vornehmen, die sich damals an seines Vaters Hofe aufhielten, ein entsetzlich schweres Gefäß von Erz von der Erde auf, und hielt es eine ganze Stunde in der Hand.

Hacho war nicht weniger seiner Klugheit wegen berühmt. Die Lappländer führen noch immer einige von seinen Sprichwörtern im Munde. Wenn er die Wachsamkeit des höchsten Wesens anzeigen wollte, so pflegte er zu

sagen: „Der Riegel des Odins* liege be„ständig vor seiner Thüre.„ Um zu beweisen, daß man in den allerglücklichsten Umständen des Lebens nicht sicher seyn dürfe, sagte er zu seinen Freunden: „So oft ihr auf glattem Eis „geht, so denkt mit Schauer an den Abgrund, „den es bedeckt.„ Als einsmals seine Landsleute willens waren, ihre beeisten Wälder zu verlassen, und ein gelinderes Clima aufzusuchen, richtete er durch sein Ansehen und durch seine Beredsamkeit soviel bey ihnen aus, daß sie ihren Entschluß änderten, und in ihrem Vaterland blieben. Unter andern Trostgründen stellte er ihnen vor, daß sie noch weit glücklicher wären, als die morgenländischen Völker, ob diese gleich einen fruchtbarern Erdstrich bewohnten. „Wenigstens genießt ihr,„ sagte er, „stil„le ruhige Nächte, dahingegen der Schlaf der „Morgenländer alle Augenblicke durch das „schreckliche Getöse unterbrochen wird, welches „die Anstalten der über ihren Häuptern aufge„henden Sonne hervorbringen.„

Die Mäßigkeit und die Strenge der Sitten waren seine Haupttugenden. Er enthielt sich des Weins und alles starken Getränkes, wovon doch sonst die nordischen Völker große Liebhaber sind. Wenn er schlief, so hielt er allemal eine Lanze in der Hand. Er würde es für eine Schande gehalten haben, sich einer Streit-

*Eine von den alten Scandinaviern verehrte Gottheit.

Streit-Axt zu bedienen, die einen kupfernen Handgriff gehabt hätte. Aber leider! er beharre nicht bis an sein Ende in dieser löblichen Verachtung aller Ueppigkeit.

Denn als er einst, am Abend, auf der wilden Hunds-Jagd (welche Thiere bey den Lappländern Gulos heissen) gewesen war, verirrte er sich in einem großen Walde, aus welchem er sich, den ganzen folgenden Tag über, nicht wieder heraus finden konnte. Vor Mattigkeit schmachtete er nach Erfrischung, und fand von ohngefähr in der Höle einer Tonne etwas Honigseim. Er kostete davon, er sättigte sich, und befand diese Speise lecker. Von derselben Zeit an gewöhnte er sich so sehr an den Honig, daß dieser täglich auf seine Tafel kommen mußte. Sein Gaumen und sein Geschmack wurden nach und nach immer feiner; seine ehmalige Nahrung schmeckte ihm nicht mehr; seine Tafel wurde mit köstlichen Speisen bedient; seine Gärten, worinn das schönste Obst reif wurde und verfaulte, ohne daß er sich darum bekümmerte, bekamen nunmehr eine sorgfältigere Wartung, und waren für das Dessert seiner Tafel kaum zureichend. Da ihm das Obst zu kühlend vorkam, so hielt er für nöthig, etwas Wein dahinter her zu trinken. Der Gebrauch des Weins war ihm so angenehm, daß er ihn gar bald mißbrauchte. Seine Lebensart änderte sich in allen Stücken. Seine Zimmer dufteten beständig von dem Rauchwerck der kostbarsten Gewürze, und seinen Helm ließ er mit einer Krone von Rennthier-Zähnen auszieren. Trägheit und Liebe zur Wollust löschten endlich alle Empfindung der Ehre und der kriegerischen Tugenden in ihm aus.

Da nun solchergestalt der wollüstige Zacho völlig in Weichlichkeit versunken war, so kam einst, des Morgens, einer von seinen Hofleuten ganz erschrocken zu ihm, und brachte die traurige Nachricht, daß in der abgewichenen

Nacht

Nacht ein unglücklicher Vogel das Oel aus der ewigen Lampe im Tempel des Odin ausgetrunken habe. Gleich darauf kam ein andrer Bote mit der Nachricht, daß der König von Norwegen mit einem fürchterlichen Heere in Lappland eingefallen sey. Hacho, dem bereits die nächtliche Vorbedeutung bedenklich geschienen, und dem die zärtliche Lebensart seit langer Zeit die Kräfte geschwächt und ausgesogen hatte, erwachte nunmehro von dem tödtlichen Schlafe seiner Wollust. Er bemühte sich, einige Funken seiner alten Tapferkeit wieder aufzufachen, und zog seinem Feind entgegen.

Beyde Armeen trafen in dem Wald zusammen, wo sich ehmals der König Hacho auf der Jagd verirret hatte. Der König von Norwegen that ihm den Vorschlag, ihre Streitigkeiten durch einen Zweykampf zu entscheiden; und es fügte sich, daß dieser Zweykampf an eben dem Orte vorgieng, wo Hacho den Honigseim zuerst geschmeckt hatte. Er, der kaum seine eigene Waffenrüstung tragen konnte, wurde von seinem Widersacher sogleich zu Boden geworfen; und bevor ihm der König von Norwegen den Kopf abschlug, brach Hacho in folgende Worte aus, welche die heutigen Lappländer ihren Kindern alle Tage wiederholen: „Der Mensch, der dem Laster „ergeben ist, soll den Zeitpunkt seines Verderbens von „dem Tage an rechnen, da er zum erstenmal der Versu„chung nachgegeben hat Wie recht geschicht mir, daß „ich anheute das Schlachtopfer meiner Schwachheit wer„de, gerade an demjenigen Orte, wo ich den Anfang ge„macht, mich von den traurigen Anzüglichkeiten, die mich „von dem Wege der Unschuld meiner Sitten abgelenkt „haben, bethören zu lassen! Nicht der Arm des Tiran„nen von Norwegen, sondern der Honig, den ich in die„sem Walde gekostet habe, ist es, was den Hacho ge„stürzet hat!„

Nachricht
von dem
Hamburgischen Journal,
welches
im Verlag Michael Christian Bock,
Buchdruckers zu Hamburg,
vom 1764sten Jahre an monatlich
herauskommen soll.

Die periodischen Schriften haben sich in Deutschland so gewaltig gehäuft, daß schon die bloße Ankündigung derselben für manchen vernünftigen Leser etwas Gleichgültiges, oder wol gar etwas Verhaßtes ist. Wenn wir es also dem ungeachtet wagen, mit einem neuen Journal ans Licht zu treten, so müssen wir vorher anzeigen, warum wenigstens unser Vorhaben nicht verdiene, den rechtmäßigen Vorurtheilen ausgesetzt zu seyn, die sich in unsern Tagen gegen die Herausgabe neuer Monatschriften hervorthun.

Unser **Hamburgisches Journal** soll, durch seine besondere Einrichtung, alle die Vortheile in sich vereinigen, wodurch sich bey den Franzosen der Mercure de France und bey den Engländern verschiedene ihrer sogenannten Magazine vorzüglich beliebt gemacht, und eben darum eine viel längere Dauer gewonnen haben,

ben, als sich insgemein unsere deutsche Monatschriften versprechen dürfen. Diesemnach haben wir zum voraus vestgesetzt,

1) daß es einem jeden frey stehen müsse, seine Aufsätze, sie mögen in Prose, oder in Versen seyn, zur Einrückung in das **Hamburgische Journal** einzuschicken; und daß diese Einrückung nicht schwer gemacht oder versagt werden dürfe, wenn die Aufsätze nichts enthalten, das gegen die **Religion**, den **Staat**, und den **guten Geschmack** streitet. Hierüber zu erkennen, behalten sich diejenigen, auf ihre Verantwortung, bevor, denen der Verleger die Direction über dies Journal, und die ordentliche Ausarbeitung desselben aufgetragen hat. Vorzüglich aber werden die Aufsätze der Herren Subscribenten auf dieses Journal, und zwar, zur billigen Erkenntlichkeit für ihren Beyfall, jederzeit unentgeldlich, eingerückt werden. Eben dies wird man auch gegen die Herren Buchhändler in Ansehung ihrer Avertissemens, wenn solche nicht gar zu weitläuftig sind, wie auch gegen diejenigen, welche ihre neue Entdeckungen ankündigen, oder bekannt machen wollen, beobachten.

2) Da wir uns die äußerliche Einrichtung des Mercure de France und der Englischen Magazine zur Vorschrift erwählt, so

können

können diejenigen, die mit dergleichen Schriften bekannt sind, leicht erachten, daß unser **Hamburgisches Journal** ein allgemeines Depôt seyn wird, worinn auserlesene, theologische, juristische, medicinische, physikalische, ökonomische, moralische, mathematische, historische, kritische, kurz solche Abhandlungen, die in das Fach der ernsthaften Wissenschaften gehören, mit allem demjenigen abwechseln werden, was das weitläuftige Reich des Witzes, oder die eigentlich sogenannte anmuthige Gelehrsamkeit, Neues und Vorzügliches in gebundener oder ungebundener Rede liefert. Bey unsern Auszügen aus den neuesten fremden und inländischen Schriften (durch welche Auszüge zugleich die Gelehrte Zeitung, welche seit kurzem bey dem Verleger dieses Journals herauskommt, eine Art von Vollständigkeit erhält) werden wir uns bloß auf die nützlichsten und angenehmsten einschränken, und nicht sowol eine kritische Beurtheilung derselben, als vielmehr eine historische Anzeige davon liefern, welche aber desto getreuer seyn wird, je vester wir der Meynung eines berühmten Schriftstellers sind, welcher sagt: „Daß „die Journale und gelehrte Zeitungen „allemal nur eine sehr geringe Wahr„scheinlichkeit vom Werthe eines Buches

„geben

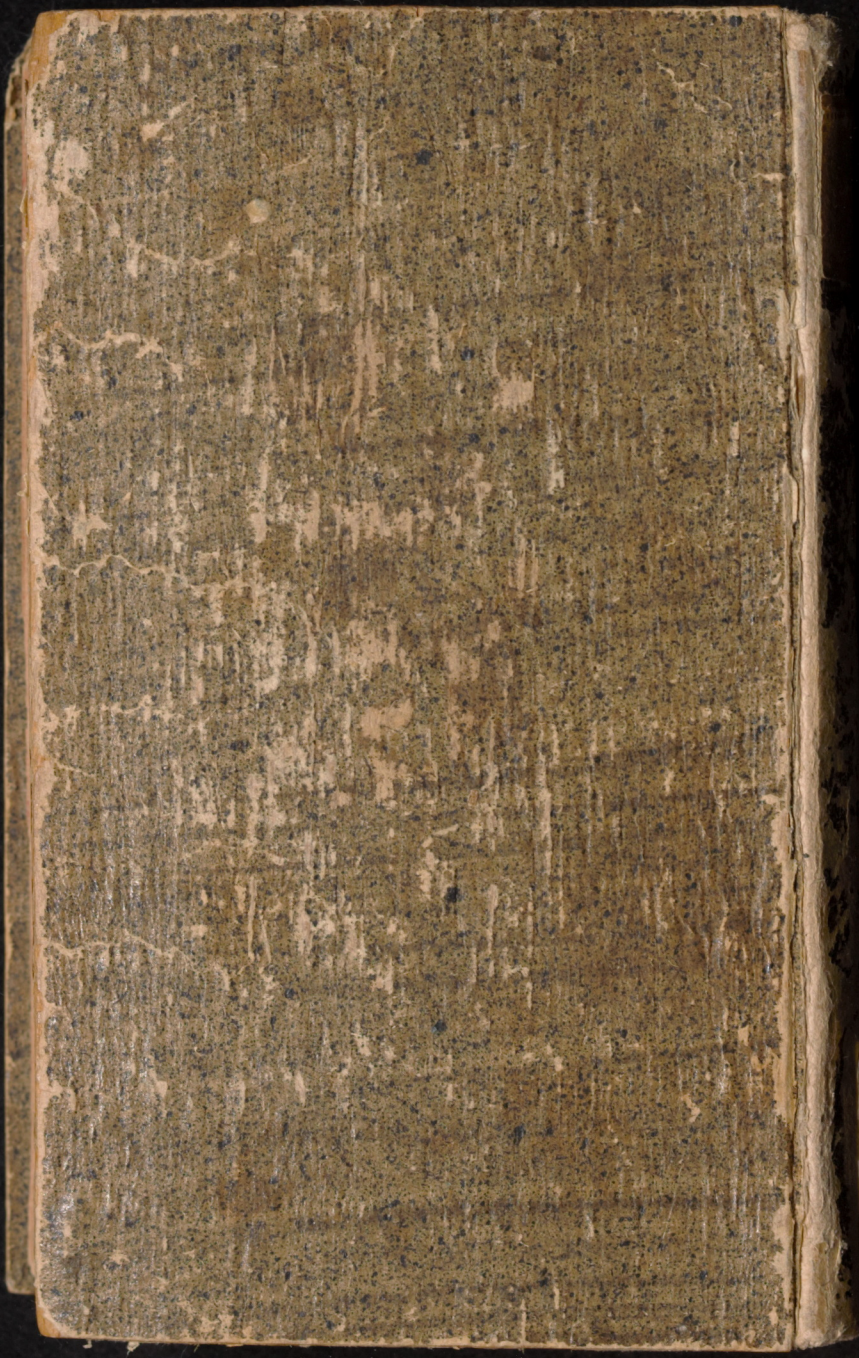
„geben, wofern sie nicht weitläuftige „Stellen daraus anführen.„

Die Herren Subscribenten auf dieses Hamburgische Journal, wovon monatlich 6 Bogen, bis weilen auch mehrere, in diesem Format, auf diese Sorte Papier und mit diesen Lettern gedruckt, ausgegeben werden, belieben ihre Namen dem Verleger, Michael Christian Bock, oder an die Estiennische Buchhandlung allhier bey Zeiten bekannt zu machen. Sie bekommen den ganzen Jahrgang in 12 Stücken, ungeheftet für 5 mß, geheftet für 5 mß 8 ßß. auf sauberm Druckpapier; auf feinem Schreibpapier aber, ungeheftet für 6 mß 8 ß und geheftet für 7 mß. Andere, die nicht subscribiren wollen, erhalten jedes Stück auf Druckpapier (denn auf Schreibpapier werden keine einzelne Stücke verkauft) ungeheftet für 8 ß. geheftet aber für 9 ßß. Auswärtigen Liebhabern kann dies Journal von allen Postämtern auf die bequemste Art verschafft werden; wie es denn allhier zu Hamburg, außer den beyden obgemeldeten Addressen, auch in den gewöhnlichen Zeitungsbuden zu bekommen ist.

Paquete und Briefe sind, unter der Aufschrift: An die Verfasser des Hamburgischen Journals, postfrey einzusenden, und an den Verleger oder an die Estiennische Buchhandlung zu addreßiren.

LBMV Schwerin 33
33$001286897

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1823199186/phys_0587
DFG



Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1823199186/phys_0588
DFG

l ihm die heftigen Leiden-
aren, und entschuldigte
den so selten ist) das Ge-
Damon war dem Schein
und vielleicht war er im
tsam. Sein ernsthaftes
ol philosophisch, als viel-
einzige Leidenschaft war
Gedanken zu beschäftigen,
aren oftmals nicht sehr
r Philosoph konnte leicht
der Petitmaitre leicht ein

te auch jenen. „Wie!
ator zu ihm, „du läs-
Kinde Gesetze vorschrei-
betrifft, ich schreibe den
listigsten Wittwen wel-
t ist vorbey, da man
einen Liebeshandel in
man in der Jugend
atte. Folge mir, flat-
einem Gegenstand zum
ß mir der Sorge, et-
uldigen Lucilie zu ma-
n, Damon verlangte
ter bey seiner Gebieterin
und aus diesem Grunde
üchtig. Ueberdies hatte
Meynung von sich selbst,

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1823199186/phys_0589
DFG